



DEUTSCHER LOKALJOURNALISTENPREIS 2016

REZEpte FÜR DIE REDAKTION

Ergänzungsband 12 | Heike Groll (Hg.), Robert Domes



Die Jury

HEIKE GROLL

Magdeburg, seit 2012
Vorsitzende seit 2015

PETER PAULS

Köln, seit 2015

DR. WOLFGANG RÖHM

Sindelfingen, seit 1999

ANTON SAHLENDER

Würzburg, seit 2015

DR. DIETLIND TIEMANN

Brandenburg, seit 2012

HANS-JOSEF VOGEL

Arnsberg, seit 2015

St. Augustin 2017

© Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
Heike Groll, Robert Domes

Herausgeber und Redaktion

Heike Groll, Robert Domes

Gestaltung und Produktion

SWITSCH Kommunikationsdesign, Köln
workstation, Niederkassel

Heike Groll (Hg.), Robert Domes

Mitarbeit

Michael Köhler, Lektorat

Druck

Kern GmbH, Bexbach



ISBN 978-3-95721-372-3

Ausgezeichnet

Deutscher Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung
Dokumentation der preisgekrönten und fast preisgekrönten
Einsendungen des Jahres 2016

Rezepte für die Redaktion

Ergänzungsband 12

Der Stiftungsvorsitzende

Die Bedürfnisse der Menschen ernst nehmen

Ein Buch, das den Titel „Rezepte“ trägt, will nicht einfach gelesen werden, sondern ausgiebig genutzt. Die Gerichte, die sich als herausragend und schmackhaft bewährt haben, sollen nachgekocht werden. Dieses Ziel hat die Konrad-Adenauer-Stiftung und die Macher der „Rezepte für die Redaktion“ von Anbeginn geleitet. Wir wollen Ihnen Themen, Geschichten, Konzepte und Ideen vorstellen und Sie zugleich einladen, sie aufzugreifen und nachzumachen.

Es gäbe die „Rezepte“ nicht ohne Dr. Dieter Golombek. Er hat nicht nur den Lokaljournalistenpreis erfunden, sondern auch die Dokumentation der herausragenden Arbeiten jahrzehntelang gepflegt. Mit diesem Band geht nun die Herausgeberschaft für die „Rezepte“ in neue Hände über. Für seinen unermüdlichen Einsatz für den Lokaljournalismus sind wir Dr. Golombek zu großem Dank verpflichtet.

Wie Sie erkennen, haben wir die „Rezepte“ einem Relaunch unterzogen. Die neue Optik, neues Format und eine aktualisierte Gliederung sorgen für mehr Übersicht. Dem Prinzip der „Rezepte“ sind wir jedoch treu geblieben. Wie es seit vielen Jahren guter Brauch ist, werden nicht nur die preisgekrönten Geschichten und Projekte präsentiert, sondern auch diejenigen, die in der engeren Wahl der Jury standen und einen Preis nur knapp verpasst haben.

In diesem Jahr stellen wir Ihnen 50 Projekte aus 335 Einsendungen genauer vor. Sie umfassen die ganze bunte Welt des Lokaljournalismus, die immer auch ein Abbild der „großen“ Welt ist. Sie alle haben Vorbildliches für den deutschen Lokaljournalismus geleistet. Die Geschichten und Konzepte verdienen es, dass viele Kolleginnen und Kollegen ihnen nacheifern, sie variieren und sich inspirieren lassen.

Doch dieser Band ist mehr als ein Kochbuch für ambitionierte Journalistinnen und Journalisten. Er ist zugleich eine Hommage an und eine Verbeugung vor gutem Lokaljournalismus. Und Anerkennung haben die Kolleginnen und Kollegen in den Lokalredaktionen verdient. Sie stehen in der ersten Reihe einer Zunft, die von der Gesellschaft mit wachsendem Argwohn und Skepsis betrachtet wird. Von ihrer Glaubwürdigkeit, ihrer Qualifikation, von ihrem Anspruch und ihrem Mut hängt es ab, ob die Menschen wieder mehr Vertrauen in die Medien gewinnen.

Die Einsendungen für den Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung beweisen, dass viele Redaktionen diese Aufgabe mit Bravour bewältigen. Sie planen und realisieren bürgernahe Konzepte, greifen schwierige und strittige Themen auf, machen sich zum Anwalt der Leser, bieten engagierten Service. Und erfüllen damit die anspruchsvollen Kriterien, die die Stiftung für den Preis angelegt hat.

Die ersten Preisträger 2016 sind dafür das beste Beispiel. Mit ihrem Projekt „Aufwachsen als Flüchtlingskind“ gibt die Landeszeitung für die Lüneburger Heide dem Fremden ein Gesicht und macht dadurch Integration nachvollziehbar. Die Schwierigkeiten und Hindernisse auf der Suche nach einer zweiten Heimat treten zutage. Engagiert und bewegend zugleich berichten die Autoren, wie versucht wird, eine Herausforderung von europäischer Tragweite auf lokaler Ebene zu bewältigen. Sie zeigen auf, wie schwierig und mühevoll die Wege in der Demokratie oft sind – und wie sehr es sich lohnt, sie zu beschreiten. Und sie zeigen, wie sehr es vom Engagement im Kleinen abhängt, diese Herausforderung zu meistern.

Eine ungewöhnliche und mutige Antwort auf die Krise hat der Kölner Stadt-Anzeiger nach den Vorfällen in der Silvesternacht 2015/16 gefunden. Mit seiner „Kölner Botschaft“ gegen die Polarisierung der Gesellschaft übernimmt die Redaktion Verantwortung für die Grundwerte der Demokratie.

Es sind zwei Beispiele von vielen, die zeigen, wie wichtig es ist, die Menschen, ihre Bedürfnisse und Sorgen vor Ort ernst zu nehmen. Gerade in Zeiten von Fake News und digitaler Flüsterpropaganda brauchen wir solche lokalen Qualitätsmedien. Sie zu stärken und zu fördern ist eine Investition in die Demokratie. Die Konrad-Adenauer-Stiftung und die unabhängige Jury sind stolz darauf, dass sie dazu ein Stück beitragen können.

Dr. Hans-Gert Pöttering
Präsident des Europäischen Parlaments a.D.
Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung

Die Herausgeber

Journalistische Tugenden setzen sich durch

Lokaljournalismus, vor allem wenn er gut gemacht wird, hat stets das Kleine und das Große im Blick, das Geschehen vor Ort und zugleich die aktuellen Diskussionen, die Herausforderungen und Chancen im Land. Das beweisen die 335 Einsendungen, die die Konrad-Adenauer-Stiftung für diesen Preisjahrgang des Deutschen Lokaljournalistenpreises erreicht haben. Die herausragenden Geschichten und Projekte, über die die Jury zu entscheiden hatte, sind umso mehr zu würdigen, wenn man die Lage der Branche in Betracht zieht. Lokaljournalisten sind unter vielfältigem Druck. Sie sind herausgefordert von Onlineangeboten, von Start-ups und dem Wandel im eigenen Medienhaus. Die Redaktionen müssen mehr Aufgaben als noch vor zehn, 15 Jahren bewältigen, crossmedial arbeiten, dabei kritisch, sachlich und ideenreich berichten.

Das tun Lokalredaktionen, indem sie sich auf ihre alten Tugenden besinnen. Sie mischen sich ein, beleuchten Hintergründe, suchen und moderieren das Gespräch, kommentieren das Geschehen und sorgen dafür, dass Menschen mit ihren Anliegen gehört werden. Was manches überregionale Medium derzeit für sich neu entdeckt, haben Lokaljournalisten immer schon getan: Sie erkennen, wie sich die großen politischen Entscheidungen und gesellschaftlichen Ereignisse vor der eigenen Haustür auswirken. Weil sie hinsehen und zuhören, weil sie da sind, wo die Menschen sind, weil sie die Themen im wahren Wortsinn „lokalisieren“.

Eine ganze Reihe von Redaktionen hat sich 2016 mit der Flüchtlings-Thematik befasst, hat die Neuankömmlinge begleitet, die Behördenwege beleuchtet, die Stimmung vor Ort ausgelotet. Beispielhaft dafür steht die Arbeit der ersten Preisträger. Die Landeszeitung für die Lüneburger Heide beschreibt in ihrem crossmedialen Projekt „Aufwachsen als Flüchtlingskind“ exemplarisch die nächste Stufe der Migrations- und Integrationsgeschichte in Deutschland. Die Redaktion hat die journalistische Lupe auf ihren kleinen Beritt gehalten und nicht nur persönliche menschliche Geschichten gefunden, sondern zugleich aufgespürt, wie sich die Gesellschaft und das Leben in Deutschland verändern.

Eine Redaktion macht sich mit einer guten Sache gemein, sie tritt über ihre Rolle als bloße Beobachterin der Ereignisse hinaus und wird zur Akteurin. Ein durchaus umstrittener Schritt – dem Kölner Stadt-Anzeiger gelingt er nach den Vorfällen in der Silvesternacht 2015/16. Die Zeitung treibt

nicht nur die Aufklärung der Ereignisse voran und beleuchtet sachlich und schonungslos die Hintergründe. Die Redaktion veröffentlicht in der aufgeheizten Debatte – zusammen mit vier weiteren rheinischen Zeitungen – die „Kölner Botschaft“. Ein Aufruf zu Frieden und Vernunft.

Gerade in Krisensituationen sind Gerüchte und Fakten oft nur noch schwer voneinander zu trennen. Hier hat die Süddeutsche Zeitung ein Bravourstück abgeliefert. In der Reportage „Schrille Post“ untersucht die Redaktion die digitale Gerüchteküche, die sich nach der Gewalttat in einem Münchener Einkaufszentrum im Netz ausbreitete und für Massenpanik sorgte. Die Jury beurteilt die Arbeit als „Lehrstück über die Mechanismen sozialer Medien und den hohen Wert professioneller journalistischer Arbeit“.

Lokaljournalismus lebt von der Vielfalt. Das haben die Einsendungen wieder einmal unter Beweis gestellt. Herausragende Geschichten aus allen Ressorts, von Kultur bis Wirtschaft, Geschichte und Gesellschaft, haben die Jury beeindruckt. Besonders erfreulich war die hohe Anzahl der Volontärsprojekte, die in diesem Jahr eingereicht wurden. Die 55 Einsendungen – die meisten von ihnen in hoher journalistischer Qualität – machten der Jury die Wahl äußerst schwer. Aus diesem Grund werden dieses Jahr auch drei Sonderpreise für den Nachwuchs vergeben.

Mit diesem Jahrgang erscheinen die „Rezepte für die Redaktion“ erstmals mit einer neuen inhaltlichen Gliederung und einer entsprechend angepassten Optik. Sie soll den Leserinnen und Lesern die Orientierung in der Broschüre erleichtern. Der Aufbau des Bandes orientiert sich an der klassischen Tageszeitung: Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport, Gesellschaft, Panorama, Service. Im ersten Kapitel werden die Arbeiten der Preisträger vorgestellt. Die bisherigen Kategorien von Alltag bis Zukunft sind damit jedoch nicht verloren gegangen. Sie tauchen als Stichworte am Rande der jeweiligen Geschichten auf und sind im Schlagwortkatalog am Ende des Bandes zu finden, was die Suche nach Themen und Ideen erleichtert.

Wir hoffen, dass diese Neuerungen Ihren Zuspruch finden. An den Inhalten ändert sich nichts. Sie sind – wie in den vergangenen Jahren – ausgezeichnet

Heike Groll / Robert Domes



Die Gewinner des Jahres 2016



1. PREIS

Aufwachsen als Flüchtlingskind

Wie groß die Rolle von Flüchtlingskindern bei der Integration ist, wird uns selten bewusst. Die Redaktion nähert sich diesem Thema mit einem crossmedialen Projekt, erzählt Einzelschicksale und verknüpft sie mit Hintergrund. Sie zeigt: Diese Kinder sind nicht nur für ihre Familien wichtig, sondern für unsere Gesellschaft.

LANDESZEITUNG
FÜR DIE LÜNEBURGER HEIDE

2. PREIS

Botschaft für Vernunft

Nach den Exzessen der Kölner Silvesternacht 2015/16 verfallen Politiker in eine Schockstarre. Die Redaktion reagiert, indem sie ihre Kräfte für die Aufarbeitung bündelt und umfassend berichtet. Vor allem aber, indem sie selbst vom Beobachter zum Akteur wird. Mit ihrem Aufruf gegen Gewalt und für Toleranz gibt sie der Vernunft eine Stimme.

Kölner Stadt-Anzeiger

www.ksta.de

Die Gewinner des Jahres 2016

PREIS IN DER KATEGORIE GESCHICHTE

Augsburger Allgemeine

Alles was uns bewegt

Das Grauen draußen im Wald

Eine geheime Rüstungsanlage der Nationalsozialisten und ein KZ mitten im Wald – davon munkelte man in der schwäbischen Kleinstadt. Ein Redakteur geht den Gerüchten nach und deckt in akribischer Recherche die Wahrheit über das Grauen auf. Er erinnert an das Leiden der Opfer und findet bewegende Zeugnisse voller Menschlichkeit.

PREIS IN DER KATEGORIE VERKEHR

General-Anzeiger

Vom Stau zur Vision

Die Region Bonn/Rhein-Sieg erstickt im Dauerstau. Wie kann dem begegnet werden? Welche Alternativen gibt es heute schon? Und wie bewegen wir uns in Zukunft vorwärts? Lebensnah und mit viel Hintergrund stellt die Redaktion Mobilitätssysteme vor und weist den Lesern einen Weg vom Stau zur Vision.

PREIS IN DER KATEGORIE GESUNDHEIT

Mitteldeutsche Zeitung

Rezepte zur Selbsthilfe

Sachsen-Anhalt liegt in vielen Krankheitsstatistiken im traurigen Spitzensfeld. Die Zeitung will mehr als berichten – sie will etwas tun. Deshalb setzt die große Gesundheitsserie nicht nur auf Diagnose, sondern zeigt Wege aus der Krankheit auf. In Print, online und mit Aktionen gibt sie praktische Lebenshilfe.

Die Gewinner des Jahres 2016

PREIS IN DER KATEGORIE ALLTAG

**STUTTGARTER
ZEITUNG****STUTTGARTER
NACHRICHTEN****Ermutigung mit einem Lächeln**

Bei all den schlimmen und bedrückenden Nachrichten vergisst man oft die kleinen Lichtblicke. Es sind Begebenheiten und Begegnungen, die uns zum Lächeln bringen. Der Redakteur greift in seiner Kolumne jeden Tag so einen freudigen Moment auf – und bereichert damit das Blatt und den Alltag der Menschen.

Die Gewinner des Jahres 2016

SONDERPREIS FÜR VOLONTÄRSPROJEKTE

General-Anzeiger**Lust und Frust der Existenzgründer**

Wer eine eigene Existenz aufbaut, geht von der Idee über die Finanzierung und Vermarktung bis hin zum Geschäftsalltag einen langen Weg. Die Volontäre folgen diesem Weg in ihrer Serie. Sie erzählen von jungen Unternehmern, ihren Träumen und Fragen, vom Scheitern und dem Mut zum Weitemachen.

PREIS IN DER KATEGORIE SOZIALE MEDIEN

Süddeutsche Zeitung**Panik aus dem Netzwerk**

Wie konnte aus der Gewalttat eines Einzelnen in München ein Terroranschlag mit 67 Zielen werden? Welche Dynamik versetzt eine Millionenstadt in wenigen Stunden in einen völligen Ausnahmezustand? In langwieriger Kleinstarbeit geht die Redaktion dieser Frage nach und rekonstruiert, wie aus digitalen Gerüchten Panik entsteht.

SONDERPREIS FÜR VOLONTÄRSPROJEKTE

RHEINISCHE POST**Pflege aus der Innensicht**

Über die Zustände in deutschen Pflegeeinrichtungen gibt es viele Schauergeschichten. Die Autorin will wissen, wie es wirklich ist. Sie macht ein Praktikum in einem Altenheim und erlebt dort, unerkannt als Reporterin, den Pflegealltag. Ihre Reportage beleuchtet ein wichtiges Thema aus der Innensicht.

PREIS IN DER KATEGORIE KULTUR

Hamburger Abendblatt**Verbunden im Gesang**

Nichts verbindet so sehr wie das gemeinsame Singen. Und Zusammenhalt kann Hamburg-Harburg gebrauchen. Die Redaktion lässt eine Hymne komponieren, die ihrem oft kritisierten Stadtteil neues Selbstbewusstsein geben soll. Vier Monate lang trommelt sie für das Projekt. Es gelingt: 20.000 Harburger singen mit.

SONDERPREIS FÜR VOLONTÄRSPROJEKTE

WAZ**Eine Autobahn bekommt ein Gesicht**

Die A40 ist die Autobahn des Ruhrgebiets. Sie vorzustellen ist Ziel der Volontärinnen. Dabei finden sie weit mehr als Historie, Zahlen, Bilder des Ruhrschnellwegs. Sie legen den Fokus auf die Menschen, die dort leben und arbeiten. In ihrem anspruchsvollen Online-Special geben sie der Autobahn ein Gesicht.

Vorwort		Politik lokal	56
HANS-GERT PÖTTERING	2	Kernkraftwerk Tihange	58
Einleitung		AACHENER ZEITUNG, AACHENER NACHRICHTEN	
HEIKE GROLL, ROBERT DOMES	3	Kommunalwahl 2016	60
Preisträger		BRAUNSCHWEIGER ZEITUNG, Lokalredaktion Braunschweig	
Die Gewinner des Jahres 2016	4	Der Millionen-Deal	62
Inhaltsverzeichnis	8	CELLESCHE ZEITUNG	
Preisträger 2016	10	Wie die Flüchtlinge Hamburg verändern	64
Aufwachsen als Flüchtlingskind	12	HAMBURGER ABENDBLATT	
LANDESZEITUNG FÜR DIE LÜNEBURGER HEIDE		Die Silvesternacht in Köln	66
Kölner Botschaft	16	KÖLNER STADT-ANZEIGER, EXPRESS KÖLN	
KÖLNER STADT-ANZEIGER		Anschlag in einer Regionalbahn	68
Auf Spurensuche: Das geheime Waldwerk	20	MAIN-POST, Würzburg	
Kuno und das KZ Burgau		Frage nach dem Parteibuch	70
AUGSBURGER ALLGEMEINE, Lokalredaktion Augsburger Land		RUHR NACHRICHTEN, Lokalredaktion Dortmund	
Mobil in der Region	24	Wirtschaft lokal	72
GENERAL-ANZEIGER, Bonn		Einkaufen in der Region	74
Gesundes Sachsen-Anhalt	28	FREIE PRESSE, Redaktion Erzgebirge	
MITTELDEUTSCHE ZEITUNG		Ausbeutung bei Kaufland	76
Stadt des Lächelns	32	HEILBRONNER STIMME, Regionalredaktion	
STUTTGARTER ZEITUNG, STUTTGARTER NACHRICHTEN		Arbeit und Mitbestimmung	78
Schrille Post	36	MITTELBAYERISCHE ZEITUNG, Bayerwald Echo	
SÜDDEUTSCHE ZEITUNG		Digitalisierung und Industrie 4.0	80
Ein Song für Harburg	40	NORDBAYERISCHER KURIER, Bayreuth	
HAMBURGER ABENDBLATT, Lokalredaktion Harburg		Widerstand gegen Windkraft	82
Bonn macht erfinderisch	44	NORDWEST-ZEITUNG, Oldenburger Land	
GENERAL-ANZEIGER, Bonn		Bienenwachskandal	84
Füttern. Waschen. Weiter.	48	SCHWÄBISCHE ZEITUNG, Ravensburg	
RHEINISCHE POST		Schatzjäger im Wohlstandsmüll	86
Die A 40 – bunt und lebendig wie das Ruhrgebiet	52	SCHWERINER VOLKSZEITUNG	
DERWESTEN.DE, WESTDEUTSCHE ALLGEMEINE ZEITUNG			

Kultur lokal	88	Panorama lokal	122
Skandal um Theaterkneipe	90	Nachbarn an der Oder	124
BADISCHE ZEITUNG, Lokalredaktion Freiburg		MÄRKISCHE ODERZEITUNG, Frankfurter Stadtbote	
Orgeltest	92	70 Jahre Niedersachsen	126
HEIDENHEIMER ZEITUNG		NORDSEE-ZEITUNG, Cuxhaven	
Tote Hose? Kultur in der Region entdecken	94	Reden wir über ...	128
SÄCHSISCHE ZEITUNG, Feuilleton-Redaktion		LUDWIGSBURGER KREISZEITUNG	
Heimatprofis gesucht	96	Crossmediaprojekt #käuflich	130
SCHONGAUER NACHRICHTEN, MÜNCHNER MERKUR		SÜDKURIER, Konstanz www.suedkurier.de/region/kaeuflich/	
Sport lokal	98	Fabis Scholle	132
Behinderten-Sport	100	WESTDEUTSCHE ALLGEMEINE ZEITUNG, Duisburg	
BRAUNSCHWEIGER ZEITUNG, Sportredaktion Braunschweig		Junges Engagement	134
Lokalsport crossmedial	102	WESTFALENPOST, Arnsberg	
OSTHOLSTEINER ANZEIGER, Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag		Service lokal	136
Integration durch Sport	104	Ich werde grün	138
PFORzheimer ZEITUNG, Sportredaktion		HAMBURGER ABENDBLATT	
Blutgrätschenreport	106	Zukunft der Rente	140
TAGESSPIEGEL, Berlin, Online-Redaktion		MANNHEIMER MORGEN	
Gesellschaft lokal	108	Kita-Kompass	142
Demenz-Serie	110	STUTTGARTER ZEITUNG, STUTTGARTER NACHRICHTEN, reportage2.stuttgarter-zeitung.de/kitakompass/	
ALLGEMEINE ZEITUNG MAINZ, Lokalredaktion Alzey		Warum kommt der Bus zu spät	144
Lahnstein 2030	112	TAGESSPIEGEL, Berlin, Online-Redaktion, haltestelle.tagesspiegel.de/	
RHEIN-LAHN-ZEITUNG , Bad Ems		Das Vegan-Experiment	146
Projekt 30er-Zone	114	ZEITUNGSVERLAG WAIBLINGEN, Lokalredaktion Waiblingen, www.zvw.de/vegan, #veganexperiment	
MAIN ECHO, Aschaffenburg		Register der Stichworte*	148
Selbstversuch Schützenfest	116		
NEUE OSNABÜCKER ZEITUNG, Online-Redaktion			
Willkommen hier bei uns	118		
SÜDERÄNDER TAGEBLATT			
Die Alb im Wandel	120		
storytelling.swp.de/albwandel, SÜDWEST PRESSE			

* Die Stichworte, die bei jedem Beitrag stehen, sind alle im Register am Ende des Bandes aufgelistet, sie erleichtern die Suche nach Themen und Kategorien.



Menschen stehen im Mittelpunkt

Gute Lokalredaktionen bewegen die Menschen, verbinden sie und binden sie ein. Sie stellen sie in den Mittelpunkt ihrer Arbeit und ihrer Geschichten. Indem sie über Personen berichten, ihr Leben und Handeln, über Erlebnisse und Schicksale, beleuchten sie die Zustände und Entwicklungen in unserer Gesellschaft. Sie nehmen eine Wächterfunktion ein, machen Hintergründe sichtbar, klären auf und geben Lebenshilfe. Mit guten Ideen und Konzepten bringen sie die Leserinnen und Leser zusammen, vernetzen sie in der digitalen Welt ebenso wie in der Kommune. Das alles machen die Preisträger 2016 vorbildlich.

PREISTRÄGER 2016

- ▶ Politik lokal
- ▶ Wirtschaft lokal
- ▶ Kultur lokal
- ▶ Sport lokal
- ▶ Gesellschaft lokal
- ▶ Panorama lokal
- ▶ Service lokal



Die große Rolle der Flüchtlingskinder

Wie groß die Rolle von Flüchtlingskindern bei der Integration ist, wird uns selten bewusst. Ein crossmediales Projekt nähert sich diesem Thema, erzählt Einzelschicksale und verknüpft dies mit Hintergrund. Es zeigt: Diese Kinder sind nicht nur für ihre Familien wichtig, sondern für unsere Gesellschaft.

Die Jury

1. PREIS

Kinder als Manager der Integration

Flüchtlingskinder tragen oft eine große Verantwortung für ihre Familien. Sie sind meist die ersten, die Deutsch lernen und die als Übersetzer fungieren. Die Redaktion beleuchtet, was Kinder und Jugendliche für den Integrationsprozess leisten. Sie zeichnet persönliche Schicksale nach, ordnet sie in einen Kontext ein und wagt einen Ausblick auf die weitere Entwicklung. Printserie, Multimedia-Dossier und Online-Blog verbinden sich zu einem Gesamtpaket, das durch ausgezeichnete Recherche und sensible Herangehensweise überzeugt und die Leser mit neuen Erzählformen zu einer differenzierteren Auseinandersetzung mit der Thematik einlädt. Ein kleines Team macht vor, wie Lokaljournalismus der Spitzenklasse geht.

Katja Grundmann und Anna Srockhoff berichten seit mehr als drei Jahren für die Landeszeitung über die Situation von Flüchtlingen. Sie haben immer wieder diese Erfahrung gemacht: Die Kinder dolmetschen bei Behörden-gängen und Arztbesuchen, sie haben schnell Kontakt zu ihrer neuen Umwelt und helfen ihren Familien, sich hier einzuleben. Ihre Leistung wird in der Debatte um Integration zumeist übersehen.

Nun stellen die Redakteurinnen diese Kinder in den Mittelpunkt ihres multimedialen Projekts. Im Zentrum stehen die Porträts von fünf Kindern aus der Region, die nach der Flucht in Deutschland eine besondere Verantwortung in ihren Familien übernehmen mussten. Ihre persönlichen Schicksale sind beispielhaft für eine ganze Generation von Flüchtlingskindern, die sich in ihrer neuen Heimat vielen neuen Problemen stellen müssen. Experteninterviews, Grafik-Bausteine und Forschungserkenntnisse liefern Hintergrundinformationen zum Thema.

Umgesetzt werden die Geschichten in einer Themenwoche in der Print-Ausgabe der Landeszeitung. Daneben

LANDESZEITUNG
FÜR DIE LÜNEBURGER HEIDE

entsteht ein umfassendes Multimedia-Dossier im Pageflow-Format. Parallel veröffentlichen die Redakteurinnen ihre persönlichen Erfahrungen während der Recherche in einem Online-Blog. Die drei Teile des Projekts ergänzen sich, können aber auch einzeln für sich stehen, um die unterschiedlichen Nutzergruppen von Print und Online anzusprechen.

Das Zeitungsprojekt hat in der Region für erhebliche Resonanz gesorgt und wird inzwischen in Schulen und Bildungsprojekten als Unterrichtsmaterial eingesetzt.

Stichworte

- ▶ Flüchtlinge
- ▶ Heimat
- ▶ Integration
- ▶ Kinder und Jugend
- ▶ Layout
- ▶ Menschen
- ▶ Multimedia
- ▶ Recherche/Investigation

Kontakt:

Anna Srockhoff, Redakteurin, Telefon: 04131/740 287, E-Mail: anna.srockhoff@landeszeitung.de

Katja Grundmann, Multimedia-Koordinatorin, Telefon: 04131/740236, E-Mail: katja.grundmann@landeszeitung.de



Aufwachsen als Flüchtlingskind

Mehr als 800 Flüchtlingskinder leben in Stadt und Landkreis Lüneburg. Als Übersetzer und Mittler sind sie für Eltern oft unverzichtbar. Doch wie viel Verantwortung kann ein Kind tragen?

Eine Themenwoche von Katja Grundmann und Anna Srockhoff, veröffentlicht vom 15. bis 22. Oktober 2016 in der Landeszeitung für die Lüneburger Heide und unter www.landeszeitung.de/fluechtlingskinder

6

THEMENWOCHE FLÜCHTLINGSKINDER

Montag, 17. Oktober 2016 · Nr. 243



Marian lebt mit ihren Eltern und den drei jüngeren Geschwistern seit der Flucht aus Syrien in Bleckede. Dort geht sie zur Schule – und regelt so gut sie kann den Alltag der Familie.

Foto: t&w

Marian, 12, Familienmanagerin

VON ANNA SPROCKHOFF

Bleckede. Sommer 2014, in einem Wohnblock an der Elbe sitzen ein zehnjähriges syrisches Mädchen auf dem Sofa und spricht über Flucht. Sie erzählt von Bomben, von umgekommenen Freunden der Familie, von Feuer und der Oma, die noch immer in dem syrischen Wüstendorf lebt und betet, dass Krieg zu überleben. Das Mädchen hat schon oft davon berichtet, hat deutschen Besuchern erklärt, dass das Handyvideo, das ihre Mutter ihnen zeigt, eine Hinrichtung in Syrien darstellt. Seit sie in Deutschland wohnt, ist es fester Teil ihres Alltags: Sie übersetzt für ihre Eltern aus dem Arabischen so gut wie kann ins Deutsche. Steigen ihrer Mutter dabei die Tränen in die Augen, bleibt sie tapfer. Und erklärt: „Mama hat Angst um ihre Familie, des wegen sieht sie.“

Marian regelt, was es in dieser Gesellschaft zu regeln gilt
Als ich Marian an diesem Samstagabend kennenlernen, trägt sie bunte Blumenspangen im Haar, silberne Ohrringe und zwei lange geflochtene Zöpfe. Ich bin in dem kleinen Wohnblock, in dem die Stadt Bleckede ihre Flüchtlinge unterbringt, um mit ihren Eltern über Familienzusammenführungen zu sprechen. Als ich wieder fahre, hat Marian fast zwei Stunden auf dem Sofa gesessen und alles übersetzt, was ihre Mutter über Syrien, den Krieg, die Flucht und die Angst zu sagen hatte. Zum Abschied steht sie vor der Haustür und winkt. Ein zehn Jahre altes Mädchen, das mir wochenlang nicht mehr aus dem Kopf geht. Und das mich fragen lässt: Wie viel Kindheit bleibt diesem Mädchen? Und wie viel Verantwortung kann ein so junger Mensch tragen? Gemeinsam mit meiner Kollegin Katja Grundmann beginne ich nach Antworten zu suchen. Und treffe Marian im Frühjahr 2016 wieder.

Marian ist umgezogen, mit ihren Eltern, den beiden jüngeren Brüdern und der kleinen Schwester wohnt sie seit einem Jahr in einer Dreizimmer-Wohnung mitten in Bleckede. Sie ist inzwischen zwölf – und ihre Mutter

sagt, Marian Deutsch sei heute besser als ihr Arabisch. Sie besucht die sechste Klasse der Hauptschule, findet neue Freunde gefunden, plant mit ihrer Clique einen eigenen Film über Meerjungfrauen und freut sich schon seit Wochen auf ihre erste richtige Klassenfahrt. Sie trägt keine Blumenspangen mehr im Haar, dafür cool weiße Turnschuhe und ausgewaschene Jeans. Ein Mädchen wie viele in ihrem Alter. Nur dass Marian sich niemals spontan mit Freunden verabredet. „Erst wenn ich gucken, ob ich zu Hause gebraucht werde“, sagt sie.

Die Zwölfjährige hilft ihrer Mutter beim Aufräumen und Kochen, passt auf ihre Geschwister auf, geht für die Familie einkaufen – und regelt, was es in der deutschen Gesellschaft zu regeln gibt. Für Marian bedeutet das: Sie übersetzt alle offiziellen Schreiben, dolmetscht für ihre Eltern beim Arzt, begleitet sie zu Behörden und Lehrergesprächen, ist Sprachrohr für Mutter und Vater. „Oft“, sagt sie, „ist das total langweilig. Aber wenn es sein muss, dann muss es sein.“

Wen wir Marian besuchen, öffnet meistens sie die Tür,

und Marian übersetzt ihrer Mutter Macha Waka ein Schreiben von der Schule. Für die Zwölfjährige Alltag. Foto: t&w



Zu Marians Leben gehört beides: die Verantwortung für ihre Familie und das Leben eines Bleckeder Mädchens.“

Lerke Scholting,
Flüchtlingsbetreuerin

vor allem Lerke Scholting zu verdanken. Die 69-jährige Diplom-Pädagogin aus Walsburg kennt und betreut die Familie seit ihrer

dann anderen Kindern rumgebracht hat“. Welche Verantwortung sie hatte, war den Lehrern schnell klar, „weil Marian häufiger fehlte, um ihre Eltern zum Arzt oder zu Behörden zu begleiten“. Die Schule nahm es hin, „für Marian war es selbstverständlich“, sagt Annette Ristau. „Das war ihre Rolle. Und darüber hat sie sich niemals beklagt.“

In Syrien ist Marian nie zur Schule gegangen, in Deutschland kam sie als einziges Flüchtlingskind in die vierte Klasse der Barskampfer Dorfschule, wiederholte die Klasse und wechselte nach zwei Jahren Grund- in die Hauptschule. „So hat Marian das erreicht, was sie aufgrund ihres Geschlechts, was sie aufgrund ihrer Intellekt leisten könnte“, sagt Annette Ristau. Trotzdem habe sie eine beeindruckende Entwicklung durchgemacht – sicherlich auch, weil sie für die Familie so geregelt hat“. Die Pädagogin ist überzeugt, das übersetzen, die große Verantwortung, das hat Marian selbstständiger gemacht, das hat ihr gezeigt: Ich kann was, ich kriege das hin!“

Marians Eltern tun sich schwer mit dem Ankommen im neuen Land, mit dem Eintauchen in das Unbekannte. „Eben weil sie sich schwertun mit der Sprache“, sagt Lerke Scholting. Hinzu kam die Sorge um die zurückgebliebene Familie in Syrien. „Das hat ihnen eigentlich jede Möglichkeit zur Integration genommen.“ Inzwischen sind Tanten und Großmutter nachgekommen, seitdem kümmert sich Marian ihrer Rolle in der Familie, listet sie auf: „Ich helfe meinen Eltern und ich bin die Chefim Haus, wenn meine Eltern nicht da sind.“ Für sie Selbstverständlichkeit wie die Aussicht, bald ein Kopftuch zu tragen, und die Vorfreude auf die Klassenfahrt. „Zu Marians Leben gehört heute beides“, sagt Lerke Scholting, „die Verantwortung für ihre Familie und das Leben eines typischen Bleckeder Mädchens.“ Wenn es ihr gelingt, will Marian Medizin studieren. „Ich wünsche mir, Ärztin zu werden, da kann ich Leuten helfen, so wie ich es bei Mama und Papa mache.“

Morgen in Teil 2 der Themenwoche: Sana, 14, aus Afghanistan.

Steckbrief Marian Waka

*Ich heiße
Marian*

Alter: 12 Jahre
In Deutschland seit: 2013
Das ist mir an Deutschland gefallen: Es war ganz anders als mein Land, ich ging zur Schule und habe viele neue Leute kennengelernt. Komisch fand ich, dass man hier die Flaschen zurückgibt in den Läden.
Manchmal haben die Brüder überlegt, zurückzugehen

Ein Sonntag Mitte September, Ihab, ein schmaler, fast zarter 17-Jähriger, sitzt am Rande des 840-Einwohner-Ortchens Büttlingen in einem Container auf dem Metallbett. Seit dem 26. Januar ist das Camp zwischen Acker und Dorfstraße sein Zuhause, teilt er sich mit seinen Brüdern zehn Quadratmeter. Seine Eltern leben mit dem sechs Jahre alten Bruder nach wie vor in Syrien – und viel Zeit, um sie nachzuhören, bleibt Ihab nicht. Ab 18 ist der Familiennachzug in Deutschland eine Gnade. Ob man sie ihm gewährt, er weiß es nicht. Bisher konnte er nicht mal den Antrag stellen, weil noch immer nicht über sein eigenes Asylverfahren entschieden ist.

Die deutsche Politik hat den Familiennachzug seit Ihabs Flucht deutlich erschwert, im Februar 2016 das Asylpaket II beschlossen. Danach dürfen Ehegatten und minderjährige Kinder, die nur den sogenannten subsidiären Schutz genießen, für zwei Jahre keine Familienangehörigen nachholen. Ihab weiß noch nicht, welchen Status er bekommt. Doch er fürchtet, dass die Behörden sein Asylverfahren mit der gleichen Entscheidung abschließen werden wie das seines Bruders: subsidiärer Schutz, kein Familiennachzug bis März 2018.

Anders als die anderen Kinder,

6

THEMENWOCHE FLÜCHTLINGSKINDER

Mittwoch, 19. Oktober 2016 · Nr. 245



Ihab Kashof ist 17 Jahre und lebt mit seinen beiden Brüdern im Flüchtlingscamp in Büttlingen. Als Minderjähriger soll er seine Eltern und den kleinen Bruder nachholen. Seine größte Angst: Er schafft es nicht.

Foto: t&w

Ihab, 17, Hoffnungsträger

VON ANNA SPROCKHOFF

Büttlingen. Es wird Sonntag sein, wenn Ihab Kashof offiziell 18 Jahre alt wird. Für die meisten Jungs in seinem Alter ist es ein Grund, die Zukunft zu feiern. Für den Jungen aus Syrien ist es der Tag, der er seit seiner Flucht am meisten fürchtet. „Hol uns nach“, hatte sein Vater zu ihm gesagt, als Ihab und seine beiden älteren Brüder im Bett lagen. „Die Last wiegt vermutlich nicht weniger schwer.“ Ihab sagt es nicht. Doch der 17-Jährige ist klug – und uns wird schnell klar: Er weiß selbst, dass er den Wettkauf gegen die Zeit kaum wird gewinnen können.

Wir fragen uns: Was macht das mit einem Jungen wie ihm? Welche Angste quälen ihn, wenn er allein im Bett liegt? Wie gigantisch muss der Druck sein? Camp-Betreuer Joachim Völz erzählt uns, dass ein anderer Junge in der Unterkunft – wie Ihab unbekleidet und minderjährig – nachts mit seiner Bettdecke oft in die Küche umzieht, weil er vor Sehnsucht nach Mutter und Vater so sehr weint, dass er seine Mitbewohner um den Schlaf bringt. Völz hat an diesem Tag ein Batman-Superhelden-T-Shirt an und ihm stehen beim Erzählen die Tränen in den Augen.

Ihab und seine Brüder hatten bis zum Ausbruch des Krieges in Syrien ein gutes, ganz offenbar ein wohlbendes Leben. „Wir hatten zwei Wohnungen“, erzählt der 17-Jährige, „eine in der Stadt und eine am Meer.“ Im Sommer seien er jeden Tag schwimmen gegangen, „das war sehr, sehr schön.“ Seine Brüder Abdul, 21, und Hadi, 19, hatten angefangen Recht und Wirtschaft zu studieren, Ihab ging in die elfte Klasse. Er sagt, dass auch er die Flucht wollte, dass er einverstanden war, als sein Vater den Brüdern sagte: „Ihr müsst das Land verlassen.“ Uns erscheint er wie ein Junge, der nicht vorbereitet war auf die Aufgabe, vor der er plötzlich stand. Wie ein Kind, das noch nicht bereit war, plötzlich erwachsen zu sein.

Ihab und seine Brüder erreichten Deutschland am 26. September 2015 – und der damals 16-Jährige fand schnell Anschluss. Inzwischen geht er aufs Gymnasium, spielt mit seinen Brüdern Fußball bei der Eintracht Elmshorn. Sein Trainer André Menk schwärmt von der Zuverlässigkeit der drei Jungs, von ihrem Ehregeiz, ihrem Einsatz und Teamgeist. „Die Brüder geben auf dem Fußballplatz nicht auf“, sagt er, „und so wird es vermutlich auch im Privaten sein.“

Ihab ist ein junger Flüchtling, wie ihn sich alle wünschen: immer höflich und freundlich, stets zuverlässig, ordentlich und hilfsbereit, engagiert, gut erzogen, klug, gebildet – und wenn alles gut läuft, eine echte Bereicherung für unser Land. Einzig: Der Junge, der mit seiner zurückhaltenden, feinen Art alle Herzen erobert, will eigentlich gar nicht

Brüder nicht aus den Augen, schimpft auf Arabisch, wenn sie ihm nicht schnell genug sind oder den Ball nicht geschickt genug abspielen. Obwohl er nicht mitspielen kann, wirkt Ihab ausgelassen. Fußball, sagt er, sei seine große Leidenschaft. „Auf dem Spielfeld ist alles gut, da muss ich nicht an Zuhause denken.“ Da ist Ihab wieder das, was er war, bevor er Syrien verließ: ein ganz normaler 17-Jähriger alter Junge. Doch Tatsache ist: Ihab ist kein ganz normaler Junge mehr. Auf ihn lastet der Druck, dass seine Brüder nachzuholen. Und die Angst zu scheitern. Er lässt sich nichts davon anmerken, wenn er mit Mutter und Vater telefoniert. Er verschweigt ihnen, dass er im Krankenhaus lag – und er traut sich nicht zu sagen, dass ihm die Zeit davonlief. War er tun wird, wenn der Morgen seines 18. Geburtstags anbricht und er den Nachzug der Familie noch immer nicht beantragt konnte? „Ich weiß es nicht“, sagt er, „was soll ich dann tun?“

Morgen in Teil 4 der Themenwoche: Sana, 14, aus Afghanistan.

Den Blog zur Reihe gibt es unter www.landeszeitung.de/blog-themenwoche.

Steckbrief Ihab Kashof

Ich heiße Ihab

Alter: 17 Jahre
In Deutschland seit: 2015
Das ist mir an Deutschland gefallen: Die vielen Züge, die sehr großen Fußballstadien und die vielen schönen Autos.
Das vermisste ich aus meinem Heimatland: meine Stadt, meine Freunde, Schwimmen im Meer, Leben mit meinen Eltern, meinen kleinen Brüder ... einfach alles.
Das wünsche ich mir für die Zukunft: Ich möchte meine Familie wiedersehen. Das ist das Wichtigste.



Mit seinen Brüdern Hadi und Abdul steht Ihab am Zimmerfenster und versucht mit dem Handy eine Verbindung nach Hause zu bekommen.

Foto: t&w

Plädoyer für eine weltoffene Gesellschaft

Nach den Exzessen der Kölner Silvesternacht 2015/16 verfallen Politiker in Stadt und Land in eine Schockstarre. So nimmt es die Redaktion wahr und reagiert, indem sie ihre Kräfte auf die Aufarbeitung konzentriert und umfassend berichtet. Vor allem aber, indem sie selbst vom Beobachter zum Akteur wird.

Die Jury

2. PREIS

Vom Beobachter zum Akteur

Die Redaktionen des Kölner Stadt-Anzeigers und des Express hatten sehr früh die Tragweite der Vorfälle in der Silvesternacht 2015/16 erkannt. Inmitten einer hochemotional geführten Debatte initiiert der Stadt-Anzeiger den Aufruf, der als „Kölner Botschaft“ in fünf rheinischen Zeitungen veröffentlicht wird. Die Redaktion holt prominente Unterstützer ins Boot. Sie verschafft der Botschaft gegen Gewalt und Polarisierung Gehör – und damit den Stimmen der Vernunft, die im Konzert der Schreihälse unterzugehen drohten, und leitet so die Versachlichung der Debatte ein. Die Redaktion bewegt sich bewusst aus der Beobachterrolle heraus und übernimmt als Akteur Verantwortung für die Grundwerte der Demokratie.

Die gewalttätigen Attacken und die sexuellen Übergriffe in der Umgebung des Kölner Doms während der Silvesternacht lösten eine Vertrauenskrise aus. Politik und Staatsgewalt sahen sich massiven Vorwürfen ausgesetzt. Ebenso die Medien, denen vorgeworfen wurde Informationen zu unterdrücken oder zu beschönigen.

Die Redaktionen des Kölner Stadt-Anzeigers und des Express antworten auf die Angriffe mit einer professionellen Aufarbeitung der Ereignisse (siehe eigener Beitrag auf Seite 66).

Stichworte

- Aktionen
- Anwalt
- Ausländer
- Demokratie
- Flüchtlinge
- Gesellschaft
- Integration
- Politik

Kontakt:

Joachim Frank, Chefkorrespondent, Telefon: 0221/224 2532, E-Mail: joachim.frank@dumont.de

Kölner Botschaft

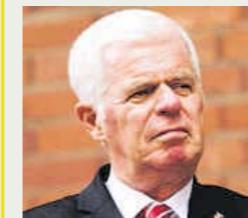
Prominente stehen zu ihrer Stadt mit all ihrer Offenheit, aber auch ihren Unvollkommenheiten. Nach Silvester sagen sie: „Wir müssen uns kümmern, damit es Köln weiterhin gut geht“ > Seite 6



Frank Schätzing



Rosemarie Trockel



Werner Spinner



Christiane Woopen, Rainer Maria Kardinal Woelki, Wolfgang Niedecken und Mariele Millowitsch



Navid Kermani



Bettina Boettinger



Fatih Cevikkolu

Wir fordern

1. Keinerlei Tolerieren von sexueller Gewalt

Wir fordern

2. Kampf gegen bandenmäßige Kriminalität

Wir fordern

3. Aufklärung des behördlichen Versagens

Wir fordern

4. Schluss mit der fremdenfeindlichen Hetze – Deutschland bleibt ein gastfreundliches Land

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Auch drei Wochen nach der Silvesternacht halten Bestürzung und Zorn über die Exzesse im Schatten des Kölner Doms ebenso an wie Diskussionen über die Folgen. In Ihren Familien, am Arbeitsplatz, im Freundes- und Bekanntenkreis werden Sie es ähnlich erleben wie wir. „Die Silvesternacht hat alles verändert.“ Das hören wir allenthalben.

Die Übergriffe auf Frauen haben auf eine nicht dagesogene Weise deutlich gemacht, vor welch gewaltige Herausforderung die Flüchtlingskrise unsere Gesellschaft stellt. Das hat buchstäblich den Blick der Welt auf Köln gelenkt. Richtig ist aber auch: In aller Veränderung wollen wir Kölner bewahren, was uns ausmacht und was uns verbindet. Offenheit, Hilfsbereitschaft,

Toleranz, freies Denken und Reden. Wir wollen uns Handeln und Denken nicht von den Feinden unserer Gesellschaft diktionieren lassen. Wir wollen ein Zeichen setzen für ein friedliches Miteinander und unsere Art zu leben.

Deshalb sind wir als Herausgeber des „Kölner Stadt-Anzeiger“ stolz, dass der Kölner Autor und Friedenspreisträger Navid Kermani zusammen mit weiteren bekannten Bürgern unserer Stadt eine „Kölner Botschaft“ verfasst hat.

In einer bundesweit wohl einmaligen Aktion erscheint dieser Text heute nicht nur in den Kölner Zeitungen, sondern auch in der Düsseldorfer „Rheinischen Post“ und im Bonner „General-Anzeiger“.

Sagen Sie den Autoren und uns Ihre Meinung! Ihre Reaktionen nach der Silvesternacht haben es noch einmal verdeutlicht: Die freie Presse ist dann unerlässlich, wenn sie Debatten frei, offen und transparent führt.

Dazu wollen die „Kölner Botschaft“ und ihre Erstverzeichner einladen. Diskutieren Sie mit! Aber vor allem: Lassen Sie uns zusammenstehen als Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt und unserer Region!

Herzlich, Ihre
Isabella Neven DuMont
Christian DuMont Schütte
Herausgeber des „Kölner Stadt-Anzeiger“



Wir unterstützen die Kölner Botschaft

Anlässlich des „Birlikte“-Festivals bekennen sich 100 Frauen und Männer stellvertretend für viele Bürger zum Zusammenstehen, Zusammenleben und Zusammenreden in der Stadt

Die vier Thesen

- 1.** Keinerlei Toleranz für sexuelle Gewalt
- 2.** Kampf gegen bandenmäßige Kriminalität
- 3.** Aufklärung des behördlichen Versagens
- 4.** Schluss mit fremdenfeindlicher Hetze – Deutschland bleibt ein gastfreundliches Land



„Viel zahlreicher als die Schreihälse“

Als Mitautor der Kölner Botschaft tritt Friedenspreisträger Navid Kermani für einen breiten gesellschaftlichen Konsens ein: Die Bürger in der Mitte Gesellschaft sollten das Gemeinsame suchen. Die Botschaft sieht Kermani als Beitrag zur Versachlichung

Herr Kermani, 100 Männer und Frauen stehen in dieser Ausgabe des „Kölner Stadt-Anzeiger“ für die Kölner Botschaft. Erklären Sie doch noch einmal, wie es vor knapp einem halben Jahr überhaupt dazu kam!

Die Ereignisse der Silvesternacht mitsamt dem anschließenden Verhalten der Behörden hatten viele Menschen in Köln und darüber hinaus schockiert, verunsichert und zornig gemacht. Mich auch. Ich bekam den Eindruck, dass eine gewisse Sprachlosigkeit bei denen herrschte, die sich für eine offene Gesellschaft einsetzten, die aber auch nicht bereit waren, die Gewalt zu ignorieren, die offenkundig von jungen Zuwanderern ausgingen war. Darauf sollte die Kölner Botschaft eine Reaktion sein.

Sie wollten aber nicht – wie sonst bei Ihren Texten – alleiniger Verfasser sein. Warum nicht?

Es schien mir in der damaligen Situation dringlich, ein gemeinsames Zeichen zu setzen – mit einem Appell gegen Gewalt und gegen Polarisierung. Deshalb ist der Text so gehalten, dass er wirklich von der gesellschaftlichen Mitte getragen werden kann. Und dafür stehen die Unterstützer aus sehr unterschiedlichen Arbeits- und Erfahrungsfeldern.

Gehört zu dieser Gemeinsamkeit auch die Liebeserklärung der Botschaft an Köln? Sie wurde immer wieder als „kölschstämmig“ kritisiert. Ich finde es wichtig, den Ort wertschätzen, an dem man sich jeden Tag aufhält. Viele Kölner tun das, und das ist ein Stück Lebensqualität.

Zur Person

Navid Kermani, geb. 1967, ist Orientalist und Schriftsteller. Der Sohn iranisch-stämmiger Eltern lebt in Köln. 2015 erhielt der vielfach ausgezeichnete Litteraturpreis des Deutschen Buchhandels.

Kermani Buch „Einbruch der Wirklichkeit“ ist ein Beitrag in Form einer Reportage den Weg von Flüchtlingen über die „Balkanroute“ nach.

Den Vorwurf der Kölschstämme nimmt die Botschaft ausdrücklich auf, indem sie in der Begründung für Köln auch die Tendenzen zur Distanzlosigkeit, zum Übersehen von Missständen klagt.

„Liebe deine Stadt!“, das bedeutet auch, „Sie ist in der Stadt passiert!“

Sie setzen tatsächlich auf die verändernde Kraft der Rede?

Das sollte ein Mensch des Wortes doch wohl tun. Außerdem hat sich ja bereits etwas verändert. Seit der Silvesternacht ist die Straßenkriminalität in Köln rapide zurückgegangen, weil der neue Polizeipräsident die Präsenz der Polizei deutlich verstärkt hat. Die Klage über vorangegangene Behörden-Versagen hat also Wirkung gezeigt. Probleme lassen sich lösen, wenn man sie benennt und konsequent reagiert. Bitter ist nur, dass es erst eines Schock-Ereignisses wie der Silvesternacht und der anschließenden Empörung bedurfte, bis wirklich etwas passiert ist.

Was hat sich nach der Veröffentlichung der Kölner Botschaft in der Stadt getan?

Ich habe oft gehört, dass sich die Debatte verschärfte, und das ist auch mein Eindruck. So waren die Reaktionen auf die Botschaft, wie Sie schon erwähnten, durchaus kontrovers, aber doch konstruktiv und im Ton himmelweit entfernt von all den Beleidigungen, der Selbstgerechtigkeit und der Hysterie, auf die man vor allem im Netz allzu oft trifft. Ich finde, darauf lässt sich aufbauen.

Eine Forderung der Botschaft lautet, bandenmäßige Kriminalität zu bekämpfen. Den Autoren, also auch Ihnen, wurde der Vorwurf gemacht, Sie hätten Stereotype verwandt und Stigmatisierungen vorgenommen. Es hat nichts mit Ausländerfeindlichkeit zu tun, offenkundige Tat-sachen zu benennen. Dazu gehört eine seit Jahren bekannte Straßenkriminalität, ausgehend von jun-

gen, relativ neu zugezogenen Nordafrikanern. Die Marokkaner bei uns im Eigelstein waren davon genauso betroffen wie alle anderen, und offen gesagt, haben sie am lautesten über diese Banden geschimpft. Ich halte es für eher rassistisch – oder sagen wir: unangehm paternalistisch –, so etwas zu verschweigen.

Das Gespräch führte Joachim Frank



Fotos: max, rako, stef, kra, mba, gey, ban, ths, ber, rd, kps, SW2, dpa, epd, Getty Images, Sommerblut, privat

DIE UNTERSTÜTZER (DOPPELSEITE VON LINKS NACH RECHTS, FETT GEDRUCKT: ERSTUNTERZEICHNER)

Sylvia Achenbach, Präsidentin von Soprotist International (SI) Köln, stellvertretend für die drei Kölner SI Clubs; Aiham Ahmed, palästinensisches-syrischer „Pianist in den Trümmern“; Ramy Al-Asheq, syrisch-palästinensischer Journalist; Bekir Alboga, Islamwissenschaftler und Generalsekretär der DITIB; Andrea Asch MdB, Vorsitzende des Sommerblut Kulturfestivals; Cerd Bachner, Kölner Domprost; Tom Bartels, ARD-Sportkommentator; Hannelore Bartischer, Vorsitzende des Kölner Katholikaenausschusses; **Navid Kermani**, Schriftsteller; Boris Becker, Fotograf; Jürgen Becker, Kabarettist; Larissa Bender, Übersetzerin und Journalistin; Markus Berges, Musiker und Schriftsteller; **Christiane Woopen**, ehem. Geschäftsführerin der Diakonie Köln; **Stefan Bachmann**, Geschäftsführer des rheingold Instituts; **Heide Ecker-Rosenthal**, ehemalige Leichtathletin; Rolf Emmerich, Leiter des Sommerblut Kulturfestivals; Axel Freimuth, Rektor Universität zu Köln; Annette Frier, Schauspielerin und Komikerin; Gentleman, Musiker; Werner Görg, Präsident der Industrie- und Handelskammer zu Köln; Stephan Grünewald, Geschäftsführer des rheingold Instituts; **Katharina C. Hamma**, Geschäftsführerin der Koelnmesse; Volker Hauff, Bundesminister a.D. und Aufsichtsratsvorsitzender Flughafen Köln/Bonn; Guy Helminger, Schriftsteller; Heribert Hirte MdB; Candida Höfer, Fotografin; Hermann Hollmann, Sprecher des Kölner Kulturrates; Daniel Hug, Direktor Art Cologne; Hasan Hussain, deutsch-irakisches Journalist; Bernd Imgrund, Schriftsteller; Kirsten Jahn, Fraktionsvorsitzende der Grünen im Kölner Stadtrat; **Werner Spiner**, Präsident des 1. FC Köln; Lamya Kadri, Islamwissenschaftlerin und Autorin; Bita Kermani, Ärztin und Psychotherapeutin; Hilfsverein Avicenna; Jochen Kienbaum, Unternehmensberater; Robert Kleine, Dom- und Stadtdechant; Peter Kloepfel, Chefmoderator „RTL Aktuell“; **Wolfgang Niedecken**, Musiker; Franz-Josef Knieps, Präsident der Handwerkskammer zu Köln a.D. und Wirtschaftspolitiker; Manfred Koch, Präsident der Evangelischen Kirche im Rhein-Erft-Kreis; Christine Kronenberg, Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Köln; Thomas Lau, Dramaturg Schauspiel Köln; Hajo Leib für „König stellt sich quer“; **Rainer Maria Kardinal Woelki**, Erzbischof von Köln; Manfred Lütz, Arzt und katholischer Theologe; **Fatih Cevikkolu**, Schauspieler; Isela Mandera MdB; Bernhard Mattes, Vorsitzender der Geschäftsführung der Ford-Werke; Alman Mazrek, Vorsitzender des Zentralrats der Muslime in Deutschland; Guido Mörsch, Wirtschaftsbotschafter der Stadt Köln; Hans Mörsch, Pfarfer; Michael Mronz, Sportmanager; Rabea Müller, Islamwissenschaftlerin und Religionspädagogin; Rupert Neudeck, (†), Mitgründer des Katholischen Frauenengagements Deutschland; Rainer Osnoski, Geschäftsführer der Lit Cologne; Jochen Ott, MdB, Vorsitzender der Kölner SPD; Jean Pätz, Wissenschaftsjournalist und Moderator; Sharye Reker, Oberbürgermeisterin von Köln; Manfred Bekowski, Präsident des Festkomitees Kölner Karneval; Danièle Rizzo, Schauspielerin; **Frank Schätzling**, Schriftsteller; Mariana Sadowsky, Sängerin; Merai Sahayani, Journalistin; Denis Scheick, Literaturkritiker und Journalist; Wolfgang Schmitz, Flüchtlingsinitiative „Willkommen in Brück“ und ehem. WDR-Hörfunkdirektor; Elfi Scho-Antwerpse MdB, Kölner Bürgermeisterin; Barbara Schöck-Werner, Dombaumeisterin a.D.; Jörg Schönborn, WDR-Fernsehdirektor; Fritz Schramma, Kölner Oberbürgermeister a.D.; Angela Spizig, Bürgermeisterin in Köln a.D.; Rolf Steinhauser, Weihbischof; Cordula Stratmann, Komikerin und Autorin; Maria Elisabeth Thoma, Vorsitzende gewaltlos.de und ehem. Vorsitzende des SKF; Manos Tsangaris, Komponist und Regisseur; Norbert Walter-Borjans, NRW-Finanzminister

Die Wahrheit über das Grauen draußen im Wald

Eine geheime Rüstungsanlage der Nationalsozialisten und ein KZ mitten im Wald – davon munkelte man in einer schwäbischen Kleinstadt. Ein Redakteur geht den Gerüchten nach und deckt in akribischer Recherche die Wahrheit über das Grauen auf. Und er findet bewegende Zeugnisse voller Menschlichkeit.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
GESCHICHTE

Erinnerung an Opfer und Helfer

Die Serie macht erstmals öffentlich bekannt, was viele bislang allenfalls vom Hörensagen wussten: in einer geheimen Rüstungsanlage ließen die Nazis Düsenjäger bauen. Dafür setzten sie auch Zwangsarbeiter und Häftlinge aus dem Konzentrationslager Burgau in Schwaben ein. 71 Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus erinnert der Redakteur an das Leid der Opfer; er ehrt aber auch die stillen Helfer, die unter Lebensgefahr ein Stück Menschlichkeit in einem unmenschlichen System bewahrten. Die Recherchen fanden starkes Echo, der Serie folgten ein umfangreiches Magazin, Vorträge und eine Sonderausstellung. Ein großartiges Stück Erinnerungsarbeit, fern jeder oberlehrerhaften Attitüde.

Während des Dritten Reichs bestanden in der Nähe der schwäbischen Kleinstadt Burgau eine geheime Rüstungsanlage und ein KZ. Versteckt im Wald nahe der A 8 bauten KZ-Häftlinge für die Messerschmitt AG Düsenjäger. Die Menschen der Region kannten diese Geschichte nur vom Hörensagen. Redakteur Maximilian Czysz will darüber eine Sonderseite schreiben. Doch die Recherche, 71 Jahre nach Kriegsende, lässt ihn nicht mehr los.

Er trifft Zeitzeugen, spürt dem Schicksal der Häftlinge nach und fördert ein bewegendes Stück Zeitgeschichte zutage. Umfangreich und detailscharf beschreibt er, was sich tatsächlich im geheimen Waldwerk der Messerschmitt AG und im Konzentrationslager Burgau abgespielt hat. Er zeichnet den Leidensweg Dutzender Menschen nach, die unvorstellbaren Bedingungen auf den Transporten und in dem KZ. Er erzählt auch bewegende Geschichten, etwa die einer schwäbischen Bäuerin, die den Häftlingen heimlich Essen beschaffte.

Augsburger Allgemeine

Alles was uns bewegt

Der Redakteur sammelt eine ungeahnte Fülle an Material. Am Ende wird daraus nicht nur eine Zeitungsserie mit acht Panoramaseiten, sondern darüber hinaus ein 154 Seiten starkes Magazin. Zugleich gestaltete Czysz eine Sonderausstellung, die vor allem das Ziel hat, „den im Dritten Reich zu Nummern reduzierten Menschen ein Gesicht zu geben“.

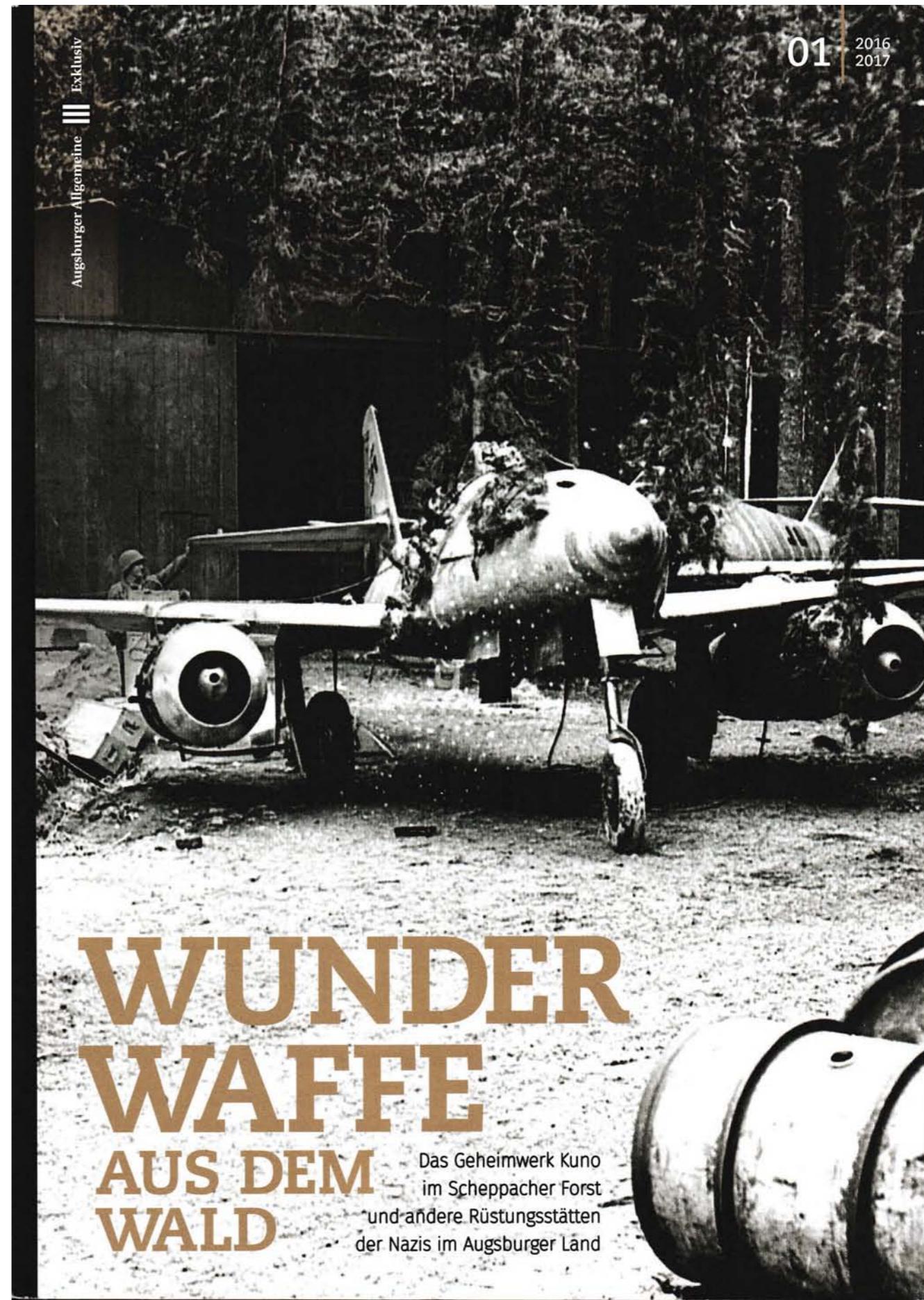
Nachdem die Ausstellung ein großes Echo hervorrief, wandert sie nun durch die Region. Und im Wald an der A8, wo noch die unerforschten Reste der Rüstungsanlage zu sehen sind, soll ein Entdecker- und Erinnerungsweg entstehen.

Stichworte

- ▶ Geschichte
- ▶ Drittes Reich
- ▶ Hintergrund
- ▶ Layout
- ▶ Recherche/Investigation

Kontakt:

Maximilian Czysz [Tschech], Lokalredakteur, Telefon: 08236/958813, E-Mail: maximilanczysz@web.de



MOBIL IN DER REGION Immer mehr Pendler nutzen moderne Falträder in Kombination mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Mobilitäts-Apps zeigen ihnen dabei die schnellsten und günstigsten Verbindungen. Der GA macht den Praxistest

Flink und flexibel im Alltagsverkehr

VON FABIAN VÖGTL

Fünf Handgriffe, und das Faltrad ist fahrbereit. In der Geschäftsstelle des Verkehrsverbundes Rhein-Sieg (VRS) falte und klapppe ich unter den fachmännischen Augen von Theo Jansen, Leiter der Abteilung Mobilitätsmanagement und Pressegespräch Holger Klein das Leihrad zur Übung ein paar Mal auf und zu. Dann gibt es die erste kurze Testfahrt auf dem langen Gang, und schon geht's los in den Aufzug nach unten auf die Straße. Von der Glockengasse in der Kölner Innenstadt soll es zur optimalen Testfahrt ins Verlagsgelände des GA in Bonn-Draisdorf gehen. Eine App, die alle Verkehrsmittel berücksichtigt, weist mir den Weg. Mein Ziel: mit dem Faltrad so schnell und bequem wie möglich in der Redaktion ankommen und dabei den öffentlichen Nahverkehr nutzen. Die Apps bieten mir verschiedene Möglichkeiten.

Da Fußweg und Carsharing nicht in Frage kommen und mir die Fahrt mit den Straßenbahnenlinien 16 und 18 vom Appelhofplatz oder Neumarkt nach Bonn zu lange dauert, entscheide ich mich für die Alternative über den Kölner Hauptbahnhof. Der Weg dorthin dauert knapp zehn Minuten. Das Faltrad ist für Fußgängerzonen und enge Gassen wie gemacht. Flink dusche ich im Stolm an den Passanten vorüber die Domplattform bis zu den Treppen. Zusammenfalten lohnt sich hier noch nicht, das Rad tritt und schiebt sich aufgeklappt viel leichter die Stufen hinunter, als durch die Bahnhofshalle und über die Rolltreppe auf Gleis 9.

Dort soll gleich die Mittelrheinbahn nach Bonn fahren. Ich positioniere mich mit dem Faltrad wie zwei andere Gleisgegenseiten genau dort, wo die elektronische Anzeige ein Fahrradabteil anzeigen. Einer der anscheinend erfahrenen Radpendler hat einen Tipp für mich als



Warten auf die Linie 18: GA-Volontär Fabian Vögtle beim Praxistest mit Faltrad.

FOTOS: ANDREAS DYCK



Trotz der 20-Zoll-Räder ist man auf einem Faltrad flott unterwegs.

Die GA-Serie

Wie bewegen wir uns heute fort, wie kommen wir schneller ans Ziel, und wie sieht die Mobilität in Zukunft aus? Darum dreht sich die GA-Serie „Mobil in der Region“ – zwischen Dauerstau, Innovationen und Visionen.

27. April: Streifzug durch die Region
29. April: Im Dauerstau
4. Mai: Pendeln mit dem Zug
11. Mai: Das Fahrrad
13. Mai: Bus und Bahn
Heute: Smart unterwegs
20. Mai: Nutzen statt besitzen
25. Mai: Mobilitätsmanagement
1. Juni: E-Mobilität
3. Juni: Mobilitätsmanagement
8. Juni: Verkehrslenkung
10. Juni: Mobilität der Zukunft

Weitere Informationen zur GA-Serie „Mobil in der Region“ gibt es unter www.ga-bonn.de/mobilitaet

Das Smartphone zeigt, wo's langgeht

Neue Mobilitäts-Apps stellen Reisenden die Route zusammen. Was taugen sie? Ein Vergleich

VON FABIAN VÖGTL

Ob Bus oder Bahn, Taxi oder Mietfahrtgelegenheit, Carsharing oder Leihrad. Es gibt immer mehr Alternativen, um von A nach B zu kommen, sicherlich wird es dadurch gleichwohl nicht. Einige Apps bieten den Reisenden kostenlos eine Orientierung und machen Vorschläge für die schnellste, günstigste oder umweltfreundlichere Variante.

Qixxit wirbt mit dem Slogan „Einfach. Unterwegs.“ und sieht sich als unser „persönlicher Mobilitätsberater“. Die App, die zur Deutschen Bahn gehört, verspricht damit nicht zu viel. Zum einen ist sie übersichtlich aufgebaut und zielt einfach zu bedienen.

Zum anderen bietet sie den Nutzer verschiedene Varianten mit allen möglichen Verkehrsmitteln, auch in Kombination. Als Startpunkt ist automatisch der aktuelle Standort angegeben, der sich aber auch ändern lässt. Wer nun ein Ziel eintippt, erhält ohne lange Wartezeit die Verbindungen der komenden Stunden. Auf einen Blick sind alle für die gewünschte Strecke verfügbaren Verkehrsmittel (Fußweg, Fahrrad, Leihrad, S-Bahn, Bus, Pkw, Carsharing, Mietfahrtgelegenheit, Taxi), die An-

kunftszeit, die Fahrtdauer, die möglichen Kosten und sogar der erreichte Pro-Kopf-Ausstoß CO₂ abzulesen. Wer nun eine Variante auswählt, bekommt die genaue Verbindung mit Umsteigezetteln angezeigt und kann je nach Verkehrsmittel Mitfahrer suchen, eine Fahrt buchen oder sich von der App wie von einem Navigationsystem den Weg weisen lassen. Oft genutzte Strecken wie etwa zur Arbeit kann der Nutzer favorisieren und somit immer direkt abrufen.

Moviel markiert auf einer Karte den derzeitigen Standort und fragt „Wo möchten du hin?“. Wer sei-



We geht es weiter? Verschiedene Apps zeigen, mit welchem Verkehrsmittel man am schnellsten unterwegs ist.

FOTO: ANDREAS DYCK

Falträder immer beliebter

ADFC und VRS wollen Verkauf ankurbeln

Nutzer an. Qixxit ist mit Abstand die beste App, die sie meisten Mobilitätsformen abruft und diese meistens verknüpft.

Die etwas unübersichtliche **Mo-bility Map** zeigt auch viele Mobilitätsalternativen auf und ist vor allem auf Carsharing und Leihräder spezialisiert. Hier werden, wenn in der Stadt vorhanden, auch die Angebote von Nextbike und Call a bike angezeigt. Allerdings gibt es die App nur in der Android-Version.

Moviel markiert auf einer Karte den derzeitigen Standort und fragt „Wo möchten du hin?“. Wer sei-

nen Zielwunsch in das vorgesehene Feld eingebl, erhält eine Liste mit Vorschlägen für Fußweg, Bus, Bahn oder Taxi. Als oberster und wichtigster Anhaltspunkt gilt hier die Fahrtzeit. Sinnvolle Alternativen für Pendler mit eigenem Faltrad bietet diese App, die zu Daimler gehört, allerdings nicht.

Bei **Ally** zeigt Google Maps den alternativen Standort. Die gefundenen Alternativen sind nach den Kategorien ÖPNV, Radeln und Taxi sortiert. Das Programm ist gut für den Nahverkehr, bietet aber keine idealen Kombinationsmöglichkeiten verschiedener Verkehrsmittel.

Moviel fragt den Nutzer, „Wo soll es hingehen?“. Das Problem, die App ist noch nicht in Bonn und Umgebung angekommen. In Städten, wo man die App bereits nutzen kann, bietet sie für blinde und sehbehinderte Nutzer mit einer VoiceOver-Ausgabe Orientierung und erinnert an den bevorstehenden, barrierefreien Ausstieg.

Weitere Apps sind etwa MeMove, Mobilo und die Grüne Mobilitätskarte. Der Verkehrsverbund Rhein-Sieg bietet via App eine Fahrradkarte an, die Stadtwerke Bonn werben für ihre App **easy GO**. Diese beinhaltet Fahrradnutzung für Bus und Bahn sowie mobilen Ticketverkauf. Ge-

Sogar mit Elektroantrieb und als Rennrad

Anders als herkömmliche Fahrräder können Falträder im VRS kontinuierlich in Bus und Bahn mitgenommen werden – wenn sie zusammengeklappt sind. Ziel sei es, die Fahrräder als Ergänzung zum ÖPNV zu fördern, sagt VRS-Sprecher Holger Klein. „Die Zahl ist aber sicher noch steigerungsfähig.“ Hinzu kommen an der Region Hünidernte von weiteren Faltrad-Nutzern, die unabhängig von der Aktionsmodell erworben haben. Ge-

MOBIL IN DER REGION Selbstfahrende Autos gelten als Zukunftsmusik. Doch die technische Entwicklung schreitet rasant voran. Der Troisdorfer Mobilitätsexperte Michael Schramek über Berührungsängste, Hindernisse und Chancen

„Der Verkehr wird flüssiger laufen“

Sind sie Horrorvision oder Losen sie in Zukunft Verkehrsprobleme? In rund 20 Jahren sollen selbstfahrende Autos den Alltag auf der Straße prägen. Sie scannen ihr Umfeld ab und treffen selbst Entscheidungen. Die Frage wird sein, inwieweit die Gesetzgebung hinterherkommt. Wie gehe davon aus, dass man in fünf bis sieben Jahren sein Auto auf Autobahnen und Bundesstraßen nicht mehr selber lenken muss. In zehn bis 15 Jahren wird man dann in den Städten autonom fahren.

Die Hürden sind also eher rechtlich denn technischer Natur?

Schramek: Ja. Bislang definiert ein UN-Abkommen, dass ein Mensch jederzeit die Kontrolle über das Auto haben muss. Es wird einen Wertewettbewerb vor allem zwischen Europa, den USA und China geben: Die Länder, die bei der Entwicklung vorne dabei sein wollen, müssen ihr Recht anpassen.

Was sind die Vorteile des autonomen Fahrens?

Schramek: Es ist effizienter, sicherer, man kann den Straßenraum besser ausnutzen. Ich kann während der Fahrt machen, was ich will: arbeiten, lesen, Filme gucken, mir die Haare schneiden lassen.

Dank dieser Vorzüglichkeit werden dann aber mehr Autos angeschafft, oder?

Schramek: Zunächst einmal werden wir weniger Autos benötigen, weil wir sie intensiver nutzen. Die Familie, die heute zwei Autos hat, benötigt dann nur noch eins. Und wenn man dann für einzelne Fahrten ein zweites Fahrzeug braucht, lehnt man sich eins an. Die Menschen werden pragmatischer, das Nutzen ist schon jetzt in der jüngeren Generation wichtiger als das Besitzen. Hinzu kommt das Kostenargument: Ein eigenes Auto kostet circa 40 Cent pro Kilometer. Ein selbstfahrendes Sharauto für die Stadt, das ich

mir nach Bedarf leite, vielleicht nur sechs oder sieben Cent pro Kilometer. Es wird auch mehr Fahrgemeinschaften geben, weil das mit dem selbstfahrenden Auto komfortabler geht als heute. Selbstfahrende Neunstutzer bringen morgens Menschen zur Arbeit, abends zum Vereinstreffen, zwischenzeitlich sind sie anderweitig einsetzbar. Trotzdem ist es nicht von der Hand zu weisen, dass wir zu mehr Verkehr kommen. Da es so bequem und billig ist, nutzen wir das Auto häufiger.

Am Ende also doch mehr Stau...

Schramek: Nein, denn der Verkehr wird flüssiger laufen. Es wird keinen Bleiflut geben, keine emotionalen Reaktionen, keine plötzlichen Spurwechsel. Auch der Parkplatzsuchverkehr entfällt. Die Autos wissen selbst, wo es einen freien Platz gibt.

vom Aussterben bedroht?

Schramek: Ich glaube nicht, dass es in 20 Jahren den ÖPNV in seiner heutigen Form noch geben wird. Er wird sich eher auf Hauptachsen konzentrieren, in Kooperation mit selbstfahrenden Autos als Zubringern. Erste Verkehrsverbünde stellen sich darauf schon ein.

Wie ist es mit den Entscheidungsträgern in den Kommunen? Sehen die das Thema?

Schramek: Der Anteil der, die sich daran bereits auseinandersetzen, steigt – wenn auch langsam. Zu viele sehen es noch als reine Zukunftsmusik an. Dabei müssten diese Entwicklungen heute schon in die Pläne für Straßeninfrastruktur und Städtebau einfließen. Ein Beispiel: Innenstädte und Wohnviertel müssen in Zukunft nicht mehr zugepackt sein, weil die Autos nicht mehr direkt vor der Tür parken müssen. Es wird eine viel stärkere Trennung von Verkehrs- und Lebensraum geben.



Zur Person

Dipl.-Kaufmann **Michael Schramek**, Jahrgang 1965, war Logistikoffizier bei der Bundeswehr und lange auf dem Gebiet des Fuhrparkmanagements tätig. Heute ist er geschäftsführender Gesellschafter von Ecolibro, einer Firma für Mobilitätsberatung mit Sitz in Troisdorf. Zugleich ist er Vorsitzender des Netzwerks Intelligente Mobilität (NiMo), das sich unter anderem mit dem Thema „Selbstfahrende Autos“ beschäftigt – so zum Beispiel im Januar bei einer Tagung in der Troisdorfer Stadthalle. pd/Foto: Arndt



Verkehrsexperte rechnet mit einer Seilbahn für Bonn

VISION Professor Heiner Monheim wirbt für das Projekt, das günstiger ist als große Straßenbauprojekte. Bald erste Bürgerinformation

VON RICHARD BONGARTZ

Ist es nur ein Traum? Oder eine spinngespinnte Idee? Eine Seilbahn schwebt lautlos aus dem Bünderdorf in Richtung Venusberg. So mancher Politiker hat vor Jahren lauthals darüber gelacht, als dieses Projekt das erste Mal in den politischen Gremien der Stadt diskutiert wurde. Heute tingelt Professor Heiner Monheim von Vortrag zu Vortrag und erhält viel Anerkennung für seine konkreten Vorstellungen von einer urbanen Seilbahn, die vor allem auf den Straßen für Entlastung sorgen soll. Selbst die lange geforderte Machbarkeitsstudie ist im Januar auf den Weg gebracht worden. Ergebnisse will das beauftragte Büro VSU (Beratende Ingenieure für Verkehr, Städtebau, Bauwesen) Ende des Jahres vorlegen.

Die Unikliniken gibt es nicht beispielhaft viele. Wer aus Meckenheim kommt, fährt über Ippendorf zum Arbeitsplatz. So mancher Politiker hat vor Jahren lauthals darüber gelacht, als dieses Projekt das erste Mal in den politischen Gremien der Stadt diskutiert wurde. Heute tingelt Professor Heiner Monheim von Vortrag zu Vortrag und erhält viel Anerkennung für seine konkreten Vorstellungen von einer urbanen Seilbahn, die vor allem auf den Straßen für Entlastung sorgen soll. Selbst die lange geforderte Machbarkeitsstudie ist im Januar auf den Weg gebracht worden. Ergebnisse will das beauftragte Büro VSU (Beratende Ingenieure für Verkehr, Städtebau, Bauwesen) Ende des Jahres vorlegen.

Sträßen zu den weiter wachsenden Unikliniken gibt es nicht beispielhaft viele. Wer aus Meckenheim kommt, fährt über Ippendorf zum Arbeitsplatz. So mancher Politiker hat vor Jahren lauthals darüber gelacht, als dieses Projekt das erste Mal in den politischen Gremien der Stadt diskutiert wurde. Heute tingelt Professor Heiner Monheim von Vortrag zu Vortrag und erhält viel Anerkennung für seine konkreten Vorstellungen von einer urbanen Seilbahn, die vor allem auf den Straßen für Entlastung sorgen soll. Selbst die lange geforderte Machbarkeitsstudie ist im Januar auf den Weg gebracht worden. Ergebnisse will das beauftragte Büro VSU (Beratende Ingenieure für Verkehr, Städtebau, Bauwesen) Ende des Jahres vorlegen.

Die kuppelbare Zehner-Kabinenbahn in Ankara verbindet über vier Stationen den Stadtteil Sentepe mit dem Zentrum. Foto: LEITNER ROPEWAYS

dorf und schließlich die Bergstation. Vor allem am „UN-Campus“ an den Kliniken an.

Wer schon mit der eher touristisch ausgelegten Seilbahn in Koblenz gefahren ist, kann sich das System gut vorstellen. Denn auch als Transportmittel im Nahverkehr hängen an einem umlaufenden Seil zahlreiche große Kabinen, die bis

zu 36 Fahrgästen Platz bieten. Fahrgäste passen auch rein, die Anlage wäre behindertengerecht. So muss niemand lange warten, alle 34 Sekunden kommt eine neue Gondel im Bahnhof an. Stationen kann es laut Monheim mehrere geben: Post Tower, Bahnhof hinter der Museumsmeile, vielleicht sogar der Hindenburgplatz in Döttenkum.

Wie es um das technische Know-how für Seilbahnen bestellt ist, zeigt ein Blick in Skigebiete: Dort bauen Firmen wie Doppelmayr und Leitner solche Anlagen mit Links. Die Bonner könnten in gut einem halben Jahr fertig sein, heißt es bei den Unternehmen. Urbane Seilbahnen gibt es etwa in Manizales (Kolumbien), Ankara (Türkei), London und La Paz (Bolivien) – sie sind dort so selbstverständlich wie Straßen.

Die Bonner Seilbahn würde weltweit auf die Bühne treten. Für Touristen wäre sie dann auch noch interessant. Es kommt wohl nicht von ungefähr, dass mittlerweile auch Campus und Deutsche Welle anzieben, wäre dann nicht möglich. Mal sehen, zu welcher Trasse die Machbarkeitsstudie kommt. Wer schreibt die Pläne für Straßeninfrastruktur und Städtebau, die Bausenften? „Die Bausenften?“, fragt Monheim. „Ich glaube, Bonn ist sich sicher: Die Bonner Seilbahn würde weltweit auf die Bühne treten. Für Touristen wäre sie dann auch noch interessant. Es kommt wohl nicht von ungefähr, dass mittlerweile auch Campus und Deutsche Welle anzieben, wäre dann nicht möglich. Mal sehen, zu welcher Trasse die Machbarkeitsstudie kommt. Wer schreibt die Pläne für Straßeninfrastruktur und Städtebau, die Bausenften?“, fragt Monheim. „Ich glaube, Bonn ist sich sicher: Die Bonner Seilbahn würde weltweit auf die Bühne treten. Für Touristen wäre sie dann auch noch interessant. Es kommt wohl nicht von ungefähr, dass mittlerweile auch Campus und Deutsche Welle anzieben, wäre dann nicht möglich. Mal sehen, zu welcher Trasse die Machbarkeitsstudie kommt. Wer schreibt die Pläne für Straßeninfrastruktur und Städtebau, die Bausenften?“, fragt Monheim. „Ich glaube, Bonn ist sich sicher: Die Bonner Seilbahn würde weltweit auf die Bühne treten. Für Touristen wäre sie dann auch noch interessant. Es kommt wohl nicht von ungefähr, dass mittlerweile auch Campus und Deutsche Welle anzieben, wäre dann nicht möglich. Mal sehen, zu welcher Trasse die Machbarkeitsstudie kommt. Wer schreibt die Pläne für Straßeninfrastruktur und Städtebau, die Bausenften?“, fragt Monheim. „Ich glaube, Bonn ist sich sicher: Die Bonner Seilbahn würde weltweit auf die Bühne treten. Für Touristen wäre sie dann auch noch interessant. Es kommt wohl nicht von ungefähr, dass mittlerweile auch Campus und Deutsche Welle anzieben, wäre dann nicht möglich. Mal sehen, zu welcher Trasse die Machbarkeitsstudie kommt. Wer schreibt die Pläne für Straßeninfrastruktur und Städtebau, die Bausenften?“, fragt Monheim. „Ich glaube, Bonn ist sich sicher: Die Bonner Seilbahn würde weltweit auf die Bühne treten. Für Touristen wäre sie dann auch noch interessant. Es kommt wohl nicht von ungefähr, dass mittlerweile auch Campus und Deutsche Welle anzieben, wäre dann nicht möglich. Mal sehen, zu welcher Trasse die Machbarkeitsstudie kommt. Wer schreibt die Pläne für Straßeninfrastruktur und Städtebau, die Bausenften?“, fragt Monheim. „Ich glaube, Bonn ist sich sicher: Die Bonner Seilbahn würde weltweit auf die Bühne treten. Für Touristen wäre sie dann auch noch interessant. Es kommt wohl nicht von ungefähr, dass mittlerweile auch Campus und Deutsche Welle anzieben, wäre dann nicht möglich. Mal sehen, zu welcher Trasse die Machbarkeitsstudie kommt. Wer schreibt die Pläne für Straßeninfrastruktur und Städtebau, die Bausenften?“, fragt Monheim. „Ich glaube, Bonn ist sich sicher: Die Bonner Seilbahn würde weltweit auf die Bühne treten. Für Touristen wäre sie

Detaillierte Diagnose und Rezepte zur Selbsthilfe

Sachsen-Anhalt liegt in vielen Krankheitsstatistiken im traurigen Spitzenfeld. Die Zeitung will mehr als berichten – sie will etwas tun. Deshalb setzt die große Gesundheitsserie nicht nur auf Diagnose, sondern bietet Rezepte zur Selbsthilfe.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
GESUNDHEIT

Praktische Lebenshilfe

Relevant, nah an den Menschen dran, hilfreich – diesem Dreiklang hat sich die Redaktion in ihrer Gesundheitsserie verpflichtet. Mit Hilfe von regionalen Experten analysiert sie Gesundheitsthemen, erklärt fundiert und für Nicht-Mediziner verständlich den Forschungsstand. An konkreten Beispielen zeigt sie Wege auf, wie Betroffene ihre Krankheit in den Griff bekommen können. Die Printserie beeindruckt durch kompetent recherchierte, informativ und unterhaltsam geschriebene Reportagen, die durch das Layout wirkungsvoll in Szene gesetzt werden. Ein Digitaldossier und eine Gesundheitsmesse komplettieren das Angebot. Praktische Lebenshilfe mit hervorragend eingesetzten journalistischen Mitteln.

Kontakt:

Kai Gauselmann, CvD Regional/Lokal, Telefon: 0345/565-4200, E-Mail: kai.gauselmann@dumont.de, www.mz.de

Mitteldeutsche Zeitung

Die Fakten sind besorgniserregend: In Sachen Gesundheit schneiden die Sachsen-Anhalter in fast allen Bereichen schlecht ab. Die Zeitung erhebt dieses Problem zum Generalthema und bereitet es in einer aufwendigen Serie auf. Dabei belässt es die Redaktion aber nicht bei der Diagnose. Im Zentrum der Serie „Aktives gesundes Sachsen-Anhalt“ steht die Vorbeugung und Behandlung. Ausgehend von lebensnah geschilderten Fallbeispielen zeigt sie, wie die Betroffenen mit dem jeweiligen Gesundheitsproblem besser umgehen oder es bestenfalls vermeiden können.

Praktische Hinweise für richtige Ernährung und mehr Bewegung, Empfehlungen zum Impfschutz oder Tipps, wie die Zahngesundheit auch im hohen Alter erhalten werden kann: Die Serie ist stets relevant, nah dran und hilfreich. Das Spektrum reicht von Rezepten für eine gesunde Ernährung bis zu einem Video über neuartige Operationsmethoden – wofür das Reporterteam sogar Zugang zu einer laufenden Herzoperation erhält.

Ein halbes Jahr lang werden zweimal pro Woche die unterschiedlichsten Gesundheitsthemen behandelt. Insgesamt erscheinen 48 Sonderseiten, zusätzlich flankiert durch Aufmacher auf der Titelseite und Kommentare.

Stichworte

- Aktionen
- Forum
- Gesundheit
- Interaktiv
- Lebenshilfe
- Marketing
- Multimedia
- Recherche/Investigation
- Service
- Verbraucher
- Wissenschaft

Neben der Seite 3 im Printprodukt ist für die Serie eine feste Rubrik im Digitalangebot reserviert. Die Redaktion erzählt Geschichten von Betroffenen, lässt Wissenschaftler zu Wort kommen, befragt Verantwortliche in Institutionen und Politik.

Den Abschluss bildet eine Gesundheitsmesse, zu der fast 2.000 Leser kommen und Fachvorträge von Medizinern hören oder sich über Präventions- und Reha-Angebote von Gesundheitsanbietern informieren können.

Aufgrund der enormen Resonanz in der Leserschaft arbeitet die Redakteurin Dr. Bärbel Böttcher, die die Serie konzipiert und umgesetzt hat, bereits an einer Fortsetzung.

MITTELDEUTSCHE ZEITUNG

In der MZ-Serie dreht sich alles um die Gesundheit

Heute: Kinder kämpfen gegen Übergewicht

Nächste Folge: Ernährung und Arzneimittel



MZ-SERIE, TEIL 4 Schon bei Kindern ruiniert Fettleibigkeit die Gesundheit. Wie kommen sie von den Pfunden runter?

VON BÄRBEL BÖTTCHER

Für die 14-jährige Annalena endete in der Vergangenheit so manche Einkaufstour mit ihren Freunden im Frust. Weil es das eine Teil, das allen so gut gefiel, mal wieder nicht in ihrer Größe gab. Ins Schwimmbad ist sie gar nicht mehr mitgegangen. Sie kann sich geistig nicht aufmüllen, Bemerkungen aus dem Wege gehen. Denn das 1,63 Meter große Mädchen brachte immerhin 70 Kilogramm auf die Waage. Nun versucht sie, in der Kinder-Reha-Klinik „Am Nicolausholz“ in Bad Kösen (Burgenlandkreis) ein paar Pfunde zu verlieren.

Genauso wie Marco. Als der 16-jährige nach Bad Kösen kam, wog der 1,88 Meter große Junge 145 Kilogramm. Ein Arzt, hat Marco die Reha empfohlen. Die Blutwerte des Jungen waren besorgniserregend. Sie wiesen unter anderem auf eine Fettleber hin. Zudem litt er unter Bluthochdruck.

Elisabeth Eckstein, die Chefarztin der Klinik, sieht solche Erkrankungen bei ihren Patienten häufig. Etwa 300 Kinder und Jugendliche kommen jährlich mit der Diagnose Adipositas – das ist der medizinische Fachbegriff für Fettsucht – nach Bad Kösen. „Sie werden immer jünger, die Adipositas zeigt sich immer ausgeprägter und die damit einhergehenden Erkrankungen nehmen zu“, sagt sie. Bereits Zwei- bis Vierjährige würden behandelt. Das sei vor einigen Jahren noch nicht der Fall.

Die Ursachen dafür liegen auf der Hand. Der 14-jährige Adrian, der erst vor einer Woche in der Reha-Klinik angekommen ist, erzählt,

dass er zuletzt nur noch gegessen habe. Süßigkeiten, Pommes frites, Hamburger. „Ich habe keinen Sport mehr gemacht, immer nur zu Hause gesessen“, sagt er. Und so wog der 1,73 Meter große Junge am Ende 117 Kilogramm.

Ein typischer Fall, „Kinder töben heutzutage immer seltener im Freien“, sagt Elisabeth Eckstein. Im Sommer kann sie täglich fünf bis sechs Stunden vor dem Computer. Am Wochenende ist es oft noch länger.“ In vielen Kinderzimmern stehe zudem ein Fernseher. Gerade dann noch das Essverhalten außer Kontrolle, sammelten sie die Pfeile fast zwangsläufig an.

In der Reha-Klinik Bad Kösen sollen die Kinder und Jugendlichen in vier bis sechs Wochen lernen, wie sie sich gesund und ausgewogen ernähren können. Nicht nur theoretisch. Das Wissen wird beim gemeinsamen Kochen in der Lehrküche gleich umgesetzt. Auch ein Einkaufstraining gehört zum Programm.

ANZEIGE



MARTHA MARIA
Unternehmen Menschlichkeit



TIPP

Für den Alltag

In der Reha-Klinik erhalten die jungen Patienten und ihre Eltern Tipps für den Alltag. Eine kleine Auswahl:

- nie hungrig Einkaufen gehen
- beim Essen viel Zeit nehmen und gut kauen, nicht durch den Fernseher ablenken lassen, nicht lesen oder spielen

- beim Einkaufen immer auf Fett- und Zuckerangaben achten - Milch und Joghurt können bis zu 1,5 Prozent, Käse bis zu 30 Prozent Fett gekauft werden

- zum Essen keine süßen Getränke reichen - sie regen den Appetit an. Lieber Wasser oder Saftschorlen trinken

stein für eine dauerhafte Umstellung des Ernährungs- und Bewegungsverhaltens gelegt, sagt Elisabeth Eckstein. Und jeder bekomme am Ende auch Tipps für zu Hause mit. Ganz individuell. „Das Wichtigste aber ist die Motivation, am Ball zu bleiben“, betont die Ärztin. Bei Adrian, Marco und Annalena, die übrigens schon kräftig abgenommen haben, ist die groß. Aber sie alle wissen, was Adrian ausspricht: „Die Gefahr, in den alten Trott zu verfallen, ist groß.“

Mehr im Netz unter:
www.mz-web.de/gesundheitsserie

Größe S statt XXL

Was Eltern gegen das Übergewicht ihrer Kinder tun können.

DIE BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG gibt Eltern Tipps, die es ohne fremde Hilfe schaffen wollen, dass ihr Kind abnimmt. Hier eine Auswahl:

■ Der Speiseplan der Familie sollte langsam geändert werden. Es kann beispielsweise damit begonnen werden, dass weißer Toast durch Vollkorntoast ersetzt wird. Nach und nach kann bei den warmen Mahlzeiten mehr Gemüse gegeben werden. Als Nachtisch gibt es häufiger Obst statt Süßspeisen oder Cremes.

■ In einigen Lebensmitteln verstecken sich viel Fett und Zucker. Davon Größe S statt XXL kaufen. Das heißt, Süßigkeiten, Chips, Eis-

krem, Kekse in kleinen Verpackungen kaufen. Angebrochene Tütchen verführen die Kinder, alles aufzusessen.

■ Hähnchenstücke, Schnitzel oder Fischstäbchen werden oft paniert. In der Panade selbst steckt viel Fett und sie nimmt beim Braten noch Fett auf. Deshalb ist es günstig, die panierten Stücke im Ofen zu erhitzen oder beim Braten von Fleisch und Fisch von vorneherein auf die Panade zu verzichten.

■ Bratwurst und Wiener Würstchen sind ideale Fettverstecke. Sie

sollten ersetzt werden oder zumindest nur selten serviert werden.

■ Wer unbewusst und nebenselig ist, spürt nicht, wann er satt ist. Deshalb sollten Kinder am Tisch essen. Die Erwachsenen sollten dabei mit gutem Beispiel vorangehen, den Computer ausschalten, die Zeitung beiseite legen oder den Anrufer auf den Anruferbeantworter sprechen lassen. Es sollte zudem so oft wie möglich gemeinsam gegessen werden.

■ Bei Süßigkeiten ist es günstig, eine bestimmte Menge festzulegen, die in der Woche verzehrt werden darf. Über die sollte das Kind dann frei verfügen. Es lernt so hauszuhalten. Süßigkeiten und Knabberereien sollten nicht auf Vorrat gekauft werden.

■ Mehr Bewegung sollte das Motto für die ganze Familie sein. Die Eltern sollten mit gutem Beispiel vorangehen und das Auto öfter mal stehen lassen.

■ Das Gewicht des Kindes sollte nicht das Dauerthema sein, die Stimmung in der Familie nicht von der Waage abhängen. Das Kind sollte für das gelobt werden, was es gut kann.

Im Netz unter:
www.bzga.de

MITTELDEUTSCHE ZEITUNG

GESUNDES SACHSEN-ANHALT

WOCHENENDE, 6./7. AUGUST 2016 3

In der MZ-Serie dreht sich alles um die Gesundheit.

Heute: Die Entwöhnung

Nächste Folge: Rauch schädigt viele Organe



MZ-SERIE, TEIL 28

Wie der Raucher vom Tabak loskommen kann



Wer aufhören möchte zu rauchen, sollte diesen Entschluss nicht in einer stressigen Phase seines Lebens fassen.

FOTO: ANDREAS STEDTLER

VON BÄRBEL BÖTTCHER

Ein leidenschaftlicher Raucher, der immer von der Gefahr des Rauchens liest, hört in den meisten Fällen auf - zu lesen. Diese Einschätzung stammt vom ehemaligen britischen Premierminister Winston Churchill (1874 bis 1965). Vermutlich hat er damit sogar recht. Doch es gibt Menschen, die wollen diese Fessel loswerden. Und sie suchen sich dazu Hilfe etwa in der Awo-Suchtherberatungsstelle in Halle.

„Wer sich dorthin wendet, der bekommt nach Möglichkeit schnell einen Termin, „Denn das Motivationsfenster ist für Rauchern oft nur sehr kurz geöffnet“, sagt Carsten Brandt, der Leiter der Einrichtung. Aufgestoßen wird es meist durch eine medizinische Diagnose. „Nicht selten leiden die Hilfesuchenden an der Lungenerkrankung COPD und ihr Arzt hat ihnen dringend geraten, etwas gegen die Nikotinsucht zu tun“, fügt Brandt hinzu. Häufig habe er auch Klienten, für die der Tabak ein Kompassionsmittel ist, quasi eine Ersatzdroge, beispielsweise für den Alkohol, dem sie abgeschworen haben. Nun aber wollen sie auch davon loskommen.

Für eine kleinere Gruppe ist die finanzielle Seite ein Thema. „Sie haben sich vor Augen geführt, dass sie im Monat etwa 200 Euro verbrauchen“, sagt der ausgebildete Sucht-Therapeut. Allerdings hat er so seine Zweifel, dass das Nicht-

rauchen wirklich Geld sparen. Verantwördung überträgt es nur gesinder ausgetragen, meint er.

Mitunter spielt auch eine Rolle, dass die Attraktivität des Rauchens abgenommen hat, beispielsweise durch die Arbeitsstättenverordnung, die Nichtrauchern eine rauchfreie Arbeitsumgebung garantiert, oder die Nichtrauchergesetzgesetze von Bund und Ländern, die das Rauchen in Gasträumen stark einschränkt. „Immer häufiger finden Kunden, die es blöd finden, im Freundekreis die Einzigen zu sein, die im Nieselregen vor der Gasträume stehen“, sagt Brandt.

Die Gründe, sich bei der Tabak-entwöhnung zu wenden,

ist, dass die Suchttherapie nicht mehr vielfältig ist, sondern eher in die Vorbereitungphase - empfiehlt er seinen Klien-

ten, ein Buch zum Thema zu lesen - meist den Bestseller des britischen Autors Allan Carr, „Endlich Nichtraucher“. Es könnte aber auch ein anderes sein. Hauptrede die Lektüre führt zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem eigenen Tabakkonsum. In dieser Zeit sei es übrigens noch nicht angezeigt, mit dem Rauchen aufzuhören. Das kommt in der sogenannten Veränderungsphase. „Dann

muss der richtige Zeitpunkt des Ausstiegs gefunden werden“, betont Brandt. Früher, so sagt er, sei die Suchttherapie in vier bis fünf Einzelgesprächen mit ihm herauszufinden. Am Anfang - Brandt nennt es die Vorbereitungsphase - empfiehlt er seinen Klien-

ten, so konstatiert er, seien extrem schwer zu erreichen - übrigens von jedwedem Beratungsservice. Möglicherweise wüssten sie von deren Möglichkeiten gar nichts. Außerdem wollten sie sich ausprobieren. „Und es ist ja tatsächlich so, dass am Anfang allen Konsums kaum jemand mit größeren negativen Konsequenzen zu rechnen hat“, unterstreicht der Suchttherapeut. Allerdings hat er so seine Zweifel, dass das Nicht-

rauchen wirklich Geld sparen. Verantwördung überträgt es nur gesinder ausgetragen, meint er. Wie aber kann der Sucht-Therapeut Rauchenden nun helfen?

„Denjenigen, die zu uns kommen, die haben in der Regel schon mehrmals versucht, aufzuhören“, sagt er. Sie hätten Ofttopflaster, Akupunktur oder Hypnose ausprobiert - und sie seien gescheitert, weil sie die Verantwortung auf das entsprechende Mittel übertragen hätten. Doch es gehörte mehr dazu, dauerhaft vom Tabak wegzukommen. Was genau, das sei jedem ganz verschieden. Welchen Weg der Entwöhnungswille gehen will, welcher für ihn der Richtige ist, das versucht der Suchtherapeut in vier bis fünf Einzelgesprächen mit ihm herauszufinden.

Am Anfang - Brandt nennt es die Vorbereitungsphase - empfiehlt er seinen Klien-

ten, so konstatiert er, seien extrem schwer zu erreichen - übrigens von jedwedem Beratungsservice. Möglicherweise wüssten sie von deren Möglichkeiten gar nichts. Außerdem wollten sie sich ausprobieren. „Und es ist ja tatsächlich so, dass am Anfang allen Konsums kaum jemand mit größeren negativen Konsequenzen zu rechnen hat“, unterstreicht der Suchttherapeut. Allerdings hat er so seine Zweifel, dass das Nicht-

rauchen wirklich Geld sparen. Verantwördung überträgt es nur gesinder ausgetragen, meint er. Wie aber kann der Sucht-Therapeut Rauchenden nun helfen?

„Denjenigen, die zu uns kommen, die haben in der Regel schon mehrmals versucht, aufzuhören“, sagt er. Sie hätten Ofttopflaster, Akupunktur oder Hypnose ausprobiert - und sie seien gescheitert, weil sie die Verantwortung auf das entsprechende Mittel übertragen hätten. Doch es gehörte mehr dazu, dauerhaft vom Tabak wegzukommen. Was genau, das sei jedem ganz verschieden. Welchen Weg der Entwöhnungswille gehen will, welcher für ihn der Richtige ist, das versucht der Suchtherapeut in vier bis fünf Einzelgesprächen mit ihm herauszufinden.

Am Anfang - Brandt nennt es die Vorbereitungsphase - empfiehlt er seinen Klien-

ten, so konstatiert er, seien extrem schwer zu erreichen - übrigens von jedwedem Beratungsservice. Möglicherweise wüssten sie von deren Möglichkeiten gar nichts. Außerdem wollten sie sich ausprobieren. „Und es ist ja tatsächlich so, dass am Anfang allen Konsums kaum jemand mit größeren negativen Konsequenzen zu rechnen hat“, unterstreicht der Suchttherapeut. Allerdings hat er so seine Zweifel, dass das Nicht-

rauchen wirklich Geld sparen. Verantwördung überträgt es nur gesinder ausgetragen, meint er. Wie aber kann der Sucht-Therapeut Rauchenden nun helfen?

„Denjenigen, die zu uns kommen, die haben in der Regel schon mehrmals versucht, aufzuhören“, sagt er. Sie hätten Ofttopflaster, Akupunktur oder Hypnose ausprobiert - und sie seien gescheitert, weil sie die Verantwortung auf das entsprechende Mittel übertragen hätten. Doch es gehörte mehr dazu, dauerhaft vom Tabak wegzukommen. Was genau, das sei jedem ganz verschieden. Welchen Weg der Entwöhnungswille gehen will, welcher für ihn der Richtige ist, das versucht der Suchtherapeut in vier bis fünf Einzelgesprächen mit ihm herauszufinden.

Am Anfang - Brandt nennt es die Vorbereitungsphase - empfiehlt er seinen Klien-

ten, so konstatiert er, seien extrem schwer zu erreichen - übrigens von jedwedem Beratungsservice. Möglicherweise wüssten sie von deren Möglichkeiten gar nichts. Außerdem wollten sie sich ausprobieren. „Und es ist ja tatsächlich so, dass am Anfang allen Konsums kaum jemand mit größeren negativen Konsequenzen zu rechnen hat“, unterstreicht der Suchttherapeut. Allerdings hat er so seine Zweifel, dass das Nicht-

rauchen wirklich Geld sparen. Verantwördung überträgt es nur gesinder ausgetragen, meint er. Wie aber kann der Sucht-Therapeut Rauchenden nun helfen?

„Denjenigen, die zu uns kommen, die haben in der Regel schon mehrmals versucht, aufzuhören“, sagt er. Sie hätten Ofttopflaster, Akupunktur oder Hypnose ausprobiert - und sie seien gescheitert, weil sie die Verantwortung auf das entsprechende Mittel übertragen hätten. Doch es gehörte mehr dazu, dauerhaft vom Tabak wegzukommen. Was genau, das sei jedem ganz verschieden. Welchen Weg der Entwöhnungswille gehen will, welcher für ihn der Richtige ist, das versucht der Suchtherapeut in vier bis fünf Einzelgesprächen mit ihm herauszufinden.

Am Anfang - Brandt nennt es die Vorbereitungsphase - empfiehlt er seinen Klien-

ten, so konstatiert er, seien extrem schwer zu erreichen - übrigens von jedwedem Beratungsservice. Möglicherweise wüssten sie von deren Möglichkeiten gar nichts. Außerdem wollten sie sich ausprobieren. „Und es ist ja tatsächlich so, dass am Anfang allen Konsums kaum jemand mit größeren negativen Konsequenzen zu rechnen hat“, unterstreicht der Suchttherapeut. Allerdings hat er so seine Zweifel, dass das Nicht-

rauchen wirklich Geld sparen. Verantwördung überträgt es nur gesinder ausgetragen, meint er. Wie aber kann der Sucht-Therapeut Rauchenden nun helfen?

„Denjenigen, die zu uns kommen, die haben in der Regel schon mehrmals versucht, aufzuhören“, sagt er. Sie hätten Ofttopflaster, Akupunktur oder Hypnose ausprobiert - und sie seien gescheitert, weil sie die Verantwortung auf das entsprechende Mittel übertragen hätten. Doch es gehörte mehr dazu, dauerhaft vom Tabak wegzukommen. Was genau, das sei jedem ganz verschieden. Welchen Weg der Entwöhnungswille gehen will, welcher für ihn der Richtige ist, das versucht der Suchttherapeut in vier bis fünf Einzelgesprächen mit ihm herauszufinden.

Am Anfang - Brandt nennt es die Vorbereitungsphase - empfiehlt er seinen Klien-

ten, so konstatiert er, seien extrem schwer zu erreichen - übrigens von jedwedem Beratungsservice. Möglicherweise wüssten sie von deren Möglichkeiten gar nichts. Außerdem wollten sie sich ausprobieren. „Und es ist ja tatsächlich so, dass am Anfang allen Konsums kaum jemand mit größeren negativen Konsequenzen zu rechnen hat“, unterstreicht der Suchttherapeut. Allerdings hat er so seine Zweifel, dass das Nicht-

Vorteile des Stopps

Bessere Gesundheit, besserer Geschmack, besserer Geruch

Was passiert im Körper eines Menschen, der aufhört zu rauchen? Die US-Krebsgesellschaft hat die Vorteile untersucht. Hier eine Übersicht, die die Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen zusammengestellt hat:

■ Nach zwei Wochen bis drei Monaten:

Der Kreislauf stabilisiert sich, die Lungenfunktion verbessert sich.

■ Nach 20 Minuten:

Puls und Blutdruck sinken auf normale Werte.

■ Nach acht Stunden:

Der Kohlenmonoxid-Spiegel im Blut sinkt, der Sauerstoffpegel steigt auf normale Höhe.

■ Nach einem Jahr:

Das Risiko, dass der Herzmuskel zu wenig Sauerstoff erhält, ist jetzt wieder leicht zurück.

■ Nach 24 Stunden:

Das Herzinfarktrisiko geht bereits leicht zurück.

■ Nach 48 Stunden:

Die Nerven-Enden, an denen Krebszellen sterben, ist um 50 Prozent gesunken. Ebenso ist das Risiko für Krebs-

krankungen von Mundhöhle, Luft- und Speiseröhre um die Hälfte zurückgegangen.

■ Nach zehn Jahren:

Die Hustenanfälle, die Verstopfung der Nasennebenhöhlen und die Kurzatmigkeit gehen Schritt für Schritt zurück. Die Lunge wird allmählich gereinigt, indem Schleim abgebaut wird.

■ Weitere Vorteile:

Außerdem steigt die körperliche Leistungsfähigkeit, das Essen schmeckt besser, es wird nicht länger die Gesundheit anderer Familienmitglieder, zum Beispiel der Enkelkinder, durch Passivrauchen belastet, Haare und Kleidung riechen nicht mehr nach Rauch.

■ Nach fünf Jahren:

Das Risiko, an Lungenkrebs zu sterben, ist um 50 Prozent gesunken. Ebenso ist das Risiko für Krebs-



Foto: DPA

Was passiert im Körper eines Menschen, der aufhört zu rauchen? Die US-Krebsgesellschaft hat die Vorteile untersucht. Hier eine Übersicht, die die Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen zusammengestellt hat:

■ Nach zwei Wochen bis drei Monaten: Der Kreislauf stabilisiert sich, die Lungenfunktion verbessert sich.

■ Nach 20 Minuten:

Puls und Blutdruck sinken auf normale Werte.

■ Nach acht Stunden:

Der Kohlenmonoxid-Spiegel im Blut sinkt, der Sauerstoffpegel steigt auf normale Höhe.

■ Nach einem Jahr:

Das Risiko, dass der Herzmuskel zu wenig Sauerstoff erhält, ist jetzt wieder leicht zurück.

■ Nach 24 Stunden:

Das Herzinfarktrisiko geht bereits leicht zurück.

■ Nach 48 Stunden:

Die Nerven-Enden, an denen Krebszellen sterben, ist um 50 Prozent gesunken. Ebenso ist das Risiko für Krebs-

krankungen von Mundhöhle, Luft- und Speiseröhre um die Hälfte zurückgegangen.

■ Nach zehn Jahren:

Die Hustenanfälle, die Verstopfung der Nasennebenhöhlen und die Kurzatmigkeit gehen Schritt für Schritt zurück. Die Lunge wird allmählich gereinigt, indem Schleim abgebaut wird.

■ Weitere Vorteile:

Außerdem steigt die körperliche Leistungsfähigkeit, das Essen schmeckt besser, es wird nicht länger die Gesundheit anderer Familienmitglieder, zum Beispiel der Enkelkinder, durch Passivrauchen belastet, Haare und Kleidung riechen nicht mehr nach Rauch.

■ Nach fünf Jahren:

Das Risiko, an Lungenkrebs zu sterben, ist um 50 Prozent gesunken. Ebenso ist das Risiko für Krebs-

Abschied von der Kippe

In der MZ-Serie dreht sich alles um die Gesundheit.

Heute: Die Entwöhnung

Nächste Folge: Rauch schädigt viele Organe



Wer aufhören möchte zu rauchen, sollte diesen Entschluss nicht in einer stressigen Phase seines Lebens fassen.

FOTO: ANDREAS STEDTLER

VON BÄRBEL BÖTTCHER

Ein leidenschaftlicher Raucher, der immer von der Gefahr des Rauchens liest, hört in den meisten Fällen auf - zu lesen. Diese Einschätzung stammt vom ehemaligen britischen Premierminister Winston Churchill (1874 bis 1965). Vermutlich hat er damit sogar recht. Doch es gibt Menschen, die wollen diese Fessel loswerden. Und sie suchen sich dazu Hilfe etwa in der Awo-Suchtherberatungsstelle in Halle.

„Wer sich dorthin wendet, der bekommt nach Möglichkeit schnell einen Termin, „Denn das Motivationsfenster ist für Rauchern oft nur sehr kurz geöffnet“, sagt Carsten Brandt, der Leiter der Einrichtung. Aufgestoßen wird es meist durch eine medizinische Diagnose. „Nicht selten leiden die Hilfesuchenden an der Lungenerkrankung COPD und ihr Arzt hat ihnen dringend geraten, etwas gegen die Nikotinsucht zu tun“, fügt Brandt hinzu. Häufig habe er auch Klienten, für die der Tabak ein Kompassionsmittel ist, quasi eine Ersatzdroge, beispielsweise für den Alkohol, dem sie abgeschworen haben. Nun aber wollen sie auch davon loskommen.

Für eine kleinere Gruppe ist die finanzielle Seite ein Thema. „Sie haben sich vor Augen geführt, dass sie im Monat etwa 200 Euro verbrauchen“, sagt der ausgebildete Sucht-Therapeut. Allerdings hat er so seine Zweifel, dass das Nicht-

rauchen wirklich Geld sparen. Verantwördung überträgt es nur gesinder ausgetragen, meint er.

Mitunter spielt auch eine Rolle,

dass die Attraktivität des Rauchens abgenommen hat, beispielsweise durch die Arbeitsstättenverordnung, die Nichtrauchern eine rauchfreie Arbeitsumgebung garantiert, oder die Nichtrauchergesetzgesetze von Bund und Ländern, die das Rauchen in Gasträumen stark einschränkt. „Immer häufiger finden Kunden, die es blöd finden, im Freundekreis die Einzigen zu sein, die im Nieselregen vor der Gasträume stehen“, sagt Brandt.

Die Gründe, sich bei der Tabak-entwöhnung zu wenden,

ist, dass die Suchttherapie nicht mehr vielfältig ist, sondern eher in die Vorbereitungphase - empfie

Tägliche Ermutigung mit einem Lächeln

Bei all den schlimmen und bedrückenden Nachrichten vergisst man oft die kleinen Lichtblicke. Es sind Begebenheiten und Begegnungen, die uns zum Lächeln bringen. Die Zeitung greift jeden Tag solch einen freudigen Moment auf – und bereichert damit das Blatt und den Alltag der Menschen.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
ALLTAG

Charmantes Kontrastprogramm

Journalisten sollen die Welt abbilden, wie sie ist. Missstände publik zu machen, ist ihr Auftrag. Der Redakteur der Stuttgarter Nachrichten tut das, was weniger selbstverständlich ist, er rückt die andere Seite der Wirklichkeit ins Licht. Dafür holt er sich kompetente Unterstützer: er bittet die Leser, ihm wahre Geschichten von freundlichen Erlebnissen und von Begegnungen zu schildern, die ein Lächeln ins Gesicht zaubern. In mehr als 120 Folgen erzählt er diese Geschichten weiter, und er illustriert sie mit Zeichnungen aus eigener Feder. Ein charmantes Kontrastprogramm des spektakulär Erfreulichen in einer Zeit, die von bedrückenden Nachrichten dominiert wird.

Auch in unserer Stadt gibt es jeden Tag viele schöne Ereignisse, findet Jan Sellner, Lokalchef der Stuttgarter Nachrichten/Stuttgarter Zeitung. Er ruft die Serie „Stadt des Lächelns“ ins Leben. Sie soll die Menschen regelmäßig mit Nachrichten versorgen, die sie zum Lächeln bringen – etwa in Form von Beispielen für die alltägliche Hilfsbereitschaft, die man schnell findet, wenn man nur darauf achtet.

Die Redaktion bittet die Leserinnen und Leser, Beispiele einzusenden. Der Aufruf findet ein großes Echo. Mehr als 120 Geschichten erscheinen in täglicher Folge im Lokalteil und im Online-Angebot des Medienhauses.

Die „Stadt des Lächelns“ bildet damit ein Kontrastprogramm des unspektakulär Erfreulichen in einer von bedrückenden Nachrichten dominierten Zeit. Viele Leser sehen darin einen ermutigenden Beitrag zum Stadtleben.

Die allermeisten dieser kleinen Geschichten stammen von Leserinnen und Lesern selbst. In einer Art Schneeballverfahren setzt sich die Serie von Tag zu Tag fort. Fester Bestandteil ist

STUTTGARTER ZEITUNG

STUTTGARTER NACHRICHTEN

jeweils eine Zeichnung, die Sellner selbst anfertigt und in der er die Schilderungen illustriert – im Sinne des Aufrufs an die Leserinnen und Leser: „Wir stellen freundliche Menschen vor und malen uns dazu fröhliche Gesichter.“

Ursprünglich ist die Serie nur auf wenige Wochen angelegt. Der große Zuspruch veranlasst die Redaktion, sie über ein halbes Jahr fortzuführen. Nach dem Ende der Serie bekommt die Redaktion viele Zuschriften, in denen sich Leserinnen und Leser für eine Fortsetzung aussprechen. Sie wollen, dass die schönen menschlichen Geschichten weiterhin in ihrer Lokalzeitung Platz haben. Die Redaktion denkt deshalb über eine Wiederaufnahme der „Stadt des Lächelns“ nach.

Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Alltag
- ▶ Interaktiv
- ▶ Menschen
- ▶ Unterhaltung

Kontakt:

Jan Sellner, Ressortleiter Lokales Stuttgarter Nachrichten/Stuttgarter Zeitung, Telefon: 0711/7205-7300,
E-Mail: j.sellner@stzn.de

Leitartikel

Stadt des Lächelns

Gesucht: Geschichten, die von Freundlichkeit handeln



VON JAN SELLNER

Gute Nachrichten für Schwaben: Ein Lächeln kostet nichts. Damit muss man also nicht geizen ... Kleiner Scherz. Hoffentlich gehen jetzt nicht reihenweise die Mundwinkel nach unten. Das Gegenteil ist beabsichtigt: Wir wollen Stuttgart zum Lächeln bringen. Nicht dass die Stadt unfreundlich wäre. Ein bisschen mehr Lächeln könnte sie aber schon vertragen. Finden Sie nicht auch?

Deshalb laden wir Sie, liebe Leserinnen und Leser, herzlich ein, uns wahre Geschichten von hochgezogenen Mundwinkeln zu erzählen. Wir erzählen sie weiter und malen uns dazu jeweils fröhliche Gesichter aus – wie hier im Bild zu sehen. Sie lächeln? Wir meinen es ernst: Schreiben Sie uns, wenn Sie schon mal jemandem ein Lächeln ins Gesicht gezaubert haben. Berichten Sie uns von Situationen, in denen Ihnen ein Lächeln weitergeholfen hat. Verraten Sie uns, wo Ihnen ein entwaffnendes Lächeln begegnet ist – gerne in Stuttgart und Umgebung. Ebenso sehr freuen wir uns über Erlebnisse, die Sie mit freundlichen Menschen anderswo gemacht haben.



Es lässt sich ja nicht bestreiten, dass in manchen Gegenden der Welt mehr gelächelt wird als bei uns. Es gibt viele Länder des Lächelns – oft sind es die weniger reichen. Deutschland zählt bisher nicht dazu. Fast jeder kennt die Situation: Nach dem Urlaub kommt man am Flughafen an, ist beglückt und voller Elan – bis man in die Gesichter blickt. Mürrisch, übelauflaugig, leer blicken einen viele Menschen an. Oder versuchen Sie mal einen Fremden beim Spaziergang zu grüßen. Einfach so. Oft erntet man irritierte Blicke.

Woran liegt das eigentlich? Warum fällt manchen Leuten das Lächeln so schwer? Das fragte sich neulich auch Laszlo K., ein befreundeter Fotograf aus der Region. Da war dieser Herr, Anfang 40, elegant gekleidet, Typ Karrieremann. Schnellen Schritts hatte er das Fotostudio verlassen. Laszlo, der Fotograf, hatte ihn ohne die gewünschten Bewerbungsbilder nach Hause geschickt. Warum? Der Mann konnte nicht lachen! Nicht mal müde lächeln. Laszlo, der ein fröhlicher Mensch ist, hatte hinter der Kamera alles versucht: Witze gerissen, vom VfB Stuttgart gesprochen – eigentlich immer ein Grund, aus sich herauszugehen. „Cheese please!“ „Whiskey!“ Alles verpuffte. Der Mann blickte wie versteinert in die Kamera, streng biometrisch. Irgendwann brach Laszlo den Fototermin ab: „So geht's nicht!“ Er solle doch bitte zu Hause lachen über und wiederkommen, wenn er Fortschritte gemacht habe. Seitdem hat Laszlo den Mann nicht mehr gesehen ... Dazu passt wie maßgeschneidert der Ausspruch, der am Schaufenster eines Bekleidungsgeschäfts in Frankfurt am Main zu lesen ist: „Ohne Lächeln bist du niemals richtig angezogen.“

Die Lächel-Hemmung, die muskuläre Schwäche im Bereich der Mundpartie, woher kommt sie? Die US-Psychologin Paula Niedenthal hat die interessante Vermutung, dass die Migrationsgeschichte eines Landes ausschlaggebend dafür ist, wie leicht es seinen Bewohnern fällt, fremden Menschen mit einem Lächeln zu begegnen. Ein Lächeln signalisiert demnach auch, dass man bereit ist, Ressourcen zu teilen. Traditionelle Einwanderungslander wie Kanada, die USA oder Neuseeland, so meint die Wissenschaftlerin, hätten eine „Kultur des Lächelns“ entwickelt, weil man sich dort – anders als in homogenen Gesellschaften – aufgrund der Verschiedenartigkeit der Menschen nicht automatisch versteht. In bunt zusammengewürfelten Gesellschaften ist das Spiel der Gesichtszüge demzufolge ein wichtiges Mittel, um Gefühle unmissverständlich ausdrücken zu können. Dazu gehört es, Unbekannten ein Lächeln zu schenken.

Beste Voraussetzungen also für ein lächelndes Stuttgart. Die Stadt ist international wie nie. Menschen aus 180 Nationen treffen hier aufeinander. Wäre doch gelacht, wenn man sich im Grundsatz nicht freundlich begegnete. Einen Versuch ist es in jedem Fall wert. Also: Bitte lächeln! Und vergessen Sie nicht, uns davon zu erzählen.

j.sellner@stzn.de

Neues aus der Stadt des Lächelns

Heute: ein Sieg der Liebe

VON JAN SELLNER

STUTTGART. Die Stadt lächelt. Die ganze Stadt? Noch nicht. Doch es gibt viele positive Beispiele. In unserer kleinen Serie stellen wir freundliche Menschen vor und malen uns fröhliche Gesichter aus.

Die schönsten Fußball-Geschichten spielen sich jenseits des Spielfelds ab. Beispielsweise beim Bistro Einstein am Wilhelmsplatz, dem charmanten Treff der Stuttgarter Franzosen. Sangesfreudig begleitete das Publikum dort am Donnerstagabend das EM-Halbfinalespiel Frankreich gegen Deutschland. Direkt daneben im türkisch-schwäbischen Lokal Murrhardter Hof sitzen deutsche Fußballfans. Die Franzosen gucken französisches Fernsehen, die Deutschen beim Türken ZDF.



Deutsch-französische Liebschaft am Wilhelmsplatz
Zeichnung: jan

Klare Rollenverteilung – nur nicht bei dem jungen Liebespaar, das zwischen den Lokalen händchenhaltend an einem Bistrotisch sitzt. Sie Französin, er Deutscher. Als das eins zu null für Frankreich fällt, springt sie begeistert auf und wippt zum Takt der feiernden Landsleute im Bistro Einstein, er senkt den Kopf. Sie nimmt ihn in den Arm, küsst ihn, legt ihm liebevoll ihre Plastikblumenkette in den Farben Frankreichs um den Hals, wo seine schwarz-rot-goldene traurig baumelt. Der junge Mann leidet. Erst recht beim null zu zwei. Regungslos schaut er auf den Bildschirm. Sie jubelt – und tröstet ihn im nächsten Moment. So geht das bis zum Spielende. Aus. Vorbei. Im Einstein bricht das Publikum aus: „Allez les Bleus!“ Nebenan Tristesse. Die junge Französin tanzt, ihr Freund im Deutschlandtrikot wendet seinen Blick vom Bildschirm weg zu ihr. Sie flüstert ihm etwas ins Ohr. Erlächelt. Sie lächelt. Gewonnen hat die Liebe.

Haben Sie sich auch schon gefreut, weil Ihnen freundliche Menschen begegnet sind? Schreiben Sie uns – per Mail: lokales@stzn.de oder per Post: Stuttgarter Nachrichten, Postfach 104452, 70039 Stuttgart, Stichwort: Lächeln.

Neues aus der Stadt des Lächelns

Heute: Der Rosenkavalier im Blumenladen

VON JAN SELLNER

STUTTGART. Die Stadt lächelt. Die ganze Stadt? Noch nicht. Doch es gibt viele positive Beispiele. In unserer kleinen Serie stellen wir freundliche Menschen vor und malen uns dazu fröhliche Gesichter aus.

Margit Härtweck aus Stuttgart hat uns eine schöne Geschichte geschickt. „Vergangenen Samstag habe ich mir wie immer ein paar Blümle in der Schwabengalerie in Vaihingen besorgt. Neben mir an der Kasse stand ein junger, sehr gepflegter Mann aus einem fremden Land, der einen Riesenstrauß roter Rosen bezahlte. Meine



Rose gefällig!
Zeichnung: jan

Bemerkung ist der schön, der würde mir auch gefallen‘, quittierte er mit einem Lächeln. Dann reichte er mir eine rote Rose. Meine Freude, mein Lächeln und mein Dankeschön erwiederte er wiederum mit einem Lächeln. Anmerkung: Ich bin eine Frau von 83 Jahren.“

Haben Sie sich auch schon gefreut, weil Mitbürger freundlich zu Ihnen waren? Berichten Sie uns, wo Ihnen ein Lächeln begegnet ist. Wir erzählen Ihre Geschichte. Schicken Sie Ihre Beiträge per Mail an: lokales@stzn.de oder per Post an: Stuttgarter Nachrichten, Postfach 104452, 70039 Stuttgart, Stichwort: Lächeln

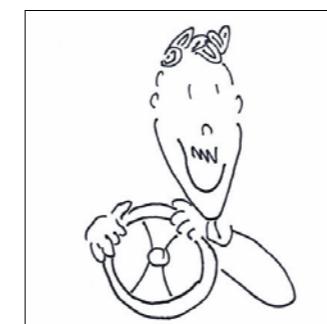
Neues aus der Stadt des Lächelns

Heute: Der Busfahrer von der Linie 120/122

VON JAN SELLNER

STUTTGART. Die Stadt lächelt. Die ganze Stadt? Noch nicht. Doch es gibt viele positive Beispiele. In unserer kleinen Serie stellen wir freundliche Menschen vor und malen uns dazu fröhliche Gesichter aus.

Lali Dadvani fährt täglich mit dem Bus zur Arbeit. Linie 120 oder 122. Sie verkehrt zwischen Ostfildern und Esslingen. Eine ganz gewöhnliche Strecke, ein ganz gewöhnlicher Bus – aber ein ungewöhnlicher Busfahrer. Der schmalgesichtige Mann jenseits der 40, dem Äußen nach Südländer, befördert seine Fahrgäste nicht einfach nur von A nach B, er verbreitet auch gute Laune. „Seine fröhliche Art ist ansteckend“, erzählt Lali Dadvani. „Das beginnt bei der Begrüßung – einem lauten, herzlichen ‚Hallo!‘ Wer das nicht kennt, zuckt anfangs zusammen“, sagt die 32-Jährige. „Denn viele Leute sind eine persönliche Ansprache nicht gewohnt.“



Ein Busfahrer, der einen zum Lächeln bringt
Zeichnung: jan

Tatsächlich gelten Busfahrer häufig als mürrisch und abweisend. Nicht die Busfahrer auf der Buslinie 120/122 – und schon gar nicht der Busfahrer mit dem breiten Lächeln. So freundlich, wie er seine Fahrgäste begrüßt, so freundlich verabschiedet er sie auch: „Tschüss und einen schönen Tag noch!“ Als Lali Dadvani mit einem heiteren „Danke, gleichfalls!“ antwortete, um dann wie üblich den Ausstieg in der Mitte zu nehmen, wandte sich der Busfahrer zu ihr um und sagte mit einem Grinsen: „Sie dürfen gerne vorne aussteigen.“

Haben Sie sich auch schon gefreut, weil Mitbürger freundlich zu Ihnen waren? Berichten Sie uns, wo Ihnen im Alltag ein Lächeln begegnet ist. Wir erzählen Ihre Geschichte weiter. Schicken Sie Ihre Beiträge bitte per Mail an: lokales@stzn.de oder

Neues aus der Stadt des Lächelns

Heute: der aufmerksame Postmann

VON JAN SELLNER

STUTTGART. Die Stadt lächelt. Die ganze Stadt? Noch nicht. Doch es gibt viele positive Beispiele. In unserer kleinen Serie stellen wir freundliche Menschen vor und malen uns dazu fröhliche Gesichter aus.

Hans-Peter Mangold aus Stuttgart schreibt: „Ich habe eine kleine wahre Geschichte für die Rubrik ‚Stadt des Lächelns‘. Am Freitagabend wollte ich noch kurz vor der letzten Leerung einen wichtigen Brief in den Postkasten am Zuffenhäuser Rathaus einwerfen. Kaum war das Kuvert im Kasten, da bemerkte ich, dass der Postmann die Leerung schon vorgenommen hatte und gerade im Begriff war, samt Postsack abzufahren.“



Ab geht die Post.
Zeichnung: jan

Nicht ahnend, dass der Postmann mein Missgeschick beobachtet hatte, wollte ich mich schon resigniert auf den Heimweg machen. Da ging plötzlich neben mir die Scheibe des Postautos herunter, und der dunkelhäutige Postler am Lenkrad sagte mit einem breiten Lächeln, das mich an den früheren Nationalspieler Gerald Asamoah erinnerte: „Kein Problem, Ihr Brief geht noch mit!“ Sprach's, stieg aus, ging zum Briefkasten und machte für mich eine Extra-Leerung. Anschließend winkte er strahlend mit meinem Brief und war so schnell verschwunden, dass ich mich nicht mal bedanken konnte.

Ich möchte das auf diesem Weg nachholen – höchst offiziell mit einem Lächeln. Und das nicht nur an die Adresse meines freundlichen, dunkelhäutigen Postmannes, sondern auch an die seiner fleißigen Kollegen im Postservice, die bestimmt das Gleiche für mich getan hätten.“

Haben Sie sich auch schon gefreut, weil Ihnen freundliche Menschen begegnet sind? Schreiben Sie uns – per Mail: lokales@stzn.de oder per Post: Stuttgarter Nachrichten, Postfach 104452, 70039 Stuttgart, Stichwort: Lächeln.

Wie Gerüchte im Netz eine Massenpanik auslösen

Wie konnte aus der Gewalttat eines Einzelnen in München am Abend des 22. Juli 2016 ein Terroranschlag mit 67 Zielen werden? Welche Dynamik versetzt eine Millionenstadt in wenigen Stunden in einen völligen Ausnahmezustand? In langwieriger Kleinarbeit geht die Redaktion dieser Frage nach und rekonstruiert, wie aus Gerüchten Panik entsteht.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
SOZIALE MEDIEN

Lehrstück über digitale Gerüchte

Eine Millionenstadt gerät in kürzester Zeit in einen Ausnahmezustand, weil digitale Gerüchte die Gewalttat eines Einzeltäters als Terroranschlag mit 67 Zielen erscheinen lassen. So geschehen am 22. Juli 2016 in München. Die Redaktion untersucht den Einfluss von Polizei, Medien und Usern. In langwieriger Kleinarbeit rekonstruiert sie den Abend und vergleicht die Meldungen in den Netzwerken mit den Geschehnissen. Das Protokoll macht die verheerende Wucht der digitalen Gerüchteküche bewusst und zeigt, wie fragil der Punkt ist, ab dem sie womöglich nicht mehr zu beherrschen wäre. Ein Lehrstück über die Mechanismen sozialer Medien und den hohen Wert professioneller journalistischer Arbeit.

Am 22. Juli 2016 erschießt ein 18-Jähriger am Münchner Olympiazentrum neun Menschen, verletzt 16 weitere und erschießt sich später selbst. Soweit die schlimmen Tatsachen. Schnell verbreitet sich die Nachricht von der schrecklichen Tat in den sozialen Netzwerken. Darunter sind zahlreiche falsche Gerüchte von einem Terroranschlag oder gar mehreren. Die Fehlinformationen verbreiten sich mit rasender Geschwindigkeit im Netz, lösen Angst und Panik aus. Die ganze Stadt gerät in einen Ausnahmezustand.

Die Redaktion versucht, die Gerüchte zu den Quellen zurückzuverfolgen. Dies gelingt nur teilweise. Facebook rückt die Daten nicht heraus, und auch an Handy-Chats, über die sich die Falschmeldungen in Sekunden schnelle verbreitet haben, kommt das Rechercheteam nicht in repräsentativem Maße heran. Anders bei Twitter: Alles, was hier gepostet wurde, war öffentlich. Die Redaktion wertet anhand von Stichworten und Gerüchten des Abends alle Tweets in dem Panikzeitraum systematisch aus. In akribischer Puzzlearbeit gleicht sie die Daten mit den Ereignissen ab.

Süddeutsche Zeitung

Ein interdisziplinäres Team mit Redakteuren, Rechercheuren, Datenjournalisten aus Print und Multimedia arbeitet dafür zusammen. Die Redaktion kontaktiert Menschen, die als Erste Falschmeldungen verbreitet haben, um herauszufinden, was sie angetrieben hat, falsche Informationen zu streuen. Gleichzeitig überprüft sie, welchen Einfluss Reporter und die Polizei auf die Gerüchte hatten, in deren Folge sich mehrere Menschen schwer verletzt haben. Redakteure besuchen die Orte, an denen die Panik ausgebrochen ist, und rekonstruieren den Abend anhand der Gespräche und der Tweet-Auswertung.

Mehr als zwei Monate nach der Gewalttat erscheint „Schrille Post“ als große Reportage in Text, Grafik und Bild in der SZ-Printausgabe und als multimediale Reportage auf sz.de/panik, dort ergänzt mit Bild- und Tonmaterial.

Stichworte

- Gewalt
- Hintergrund
- Kriminalität
- Recherche/Investigation
- Wächteramt

Kontakt:

Katrin Langhans, Redakteurin im Ressort Investigative Recherche, Telefon: 0151/28258962,
E-Mail: katrin.langhans@sueddeutsche.de

Süddeutsche Zeitung

Chronik



Mit erhobenen Händen verlassen die Überlebenden am 22. Juli in München das Olympia-Einkaufszentrum. Sind der oder die Täter unter ihnen?

18.35 Uhr Eduard Höcherl rast mit seinem Roller durch den Olympiapark. Wenige Minuten zuvor hat das Klinikum Schwabing bei Chefarzt Höcherl angerufen: Es gab Schüsse am Olympia-Einkaufszentrum (OEZ). Die Polizeiabteilung reagiert mit bis zu 50 Schiebereihen. Sämtliche Kliniken in ganz München, ruft einen „MAN“ aus: Massenanfall von Verletzten. Hunderte Ärzte und Pfleger werden eingestellt. Ausnahmezustand. Höcherl gibt Gas.

Keine drei Kilometer nordwestlich versteckt sich David S. in seiner Wohnungslage in der Henckstraße. Er hat seit etwa einer halben Stunde nicht mehr geschossen. Anwohner sehen ihn im Treppenhaus, er ziekt seine Waffe ab. Sie wissen nicht, dass der 38-jährige David S. Oftmals reagiert und geötzt hat. Der Amoklauf ist vorbei, doch die Panik, die in dieser Nacht die Millionenstadt München lahmlegen wird – sie beginnt gerade erst.

18.45 Uhr in der Elisenstraße vor dem Polizeipräsidium steht ein Mann. Am Stachus steht ein Asphaltplatz im Herzen Münchens, seien Schütze gefallen. Wenig später treffen erste Polizisten dort ein. 2300 Beamte sind in dieser Nacht in der Stadt unterwegs, darunter auch bewaffnete Zivile. Augenzeugen geben an, dass es sich um einen Massenmord handelt. Tatsächlich ist es ein Amoklauf. Wie kommt das?

Wie können aus einem Tötungsdelikt? Warum bricht Panik aus, als der Amoklauf des David S. lange vorbei ist? Warum verfallen die Bewohner dieser Stadt so gespenstischen Städte in eine kollektive Hysterie?

Bei der Rekonstruktion der Aufregung dieser Nacht wird der Nachrichtendienst Twitter eine wichtige Rolle spielen. Twitter hat in Echtzeit Kurznachrichten oder Posts angesetzt, die die Mitglieder in einer Art Schwellenalarm weiterverteilt werden. Die Nachrichten heißen „Tweets“, wer eine gelesene Nachricht weiterverbreiten will, „retweetet“ sie. Twitter hat weltweit 320 Millionen Nutzer, davon sind es laut einer Studie 40 Millionen. Die SZ hat Dutzende von ihnen sowie Augenzeugen befragt, einige sind ihrer damaligen Aussagen heutzutage unangenehm, sie wollten nun anonym sprechen.

18.50 Uhr Ein junger Mann, der sich @JackiePakk Daniels nennt, überträgt auf der Internet-Plattform Periscope Livestream vom Polizeipräsidium am OEZ. Er spricht mit ruhiger Stimme: „Angenählt gab es einen Schützen“, „da zwei Polizisten mit Maschinengewehren“, „kommt eine Frau, die hat geweint“, „kranker Scheiß“. Bald sind mehr als 100 000 Menschen live dabei.

19.00 Uhr Die Tochter von Marcus da Gloria Martins rennt in die Küche ihres Papas, in München wird „Amok“ geschrieen. Das habt ich gehört! Da Gloria Martins läuft sehr hastig, das Dokument ist leer. Kaum eingeschaltet, plöppen Nachrichten auf dem Display auf. Da Gloria Martins führt sofort ins Polizeipräsidium.

Marcus da Gloria Martins ist Pressesprecher der Münchner Polizei. Die Antiterroreinheit GSG 9 wird an diesem Abend in die Stadt kommen, aber er wird der wichtigste Polizist sein, weil er sich mit dem mächtigsten Gegner auseinandersetzen muss: der Angst. Mit falschen Gerüchten, die echte Panik auslösen, kann man leichter Angst auslösen als mit Fehlinformationen verbreiten. Von Mund zu Mund. Von Smartphone zu Smartphone. Von WhatsApp zu Facebook zu Twitter zu TV-Sendern und zurück.

Bei der Polizei München laufen im Schnitt mehr als 700 Anrufer pro Stunde ein, viermal so viel wie an

BUCH ZWEI

Samstag, 1. Oktober 2016
München Seite 13, Bayern Seite 13

Schrille Post

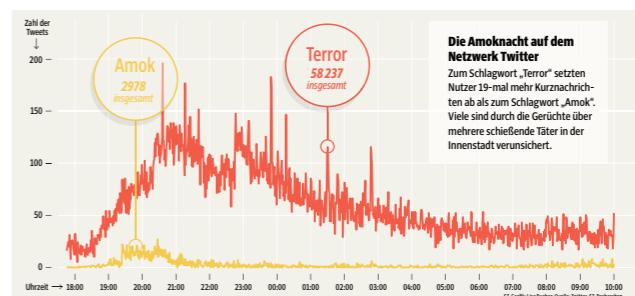
Wie beim Flüstergespräch für Kinder verbreiten sich am Abend des 22. Juli in München die Gerüchte.

Nur steht am Ende kein lustiges Wort – sondern Panik.

Wie konnte aus dem Amoklauf ein Terroranschlag mit 67 Zielen werden?

Die SZ analysiert die Kommunikation einer aufgeregten Nacht

VON THIERRY BACKES, WOLFGANG JASCHENSKY, KATRIN LANGHANS, HANNES MUNZINGER, BENEDICT WITZENBERGER UND VANESSA WORMER



DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

A68771359
svra061

einen normalen Tag. Dazu Tausende Nachrichten bei den Netzen Facebook und Twitter. Die Erinnerungen an den Lkw-Anschlag in Nizza und an den Attentäter von Ochsenfurt sind noch frisch. Täter, die töten wollen. Täter, die Terror verbreiten. Täter, die sich in der Stadt aufhalten.

Allerdings zu Unrecht: Gerücht ist klar, mindestens 40 Twitter-Nutzer, dass es sich um einen terroristischen Akt handelt. Drei weitere fragen: Terror oder Amok? Bald zeigt sich: Der Terror wird zumindest für ein paar Stunden gewinnen.

19.02 Uhr @itsflyingbird⁴ ist am Stachus, er diskutiert mit einer Freundin auf Twitter. Die Freundin schimpft über Leute wie @JackiePakk Daniels, die den Polizeieinsatz per Smartphone live ins Netz übertragen. „Du hast ja kein Gefühl“, sagt sie. „Sie ist ein Schießpfeil.“ „Ja“, antwortet „Manche haben es halt nötig, aber ich erahne man wenigstens bevor es die im Fernsehen bringen.“ Aber was erfährt man da eigentlich? Die Freundin schreibt: „Fakten wird man so nicht bekommen. Nur noch mehr Unruhe.“ @itsflyingbird stimmt ihr zu. Dann schreibt er diese Nachricht:

Da ist meine Berufsschule ...
Ja hoffen wir mal ... Bin grad am Stachus und hier jetzt auch Schüsse ...
#Amoknacht #Amoklauf #Terror #München
Foto: AP

Es ist der erste Tweet, der Schüsse am Stachus erwähnt. @itsflyingbird beschreibt sich selbst als Social Media Guy⁵. Auf Selbstsicht trägt er die Haare lässig zur Seite gekämmt. Er zeigt sich beim Spaziergang in den Postgarten mit schwarzem Kapuzenpullover und Hose. Heute, zwei Monate später, möchte er nicht darüber reden, wo und wie er die Schüsse gehört haben will. „Das Ganze nennt man Social Media, und Wahrheiten sind da nicht unbedingt auf dem Tagesplan“, sagt er. „Ich weiß so viele. Man sollte seinen Tweets nicht glauben.“ Die Polizei schreibt man ohnehin nicht fahren. Dann beendet er das Gespräch. Und löscht seinen Tweet von damals.

St. @itsflyingbird ist am Stachus, er beschreibt sich selbst als Social Media Guy⁵. Auf Selbstsicht trägt er die Haare lässig zur Seite gekämmt. Er zeigt sich beim Spaziergang in den Postgarten mit schwarzem Kapuzenpullover und Hose. Heute, zwei Monate später, möchte er nicht darüber reden, wo und wie er die Schüsse gehört haben will. „Das Ganze nennt man Social Media, und Wahrheiten sind da nicht unbedingt auf dem Tagesplan“, sagt er. „Ich weiß so viele. Man sollte seinen Tweets nicht glauben.“ Die Polizei schreibt man ohnehin nicht fahren. Dann beendet er das Gespräch. Und löscht seinen Tweet von damals.

19.04 Uhr Der Journalist Marc Müller wird als Autogenze vom Nachrichtensender n-tv interviewt. Er sitzt am OEZ in einem Hochhaus fest. Kurz vor der Live-Telefonschaltung wird Müller noch einen Blick auf den Handyschirm. Wieder eine Gruppe schreibt ein Bild an. „Hier kommt es“, es geht Schüsse am Stachus. Müller sagt live auf Sendung: „Was ich aktuell noch beschreiben kann, ist, dass scheinbar laut ersten Informationen jetzt auch am Stachus Schüsse gefallen sind, das ist aber noch nicht verifiziert.“ Sofort wird die Meldung in den sozialen Netzwerken verbreitet. Müller sagt rückblickend: „Ich muss abwägen. Schütze ich damit Menschen, weil sie vom Stachus fernbleiben oder löse ich eine Massenpanik aus?“ Häufige ich die Information, häufige ich die Meldung, häufige ich einen Journalist getan.“ Müller sagt, seine Quelle habe in der Nähe eines Rettungswagens gestanden und den Funk abgehört.

► Fortsetzung nächste Seite

Tausende Menschen im Gesang verbunden

Nichts verbindet so sehr wie das gemeinsame Singen. Und Zusammenhalt kann Hamburg-Harburg gebrauchen. Die Redaktion lässt eine Hymne komponieren, die ihrem oft kritisch gesehenen Stadtteil zu neuem Selbstvertrauen verhelfen soll. Das Projekt gelingt: 20.000 Harburger singen mit.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
KULTUR

Musikalische Ermutigung

Auf den ersten Blick eine Leseraktion, die einfach Spaß machen soll – bei näherem Hinsehen ein hochpolitisches Projekt. Die Redaktion der Harburger Nachrichten bringt Menschen aus vielen Nationen, Bürger aus 17 Stadtteilen, zusammen, gewinnt Musiker, Sponsoren und weitere Unterstützer. Am Ende lässt sie 20.000 Menschen die eigens für das Projekt komponierte Stadtteil-Hymne „Ich bin Harburg“ singen. Die Redaktion zeigt, wie bunt und stark der oft kritisch gesehene Stadtteil tatsächlich ist. Das Projekt stiftet Identifikation, es gibt den Harburgern neues Selbstvertrauen und beweist eindrucksvoll, was Bürger – ermutigt von ihrer Lokalzeitung – in Bewegung setzen können.

In Harburg leben Menschen aus vielen Nationen, es ist ein Bezirk voller Zwiespalt – und für die Redaktion gerade deshalb so liebenswert. Wie ließe sich dieses Gefühl besser ausdrücken als mit Musik?, dachte Hanna Kastendieck, Redakteurin in der Harburg Stadt- & Land-Redaktion des Hamburger Abendblatts. Sie initiiert das Projekt „Ein Song für Harburg“. Das Ziel: Ein Chor aus möglichst vielen Harburgern soll gemeinsam ein Lied singen.

Innerhalb von vier Monaten lässt die Redaktion ihre Vision Wirklichkeit werden. Ein namhafter Komponist, der die Menschen und ihre Befindlichkeiten vor Ort kennt, schreibt eine Stadtteilhymne. Das Citymanagement wird als Vermarkter gewonnen, dazu Sponsoren und 15 Chöre aus der Region, die den Song professionell einstudieren. Per Download holen sich Tausende Leser Text und Noten nach Hause, sodass bei der Premiere im September schließlich rund 20.000 Harburger vor dem Rathaus in den Song einstimmen.

Hamburger Abendblatt

Von der Idee bis zur Uraufführung begleitet die Redaktion das Projekt auf allen Kanälen mit Reportagen, Porträts, Videos und auf CD. Dabei wirbt sie nicht nur für das Vorhaben, sondern gibt auch einen Überblick über die Vielfalt der Harburger Musik- und Chorszene.

Das Feedback der Harburger ist überwältigend. Sie singen das Lied nicht nur beim Stadtfest, sie wollen es weiter singen, bei Festen, in Betrieben, Schulen, Kitas und zu Hause. Durch den Song und die Berichterstattung ist es gelungen, den Stadtteil nachhaltig zu stärken.

Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Forum
- ▶ Heimat
- ▶ Integration
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kultur
- ▶ Marketing
- ▶ Multimedia
- ▶ Unterhaltung

Kontakt:

Frank Ilse, Redaktionsleiter, Telefon: 040/76 62 25-0, E-Mail: harburg@abendblatt.de

Ein Wimmelbild für Harburgs Song

Die **Comic-Zeichnerin Doris Dörr** hat mit dem Cover der CD „Ich bin Harburg“ ein Kunstwerk geschaffen

HANNA KASTENDIECK

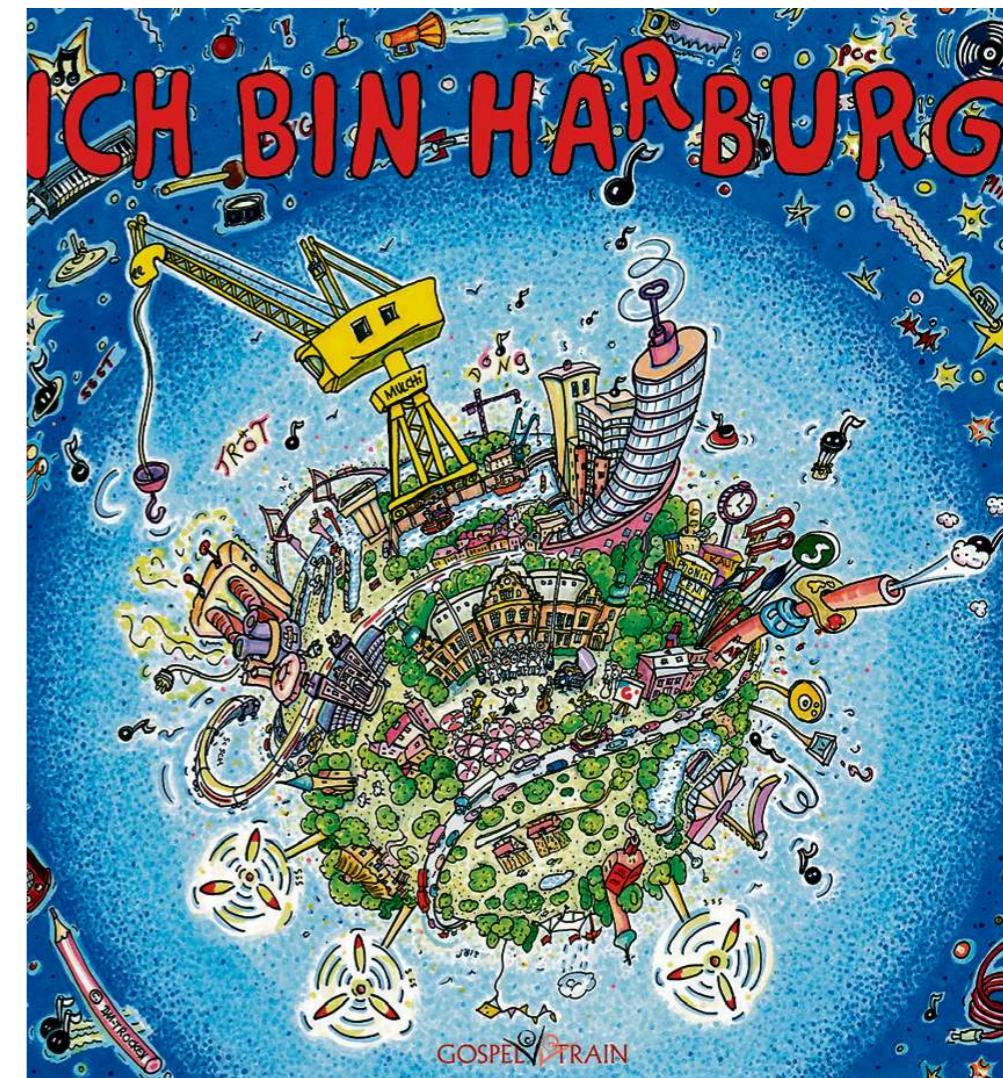
HARBURG :: Hätte sie als kleines Mädchen auf die Erwachsenen gehört, wäre sie brav gewesen und konform, ohne eigenen Kopf, Doris Dörr wäre ganz sicher nicht so bunt, vielseitig und erfolgreich als Comic-Zeichnerin und Illustratorin geworden wie sie es heute ist. Doch weil sie erforderlich ist wie Walt Disneys Daniel Düsentrif, mutig wie Hal Fosters Comicfiguren Tarzan und Prinz Eisenherz und humorvoll wie Wilhelm Busch's Max und Moritz hat sie sich schon als Siebenjährige nicht beirren lassen. Was andere als Schundhefte und Bildungsverderber sahen, erklärte sie bereits zu Grundschulzeiten zu ihrer Leidenschaft: Comics. Mit neun Jahren hatte sie bereits mehr als 500 Hefte gesammelt. „Ich liebte den Humor, der sich auch in den Bewegungen der Figuren ausdrückte“, sagt sie.

Genau dieser Humor ist es, der ihre Arbeiten als Comic-Zeichnerin ausmacht und mit dem sie den Betrachter zum Staunen und Schmunzeln bringt. Jetzt hat sie mit dem Cover der Harburg-Song-CD „Ich bin Harburg“ einen weiteren Hingucker geschaffen. Die CD erscheint pünktlich zur Premiere des Harburg-Songs bei der Nacht der Lichter am 16. September. Dann treffen sich mehr als ein Dutzend Harburger Chöre und all diejenigen, die gut und gerne singen, um gemeinsam vor dem Harburger Rathaus ihre Stimme zu erheben und ihren Song für Harburg zu singen. Sänger von vier bis 90 Jahren haben ihr Dabeisein angekündigt. Und sie alle proben derzeit fleißig ihren Song.

Zum Anhören, Verschenken, Mitsingen gibt es den Titel ab Mitte September auf CD, eingesungen vom internationalen Jugendchor Gospel Train aus Harburg. Die Einnahmen des CD-Verkaufs gehen als Spende an das DRK-Harburg und dessen Engagement für Arme und Obdachlose in der lettischen Hauptstadt Riga. Dort wird auch Gospel Train im kommenden Jahr mehrere Benefizkonzerte geben, die CD mit dem Cover von Doris Dörr im Gepäck.

Als die Comic-Zeichnerin von dem Projekt hörte, war ihr sofort klar: „Ich bin dabei!“ Zum einen, weil ihr die Idee eines Songs für Harburg gefällt. Zum anderen, weil sie Harburg kennt und schon einmal für den „Hamburg Total Kalender“ von Ulf Harten eine Zeichnung von Harburg gemacht hat. Sie zeigt das Binnenhafenfest. Auf der Illustration ist auch, wie auf dem Bild der CD-Cover, „Multi“, der Kulturkran, zu sehen. „Ich finde, er ist ein schönes Denkmal für den Harburger Hafen“, sagt sie.

Doch es gibt noch viel, viel mehr zu entdecken auf diesem Wimmel-Cover: das Harburger Rathaus mit dem Chor davor und einigen Musikern, darunter auch der Tubaspieler, der als Skulptur auf dem Rathausplatz



Das CD-Cover des Harburg-Songs von Doris Dörr zeigt Harburg als Planet im All der Klänge

HA/Cover - Illustr. © DM Trocken

steht. „Neben dem Rathaus habe ich die Technische Universität und auf der anderen Seite die Phoenixwerke mit der Kunstsammlung Falkenberg und das Phoenix-Einkaufszentrum als Einkaufswagen platziert“, sagt sie. „Vom Harburger Bahnhof dahinter ist nur die Bahnhofsuhr und das S-Bahn-Schild zu sehen. Und natürlich der Zug, der durch Harburg braust.“ Neben dem Kulturkran steht links der prächtige Channel-Tower, rechts das Kraftwerk Moorburg. Auch der Stadtspark mit Außenmühlenteich und die Bäderland-Therme ist zu sehen, von deren Sprungbrett eine Note ins Wasser hüpfte.

„Die Geräusche von Harburg werden zu Noten, zum Harburg-Sound“, sagt Doris Dörr. „Es hat mir viel Spaß gemacht, den Harburg-Planeten im All der Klänge zu zeichnen. Technik und Know-How als Zeichnerin hat sich die studierte Diplompädagogin, deren Künstlernamen DM

Trocken ist, selbst erarbeitet. „Mich interessierte in meinen Anfängen der Zeichner Jost Swarte und die ‘Linie Claire’“, sagt sie. „So begann ich mit Rapidographen zu arbeiten, eine Art Füller ohne Feder.“ Das tut sie noch heute. Trickfilme hat sie gemacht, ein Kinderbuch geschrieben und den Comic-Zeichner-Verein INC e.V. (Initiative Comic-Kunst) gegründet, den sie als „eine meiner größten und abenteuerlichsten Arbeiten“ bezeichnet. Vier große Comic-Ausstellungs-Spektakel hat sie in den Neuzigern gemeinsam mit dem Zeichner Ulf Harten unter dem Dach des Vereins gemacht. Die erste hieß „Am Anfang war der Strich“ und fand 1992 am Anfang der Reeperbahn statt. Die Comic-Zeichner-Szene aus Deutschland, Österreich und der Schweiz zeigten in einem ehemaligen leerstehenden Spielcasino auf 1000 Quadratmetern ihre Arbeiten. „Das Interesse war riesengroß“, erinnert sie

sich, „und schlug Wellen bis nach Frankreich.“ Es folgten „Comopoly“, eine Konzeptausstellung rund um das Thema Spiel, der Comic-Supermarkt „Ehrlich Billig“, dessen Ausstellungskatalog insgesamt 1000 Seiten hatte, und die „4. Dimension“, eine Konzeptausstellung zum Thema Zeit mitten auf dem Spielbudenplatz. Zur Zeit zeichnet Doris Dörr ein Motiv für den Kalender „Hamburg Total 2017“ von Ulf Harten, der ab November erhältlich ist und schon jetzt über die gemeinsame Website www.nillosan-hamburg.de betrachtet werden kann. Dort gibt es auch Informationen zur Künstlerin selbst sowie zu ihrem Kinderbuch „Oskar und Lotti und der Hafengeburtstag“, dessen Bilder genauso zum Gucken, Entdecken und Schmunzeln einladen wie das Cover der CD zum Harburg-Song.

Infos: www.nillosan-comic.de

Harburg singt seinen eigenen Song

Zeit für mehr Selbstbewusstsein! Die Harburger sollen ihre Stimme erheben und mit uns am 16. September die neue Hymne singen



HANNA KASTENDEICK

HARBURG :: Stellen Sie sich das mal vor: Harburg, 16. September, 19.30 Uhr. Auf dem Platz vor dem Rathaus haben sich sämtliche Bürger des Stadtteils sowie unzählige Besucher aus dem Umland versammelt. Kinder, Erwachsene, Alte, Junge, Alteingesessene und Zugezogene. Es ist ein lauer Spätsommerabend. Wie gemacht für dieses Event, das strahlen soll bis in die letzten Winde der Metropole. Zum einen durch die Lichter, die in dieser Nacht die Gebäude in der City und im Binnenhafen beleuchten. Vor allem aber durch die Harburger selbst und das, was sie gemeinsam anstimmen. Rund um die Bühne vor dem Rathaus stehen ein Dutzend Chöre aus der Region. Die Musiker im Hintergrund beginnen zu spielen. Der Chorleiter auf der Bühne hebt die Hände. Und alle, Zuschauer und Sänger, hunderte, tausende Harburger singen gemeinsam ihre Hymne: den Song für Harburg! Einen Lied, das unter die Haut geht. Einen Song, der zeigt, warum wir gern hier leben und stolz auf diesen Stadtteil sind. Warum wir ihn lieben, obwohl wir manchmal mit ihm hadern.



der, der singen kann und mag, soll seine Stimme erheben und dabei sein bei der großen Premiere im September.

„Ich bin Harburg“ heißt der Titel aus der Feder von Komponist Peter Schulte. Ein Lied, das unter die Haut geht. Weil es ehrlich ist, nicht nur Dur, sondern auch Moll. „So wie das Leben hier in Harburg“, sagt Peter Schulte. Als

Schulte zusammengearbeitet, unter anderem den Jubiläumsong für Plan International, „Wenn Träume Geburtstag haben“, geschrieben. „Ein Lied für einen Ort zu schreiben, ist eine fantastische Chance“, sagt Böhme. Wenn die Harburger den Song mögen, und das hoffe und glaube ich sehr, dann wird etwas von mir in Zukunft immer in Harburg sein.“ Nach ausführlichen Gesprächen mit den Initiatoren und waschechten Harburgern, nach eigenen Recherchen und ausgedehnten Spaziergängen und Fahrten durch Harburg entstand die Idee für einen Text, der Harburg erfasse, wie es wirklich ist. „Harburg ist ein eigener Planet, eine eigene Welt, die unendlich viele Gegensätze vereint“, so Böhme. „Schönes und Hässliches, Historisches und Zukunftsiges, Herz und Hirn, Unsicherheit und Selbstbewusstsein, Natur und Kultur.“ Alle diese Gegensätze finden sich im Harburg-Song sowohl in der Melodie als auch in Text und Rhythmus. Es gibt einen Prolog, einen Refrain, der selbstbewusst und stark ist, ein Rap-Part, der über die Menschen im Stadtteil erzählt und Strophen, die die Vielfalt und Buntheit Harburgs spiegeln.

„Gemischte Chöre, Kinderchöre, Männer- und Frauenchor, für alle ist das Stück singbar“, sagt Peter Schulte über diese kompositorische Herausforderung. „Jeder also kann und soll das Lied singen.“ Entweder mit Klavier- oder Gitarrenbegleitung, oder aber untermaut von einem ganzen Orchester.

Unterstützt wird das Projekt vom

Citymanagement Harburg,

dessen Chef-

Melanie-Gitte Lansmann

und dem Abendblatt.

„Ich habe sofort daran ge-

glaubt, dass das eine tolle Chance ist.“ Der Text stammt aus der Feder von Ansgar Böhme. Der Songwriter und Werbetexter hat in der Vergangenheit schon mehrfach erfolgreich mit

Ein Event für alle!

Mitmachen kann jeder! Chöre, Sänger, Musiker, Schulen, Kitas, Vereine, alle, die Lust am Singen haben.

Premiere ist am 16. September um 19.30 Uhr auf dem Harburger Rathausplatz im Rahmen der Nacht der Lichter.

Die DVD mit dem Song in Lang- und Kurzversion, dem Videoclip, Fotos und Filmaufnahmen etc., die mitma-

chen wollen und ihr Dabeisein im Abendblatt ankündigen möchten, melden sich per E-Mail bei hanna.kastendieck@abendblatt.de

Fotos, Filmaufnahmen, Songausschnitte, Kontaktadressen zu Chören und alle Artikel, die zum Harburg-Song erscheinen, sind im Internet unter www.abendblatt.de zu sehen.

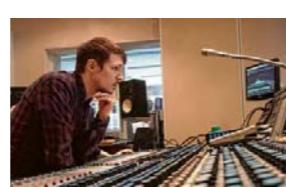
train bereits am Wochenende bei den Aufnahmen im Studio Clouds Hill erleben dürfen. Hier standen schon Stars wie die Sportfreunde Stiller, Bela B., Lena Meyer-Landrut oder Tim Bensko vor den Mikrofonen. Acht Stunden dauerten die Aufnahmen mit Tontechnikerin Linda Gerdes und Produzent Chris Buseck. Entstanden ist ein Song, der alle mitsingt und mit dem sich jeder in Harburg verbündet. Kurz- und Langversion samt Playback, Videoclip, Texte und Fotos vom Projekt werden jetzt auf DVD gepresst. Außerdem wird es T-Shirts mit dem Song-Logo und dem Schriftzug „Ich bin Harburg“ geben.

„Das Lied ist ein echter Ohrwurm und geht unter die Haut“, sagt TUHH-

Studentin Carolin Kuschner, die die Aufnahmen im Studio gefilmt hat. Auch Sängerin Mathe Morgan findet das Projekt klasse. „Weil es die Harburger zusammenbringt.“ Komponist Peter Schulte hofft, dass dieses Projekt Harburg aus dem Domröschenschaf reißen und den Menschen hier ein neues Gefühl für ihren Stadtteil geben wird. Sein Appell: „Wir sollten toleranter mit Harburg sein. Schließlich hat jeder Partner seine Macken.“



Chorleiter und Komponist Peter Schulte hat den Harburg-Song geschrieben



Achtet darauf, dass wirklich jeder Ton sitzt: Produzent Chis Busek bei den Aufnahmen des Harburg-Songs im Tonstudio Clouds Hill



Höchste Konzentration: Über Kopfhörer läuft das Playback, zu dem die Sänger den Song singen. Vierstimmig und aus voller Kehle

JOTO

werden das Publikum lauthals unterstützen, wenn der Song am 16. September um 19.30 Uhr auf und vor der Bühne vor dem Rathaus seine Premiere feiert.

Schon elf Chöre haben ihre Teilnahme fest zugesagt

Das Playback des Songs sowie Text und Noten werden für alle, die das selbst, im Internet unter www.abendblatt.de zum Ende der Sommerferien bereit gestellt. Das Abendblatt ist ein wöchentlich erscheinender Serie über den Harburg-Song, seine Entwicklung und den laufenden Prozess, über die Menschen davor und die Chöre, die dabei sind, berichten. „Mit dem Harburg-Song ist ein fantastisches Lied über unseren Stadtteil und die Menschen hier entstanden“, sagt Frank Ilse, Abendblatt-Redakteur für Harburg & Umland. „Ein Song, der alle berühren wird und mit ins Boot holt. Menschen, die im Chor singen genauso wie diejenigen, die morgens unten der Dusche ihr Liedchen trällern.“

Das Wichtigste an der Idee des Stadtteil-Songs aber sind die Harburger selbst. Denn sie sollen mitmachen - und zwar: alle! Schulchöre und Musikschulen, Sportvereine und Seniorenclubs und natürlich diejenigen, die professionell singen: die Chöre. Elf von ihnen haben ihr Dabeisein bereits zugesagt. Sie

Die Hände zum Himmel für die Harburg-Hymne

Tausende feierten am Freitag bei der 4. Nacht der Lichter die Premiere des vom Abendblatt initiierten Stadtteil-Songs auf dem Rathausplatz



Ein ergreifender Moment bei der 4. Nacht der Lichter: Auf dem Rathausplatz stimmen tausende Besucher den Harburg-Song an

HANNA KASTENDIECK

HARBURG :: „Es ist ein Abend, der Geschichte schreibt.“ Mit diesen Worten eröffnete NDR-Moderatorin Anke Harms die 4. Nacht der Lichter. Leonhard die 4. Nacht der Lichter. Es ist Samstagabend, 19 Uhr. Der Platz vor dem belebten Rathaus ist zum Besten voll. Es sind Tausende, die gekommen sind, um diesen Moment zu erleben: In

nix Center, das Marktaufgebäude und die vielen Fußgängertunnel der Stadt, die die Laufstrecke säumen. Schließlich gehört zur Nacht der Lichter seit einer Lichthölle, der in diesem Jahr erstes Mal in der Stadt ist, ein großer und über die City und durch den Binnenhafen führt. 1100 Läufer haben sich angemeldet. Während auf dem Rathausplatz der Harburg-Song in den Abendhimmel schallt, läuft am Start der Countdown für den Brücken-Lauf, den Stadion City-Channel-Cross und den Haspa-Staffellauf.

Fünf Monate liegen zwischen der ersten Idee in der Hamburger Abendblatt-Redaktion und diesem Abend, der Weltaufführung des Harburg-Songs. Während sich die Dämmerung über die Stadt neigt, strömen immer mehr Menschen auf den Platz. Allein 15 Chöre sind darunter, Männer-, Frauen-, Kinderchöre, Sopran-Alt-Kinder- und Tenor- und Bass-Choer. Spannung auf diesem Abend steht ihnen ins Gesicht geschrieben. „Wir freuen uns wahnsinnig auf den Song“, sagt Peter Broschke, Vorsitzender des Polizeichors Blaue Jungs. „Und was für eine tolle Kulisse für dieses Ereignis.“

Denn in dieser Nacht leuchtet Harburg gleich doppelt. Zum einen durch seinen Gesang, zum anderen durch die Illumination der Gebäude. 330 Leuchten und 300 Meter Lichtschlauch hat der Meister des Lichts, Nicolas Sauerbaum, in der City installiert. 30 Gebäude sollen erstrahlen, darunter die alte Süderelbbrücke, die Harburg-Arcaden, das Phoe-

nix Center, das Marktaufgebäude und die vielen Fußgängertunnel der Stadt, die die Laufstrecke säumen. Schließlich gehört zur Nacht der Lichter seit einer Lichthölle, der in diesem Jahr erstes Mal in der Stadt ist, ein großer und über die City und durch den Binnenhafen führt. 1100 Läufer haben sich angemeldet. Während auf dem Rathausplatz der Harburg-Song in den Abendhimmel schallt, läuft am Start der Countdown für den Brücken-Lauf, den Stadion City-Channel-Cross und den Haspa-Staffellauf.

Es ist 19.30 Uhr, als Chorleiter Peter Schulte mit der Gitarre vor dem Bauch ein zusammengezimmertes Podium aus Paletten imitiert der Menge bestiegt. Alle sollen ihn sehen können, wenn er den Ton angibt. Und die Menschen den Song anstimmen, den er geschildert hat. Die Technik klappt, Peter Schulte improvisiert. Er weiß, wie man die Massen

bei Laune hält. „Ich hör nix“, ruft er. „Dann muss eben jeder einzeln vorsingen.“ Doch dazu kommt es nicht. Die Harburger sind schließlich gut darin, aus dem Stegfe zu handeln. Auch wenn die Technik ausfällt, stimmen die Besucher den Harburg-Song an. „Ich bin Harburg bin ein eigener Planet“, singen sie, „mit einer eigenen Umlaufbahn“. Ist irgend, wenn sich nichts alles um mich dreht, denn ich weiß, was ich bin und kann. Das Lied sei ein Ohrwurm. Und das Publikum begeistert. Innerhalb weniger Stunden sind bereits 1000 CDs verkauft. „Ich finde den Song einfach super“, sagt Besucherin Ilka Fritsch. „Er passt zu Harburg.“ Beirichter Thomas Völzel ist ergriffen. „Ich habe schon viel erlebt“, sagt er. „Aber so etwas noch nie. Diese unglaubliche Stimmung, diese Kraft und Atmosphäre, die von diesem Ereignis ausgestrahlt wird, ist etwas ganz besonderes.“

Während die Menschen vor dem Rathaus singen, starten auf dem Platz

les.“ Das dieses Ereignis über den Augenblick hinaus bedeutsam sein und in die Zukunft wirken wird, da es sich auch die Citymanagerin und Organisatorin des Abends, Melanie-Gitte Lansmann, sieht. „Harburg ist ein eigener Planet“, sagt Leonhard-Cross, bei dem 194 Teilnehmer überwunden sind. Am schnellsten gelang es Dennis Dörf. Auf Platz zwei und drei landeten Jonas Zersay und Samir Schulz Meinen. Die schnellste Frau ist Rosa-Marie Groth.

Vom Harburg-Song bekommen die Läufer nur am Rande etwas mit. Sie haben keine Zeit zuzuhören, keine Muße, mitzusingen. Aber sie spüren die Energie, die von den singenden Menschenmenge herüberfließt. Um 21.30 Uhr dürfen die Sieger selbst auf die Bühne. Sportveranstalter Karsten Schölermann ist sichtlich zufrieden mit diesem Abend, der mit den Oskar-Strelzenkästen und ihren weitausleuchtenden Kostümen genau magisch endet, wie er begonnen hat. Doch gefeiert wird auch noch weit nach Mitternacht. Um 2.40 Uhr fassst Citymanagere Melanie-Gitte Lansmann den Abend mit ihren Worten zusammen, bevor sie müde, aber glücklich ins Bett sinkt: „Gänsehaut-Feeling pur! Nicht nur weil die hochsommerliche Wetter ein bisschen einschliefen und für optimale Lauftemperaturen sorgten, sondern weil die Premieren des Harburg-Song die Massen bewegte! Mein Pflicht-Harburg, du hast eine ergreifende Stimme!“

Das CD zum Song „Ich bin Harburg“ gibt es bei Gospel Train auf der Homepage des Chors www.gospeltainharburg.de. Im Büro des Citymanagements in der Linneburger Straße 33 sowie auf allen Gospel-Train-Konzerten

Das Video wird derzeit noch um Bilder von der Song-Premiere auf der Nacht der Lichter ergänzt und wird am Ende der Woche online auf abendblatt.de und youtube.com zu sehen sein

Live zu hören wird der Song erneut am 23. September in Neu-Grabow in der St. Nikolai-Kirche beim Gospel-Train-Konzert.

Machen Sie mit! Und schreiben Sie Ihren eigenen Text für den Rap! Nach dem Motto: „Was hat Harburg alles zu bieten und was liebt ich?“ Mit der Playback-Fassung auf der CD geht das ganz leicht. Schicken Sie Ihre Version, am besten als Aufnahme und als Text per Mail an hanna.kastendieck@abendblatt.de. Der beste Rap wird live auf dem großen Jahreskonzert von Gospel Train am 18. und 19. November in der Eberhalle aufgeführt. (hk)

„Ich bin Harburg!“

Text: Ansgar Böhme; Musik: Peter Schulte

(Prolog)

Guckst Du beim Landeanflug auf mich drauf
seh ich wüst und ganz zerissen aus
Du weißt noch nicht, was ist das für ein Stern
Der erste Schritt auf neuem Land
in deiner Nase riecht's verbrannt
in Deinen Ohren dröhnt Maschinenlärm

(1. Strophe)

Hier zählt der Kopf, hier zählt das Herz
Hier lebt die Schönheit und der Schmerz
Ich fliege weiter Richtung morgen
Lass keinen zurück mit seinen Sorgen

(1. Refrain)

Ich bin Harburg, bin ein eigener Planet
mit einer eigenen Umlaufbahn
ist mir egal, wenn sich nicht alles um mich dreht
denn ich weiß, was ich bin und kann
Whooh-oh! (Voller Energie)
Whooh-oh! (Chaos und Magie)
Whooh-oh! (Landeplatz für Dich)
Whooh-oh! (lass Dich nicht im Stich)
Whooh-oh! (Unentdecktes Land)
Whooh-oh! (vielen unbekannt)
Whooh-oh! (doch als Pionier)
Whooh-oh! (bist Du richtig hier)

(2. Strophe)

Ich feiere hart, ich schaffe gut
hier qualmt die Shisha und der Schlot
Ich bin ein Ort mit 1000 Sprachen
mit Krücken und mit Kinderlachen

(2. Refrain)

Ich bin Harburg, bin ein eigener Planet
mit einer eigenen Umlaufbahn
ist mir egal, wenn sich nicht alles um mich dreht
denn ich weiß, was ich bin und kann
Whooh-oh! (Voller Energie)
Whooh-oh! (Chaos und Magie)
Whooh-oh! (Landeplatz für Dich)
Whooh-oh! (lass Dich nicht im Stich)
Whooh-oh! (Unentdecktes Land)
Whooh-oh! (vielen unbekannt)
Whooh-oh! (doch als Pionier)
Whooh-oh! (bist Du richtig hier)

Lust und Frust der Existenzgründer

Wer eine eigene Existenz aufbaut, geht von der Idee über die Finanzierung und Vermarktung bis hin zum Geschäftsalltag einen langen Weg. Die Volontäre des Bonner General-Anzeigers haben diesen Weg nachverfolgt. Sie erzählen von jungen Unternehmern, ihren Träumen und Fragen, ihrem Mut und ihrem Frust.

Die Jury

SONDERPREIS
FÜR VOLONTÄRSPROJEKTE

Jungunternehmer kreativ begleitet

Porträtserien über Existenzgründer gibt es viele. Die Volontäre des Bonner General-Anzeigers wählen einen originellen Ansatz. In ihrer Serie folgen sie der Dramaturgie einer wirklichen Existenzgründung, von der Produktidee über Finanzierung und Marketing bis zum Alltag eines Jungunternehmers. Am Beispiel von Start-Ups in der Region gehen sie den großen Fragen nach, auf die Unternehmer Antworten finden müssen. Sie erzählen Geschichten von ehrgeizigen Visionen, vom Scheitern und dem Mut zum Weitermachen. Ein gelungenes Beispiel für modernen lokalen Wirtschaftsjournalismus.

Die Idee des Projekts: Statt eine Vielzahl von Gründern einfach nur vorzustellen, sollen die großen unternehmerischen Fragen anhand von Start-ups vor Ort in unterschiedlichen Darstellungsformen wie Features, Porträts und Interviews nachgezeichnet werden. Was macht eine gute Idee aus? Wie vermarkten sich junge Unternehmer? Wie finanzieren sie sich? Wie gehen sie mit Erfolg, Niederlagen und bürokratischen Hürden um? Zusätzlich werden vier Branchen als Schwerpunkte ausgewählt, die regional von Bedeutung sind. Analysiert werden die Wirtschaftszweige Food, IT, Medizin und Lifestyle.

Die Volontäre erzählen lokale Gründergeschichten und flankieren sie mit Hintergrund- und Zusatzinformationen, indem sie Experten und Akteure aus der Region zu Wort kommen lassen. Der Aufbau der Serie folgt der Dramaturgie einer Gründung: von der Produktidee über Finanzierung und Vermarktung bis hin zum Alltag eines Jungunternehmers. Den Abschluss bildet ein Interview mit Frank Thelen, Bonner Investor und Gründerikone, über die Chancen für Bonn und die Region als Zentrum für Start-ups.

Stichworte

- Arbeitswelt
- Hintergrund
- Menschen
- Service
- Wirtschaft

Kontakt:

Sabrina Bauer, Lokalredakteurin, Telefon: 0228/6688-386, E-Mail: s.bauer@ga-bonn.de
Andreas Dyck, Online-Redakteur, Telefon: 0228/6688-392, E-Mail: a.dyck@ga-bonn.de

General-Anzeiger

8

Mittwoch, 14. Dezember 2016

WIRTSCHAFT

GENERAL-ANZEIGER

BONN MACHT ERFINDERISCH Auf sogenannten Fuck-up-Nights erzählen Gründer über ihre Rückschläge, Pleiten und Pannen. Damit wollen sie in Deutschland eine neue Fehlerkultur etablieren. Denn obwohl neun von zehn Start-ups scheitern, fehlt die Akzeptanz hierzulande

Applaus für jede Pleite

VON ANDREAS DYCK

Scheitern kann so hip sein. Scheinwerfer erhellen im Halbdunkel eines Backsteingewölbtes unter einer Eisenbahnbrücke eine Bühne. Ein Sofa, eine Stehlampe und ein Sessel stehen dort. Die Wuppertaler Band Blitstein & Dunkel spielt Akustikkopf. Einige Hundert Besucher nippen an Bier und Mate-Limonade, wippen zur Musik, halten Smartalk. Die eigentlichsten Stars im Kölner Szeneclub Club Bahnhof Ehrenfeld sind aber vier Gründer, die mit ihren Start-ups gescheitert sind. An diesem Mittwochabend erzählen sie ihre Geschichten vom Scheitern auf der achtten Kölner Fuck-up-Night.

Der Name ist Programm. An diesem Abend dreht sich alles um gescheiterte Jungunternehmer. Anna Yona erzählt von ihrem Start-up Wildling Shoes und ihrer größten Panne. Die Unternehmerin aus Gummersbach hatte für ihr im Mai 2015 gegründetes Start-up per Crowdfunding-Kampagne 75 000 Euro eingesammelt, um einen Schuh herzustellen, der Kindern das Gefühl gibt, barfuß zu laufen. 150 Vorbestellungen waren eingegangen. Dann kam der Schock. Ein unter die Sohle eingefügtes Material reagierte mit dem Kleber und farbte ab. Das Ergebnis: blaue Füße und fehlerhafte Produkte im Wert von 60 000 Euro. „Es war, als hätte man Tinte ausgekippt“, sagt Yona. „Der Traum, auf den man hingearbeitet hat, geht in Rauch auf“, sagt sie. Am Ende geht die Geschichte für Yona noch glimpflich aus. Sie kann viele Schuhe mit Rabatt trotzdem verkaufen.

Weitere Firmen in den Sand gesetzt hat, redet meist nicht darüber. Schade eigentlich, doch dann schenkt sie vier Jahren zwei junge Gründer in Mexiko. Die Idee der Fuck-up-Nights war geboren. Seitdem hat sich das Konzept rasant verbreitet und findet in 150 Städten weltweit Nachahmer. In Deutschland gibt es unter anderem Veranstaltungen in Frankfurt, Leipzig, Hannover, Berlin, Köln und Hamburg.

Kein Land für Gescheiterte

Scheitern ist in Deutschland nur bedingt erlaubt, so lautet das Fazit einer Studie der Universität Hohenheim bei Stuttgart. Zwar erkennen 30 Prozent der Befragten Misserfolge als Chance zur Selbstreflexion an. Bei unternehmerischen Fehlern sind die Deutschen allerdings weitauß weniger tolerant. Nur jeder Zweite kann Fehlschlägen bei Unternehmen etwas Positives abgewinnen. Zwar sprechen sich zwei Drittel dafür aus, gescheiterten Unternehmen eine zweite Chance zu geben. Trotzdem äußerten 40 Pro-



Alle Aufmerksamkeit richtet sich auf den gescheiterten Gründer: Holger Stollenwerk erzählt seine Geschichte auf der Fuck Up Night in Köln.

Foto: DYCK

zent dabei scheitern darf.“ Den Mut hätte Mirus, der sich letztes Jahr als Digitalberater selbstständig gemacht hat, vor 15 Jahren selbst gut gebrauchen können. 2002 hatte Mirus sein Job als Programmierer gekündigt und eine eigene Webagentur gegründet. Doch schon Ende 2002 ging es mit dem Unternehmen bergab, die Aufträge blieben aus. „Es war ein Fehler, einfach den Job zu kündigen“, sagt Mirus heute. „Wir waren zu schlecht vorbereitet und hatten von heut auf morgen kein Einkommen mehr.“

Dann kam zum Jahresende auch noch der Steuerschok hinzu. Mirus sollte mehrere Tausend Euro an das Finanzamt nachzahlen. „Die Schulden wurden immer mehr und uns fehlte das Geld für die laufenden Kosten.“ Mirus versuchte, dagegenzuhalten, beschäftigte sich mit Gesellschaftsformen, Betriebswirtschaft und Kundenakquise. „Zuerst denkst du blauäugig, dein Unternehmen wird ein Selbstläufer“, sagt Mirus. „Doch dann lernst du, dass du Hundert Leute anruft und dabei vielleicht ein Auftrag bei rauskommt.“ Am Ende reicht es trotzdem nicht. Mirus nimmt Mitte 2003 aus der Not heraus einen neuen Job an und

bleibt mit einem Haufen Schulden zurück. In Deutschland scheitern neun von zehn Start-ups. Trotz dieser Quoten wollen nur ein Viertel der Gründer laut Start-up-Monitor des Bundesverbands Deutsche Startups nach ihrem Scheitern wieder zurück in einen Angestellten-Job. Sie wollen es lieber noch einmal als Selbstständige versuchen. Bei Johannes Mirus hingegen dauerte es,

BONN
MACHT ERFINDERISCH

Cohen, der als Berater kleine Start-ups und große Unternehmen betreut, kennt die Unterschiede im Umgang mit Fehlern dies- und jenseits des Atlantiks nur zu gut. Der US-Amerikaner pendelt zwischen Amerika und Deutschland und hat selbst schon ein Start-up während der Dotcom-Blase in den Sand gesetzt. „Deutsche haben Angst vor dem Risiko und wollen es um jeden Preis vermeiden“, sagt er. Dabei seien Rückschläge die Regel. In Amerika würden gescheiterte Gründer deshalb in einem anderen Licht gesehen, aus deren Erfahrungen andere lernen könnten. „Es geht eben nur so. Um Fehler zu vermeiden, musst du aus Fehlern lernen – aus deinen eigenen oder denen der anderen“, sagt Cohen. „Fall hin und steh wieder auf, so ist das Leben nun einmal“, sagt Cohen.

„Fehler sind in den USA stärker Teil des Erfolgssystems“, meint die Vizepräsidentin Patricia Sauerbrey-Colton des Wirtschaftsinstituts Rheingold USA. „Erfolgstorys sind oft Geschichten des Scheiterns, die am Ende durch eine positive Wendung von Erfolg gekrönt wurden.“ Risikobereitschaft und das damit in Kauf genommene Scheitern seien Teil der amerikanischen Kultur. Den amerikanischen Traum könne nur leben, wer bereit sei, ihn auch hartnäckig zu verfolgen. „Deutsche sind stabil-tälibebender. Sie möchten einmal Erreiches wahren und sind anderseits auch zufriedener mit teils kleineren Erfolgen.“

Für Johannes Mirus steht fest, dass es eine neue Fehlerkultur auch in Bonn braucht. „Vor einem Jahr in der Gründungsphase meines jetzigen Projekts hätte ich mich nicht getraut, über mein Scheitern zu sprechen.“ Zu groß sei die Angst gewesen, potentielle Auftraggeber damit abzuschrecken. „Genau diese Verschwiegenheitskultur müssen wir aufbrechen“, sagt er.

Die Serie

Start-ups und kreative Ideen: Die Gründerszene in der Region beleuchten die GA-Volontäre in der GA-Serie „Bonn macht erfandlerisch“ zweimal die Woche bis zum Ende des Jahres. Am Samstag, 17. Dezember, erzählen uns Gründer, was es heißt, plötzlich Chef zu sein. Anschließend werfen wir einen Blick auf Start-ups in der Lifestyle-Branche und schauen uns an, wie international der Gründergeist in Bonn ist. Alle Serientexte gibt es auf www.ga-bonn.de/erfandlerisch.

Zustände im Pflegebetrieb von innen beschrieben

Über die Zustände in deutschen Pflegeeinrichtungen gibt es viele Schauergeschichten. Die Autorin will wissen, wie es wirklich ist, und macht ein Praktikum in einem Altenheim. Schon am zweiten Tag stößt sie an ihre Grenzen. Ihre Reportage beleuchtet ein wichtiges Thema aus der Innensicht.

Die Jury

SONDERPREIS
FÜR VOLONTÄRSPROJEKTE

Investigativ im Altenheim

Das Thema Pflege gehört zu den größten Herausforderungen für unsere Gesellschaft. Über die Zustände in Alten- und Pflegeheimen kursieren teils erschreckende Berichte. Die Journalistenschülerin will wissen, wie es wirklich ist. Sie bewirbt sich als Praktikantin in einem Altenheim und erlebt dort, unerkannt als Reporterin, elf Tage lang den Pflegealltag. Ihre Erlebnisse und Beobachtungen, Gespräche mit Mitarbeitern und Heimbewohnern gleichen sie mit Faktenrecherchen und Experteneinschätzungen ab und konfrontiert schließlich die Verantwortlichen des Heims damit. Probleme und Widersprüche werden sichtbar. Das Feature dramatisiert nicht, es klagt nicht, gerade darum berührt es.

RHEINISCHE POST

Da die offiziellen Anfragen auch immer nur offizielle Stellungnahmen ergeben, entschließt sich Volontärin Saskia Nothofer zur verdeckten Recherche. Sie bewirbt sich bei verschiedenen Heimen der Region um ein zweiwöchiges Praktikum. Die Auswahl des AWO-Seniorenzentrums in Düsseldorf ist zufällig. Elf Tage arbeitet sie dort und erlebt als Aushilfspflegerin den Alltag der alten Menschen und der Kolleginnen und Kollegen.

Anschließend trägt sie Fakten zum Thema zusammen: Wie viel verdienen Pfleger? Was sagen die Zahlen, mangelt es an Pflegekräften? Wie stark steigt die Anzahl der Pflegebedürftigen? Außerdem spricht sie mit Experten zum Thema multiresistente Keime. Zuletzt kontaktiert sie das Heim sowie den Träger und konfrontiert die Verantwortlichen mit den Ergebnissen der Recherche.

Stichworte

- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Arbeitswelt
- ▶ Gesundheit
- ▶ Hintergrund
- ▶ Recherche/Investigation

Kontakt:

Saskia Nothofer, Journalistenschülerin, Telefon: 0171/5308600, E-Mail: saskia.nothofer@rheinische-post.de



Unsere verdeckte Reporterin, Saskia Nothofer (27), in ihrer Arbeitskleidung. Das Foto entstand per Selbstporträt vor einem Spiegel. FOTO: sno

A4Pflege in Not

Füttern. Waschen. Weiter.

Über die Zustände in deutschen Pflegeeinrichtungen gibt es viele Schauergeschichten. Unsere Autorin wollte wissen, wie es wirklich ist, und hat ein Praktikum in einem Altenheim gemacht. Schon am zweiten Tag stieß sie an ihre Grenzen.

VON SASKIA NOTHOFER

Am Eingang erinnert eine Gedenkwand an die Verstorbenen. Tagen hat einen Mann getroffen. Jetzt gibt es nur noch ein Foto von ihm: Das Gesicht ist faltig, er lächelt müde. Angehörige gibt es nicht. In wenigen Tagen wird sein Zimmer mit einem neuen Pflegebedürftigen belegt.

Ich bin als verdeckte Reporterin unterwegs und arbeite elf Tage im Düsseldorfer Awo-Seniorenzentrum Ernst-Gnoß-Haus. Altenpflege ist ein Dauerzettel. Ich möchte wissen, was wirklich aussieht.

Wieder im Heim leben 80 Pflegebedürftige, verteilt auf vier Wohnheimeinheiten.

Eine Woche zuvor habe ich mich für ein Praktikum beworben. Nach einem Anruf im Heim gegen 10 Uhr stand ich drei Stunden später mit meinen Bewohnerunterlagen vor der Tür. Ein kurzer Bewerbungsspruch, und ich hatte das Praktikum.

Dass ich keine Erfahrung in der Pflege mitbringe, spielt keine Rolle. Täglich habe ich eine Schicht von sieben bis 14.30 Uhr. Auch am Samstag und Sonntag. Als Ausgleich gibt es einen freien Tag in der zweiten Woche. „Wenn, dann müssen Sie die Pflege auch so erleben, wie sie wirklich ist“, sagte die Pflegedienstleiterin.

Montag, Tag 1 Ich betrete das Heim. Sofort steigt mir ein Geruch in die Nase, der mich die kommenden Tage begleiten wird. Es zieht nach Krankheit und Körperflüssigkeiten. Für die 20 Bewohner sind pro Schicht je drei Pfleger zuständig, schon wenige Tage später werde ich einer von ihnen sein. Bei mindestens einem muss es sich um eine examinierte Pflegefachkraft handeln. Diese haben eine dreijährige Ausbildung hinter sich und sind für die medizinische Versorgung der Bewohner verantwortlich. Die übrigen Kräfte sind mein Pflegehelfer mit einjähriger Ausbildung.

Herr Schmidt¹, der Wohlbereichsleiter, erklärt mir die wichtigsten Regeln – etwa die Hände-Desinfektion. „Nach jedem versorgten Bewohner musst du dir die Hände desinfizieren.“ Zudem seien Handschuhe während der Pflege Pflicht. Ich begleite den Pflegehelfer Max. Vor dem Frühstück waschen wir die Bewohner, reinigen ihr Gebiss, rasieren sie, ziehen sie an und wechseln ihr Pflaster. Geduscht werden die 20 Bewohner einmal pro Woche. Sie leben in sieben Doppel- und sechs Einzelzimmern.

Als Erstes kümmern wir uns um einen dementen, körperlich noch fitten Bewohner. Er wäscht sich

selbst, dann zieht der Pflegehelfer ihn an. Von der Unterhose bis zum Pullover. Ich mache das Bett und hole Handtücher. Dann bringe ich den Mann in den Frühstückssaal, beziehen das Bett und kleben neue Namensschilder an die Möbel. Obwohl ich den Verstorbenen nicht kannte, fühlte ich mich unwohl. Es kommt mir vor, als wäre ein ganzes Leben innerhalb weniger Minuten in großen blauen Säcken verschwunden.

Ich frage die Kollegen, ob es ihnen auch so geht. „Man gewöhnt sich daran“, antworten sie.

Während einer Pause stellt Max die Medikamente für die Bewohner zuordnen. „Infoföhn“ mache ich das oft, sagt der Helfer. Eigentlich müsste er Fachkraft diese Aufgabe erledigen. „Frage die Heimaufsicht nach, das hat natürlich die Fachkraft gemacht.“

Ein Bewohner hat Durchfall, das Bett und der Rest sind voll mit Kot. Ich ignoriere den Geruch

„Aureus“-Bakterien infiziert, wie mir Max erklärt. Diese sind resistent gegen die meisten Antibiotika, was es schwieriger macht, durch den Erreger ausgelöste Infektionen zu beenden.

Drei Monate später haben wir die Awo-Seniorenrente Niederrhein gGmbH, die für das Heim verantwortlich ist, und das Heim selbst mit den Ergebnissen der Recherche konfrontiert, unter anderem zur Frage der Verteilung der Medikamente sowie der hohen Arbeitsdruck. Peter Herzog, Leiter des Heims, schreibt:

„Das Stellen, Verteilen und Verabreichen von Medikamenten ist im Ernst-Gnoß-Haus klar geregelt und ausschließlich Fachkräfteaufgabe.“

Die Pfleger gehen gut mit den Pflegebedürftigen um. Sie nehmen sich

Später räumen wir das Zimmer des verstorbenen Bewohners aus. Wir leeren die Schränke. Stopfen Kleidung und angebrochene Kosmetikartikel wie Kämm, Rasierer und Zahnbürste in Müllsäcke, beziehen das Bett und kleben neue Namensschilder an die Möbel. Obwohl ich den Verstorbenen nicht kannte, fühlte ich mich unwohl. Es kommt mir vor, als wäre ein ganzes Leben innerhalb weniger Minuten in großen blauen Säcken verschwunden.

Ich frage die Kollegen, ob es ihnen auch so geht. „Man gewöhnt sich daran“, antworten sie.

Während einer Pause stellt Max die Medikamente für die Bewohner zuordnen. „Infoföhn“ mache ich das oft, sagt der Helfer. Eigentlich müsste er Fachkraft diese Aufgabe erledigen. „Frage die Heimaufsicht nach, das hat natürlich die Fachkraft gemacht.“

Ein Bewohner hat Durchfall, das Bett und der Rest sind voll mit Kot. Ich ignoriere den Geruch

„Aureus“-Bakterien infiziert, wie mir Max erklärt. Diese sind resistent gegen die meisten Antibiotika, was es schwieriger macht, durch den Erreger ausgelöste Infektionen zu beenden.

Drei Monate später haben wir die Awo-Seniorenrente Niederrhein gGmbH, die für das Heim verantwortlich ist, und das Heim selbst mit den Ergebnissen der Recherche konfrontiert, unter anderem zur Frage der Verteilung der Medikamente sowie der hohen Arbeitsdruck. Peter Herzog, Leiter des Heims, schreibt:

„Das Stellen, Verteilen und Verabreichen von Medikamenten ist im Ernst-Gnoß-Haus klar geregelt und ausschließlich Fachkräfteaufgabe.“

Die Pfleger gehen gut mit den Pflegebedürftigen um. Sie nehmen sich



Unsere verdeckte Reporterin Saskia Nothofer (27) in ihrer Arbeitskleidung. Das Foto entstand per Selbstporträt vor einem Spiegel.

RHEINISCHE POST
FREITAG, 3. JUNI 2016

RHEINISCHE POST
FREITAG, 3. JUNI 2016



FOTO: SASKIA NOTHOFER

für verantwortlich sei. Aber es heißt nur: „Mach einfach, das klappt schon.“

Mittags quillt einem anderen Bewohner plötzlich der Reibekekun aus dem Mund. Sein Gebiss hat sich gelöst, das Essen steckt zwischen Gaumen und Zahnpfosten fest. Ich bebe das Problem.

Da in der Zeit meines Praktikums eine Erkrankung im Heim grasiert, sind zusätzliche arzthelotika notwendig. Dabei fällt mir auf, dass die Ärzte eingeschränkt Bewohner Antibiotika verschreiben, auch wenn womöglich nur eine Virusinfektion vorliegt. Auch die Pfleger bemängeln das. Denn ein Antibiotikum wirkt hier nicht, und der vermehrte Einsatz kann zu Resistenzen führen.

Heimleiter Herzog: „Die Entscheidung des Arztes, Antibiotika zu verschreiben, muss das Ernst-Gnoß-Haus akzeptieren. Gerade bei sehr alten Menschen, die an einer Vielzahl von Erkrankungen leiden, ist es nicht auszuschließen, dass Ärzte in manchen Fällen Antibiotika auch vorsorglich verschreiben.“

Sonntag, Tag 7 Heute habe ich erst ab 13.30 Uhr Dienst. Die Schicht beginnt mit Kaffee und Kuchen für die Bewohner. Angehörige übernehmen das Servieren, und ich kann „Mein Gott, ärgere dich nicht“ mit zweien zusammen spielen. Ich muss alle zehn Spülwagen stellen im Heim.

Nur zwei Pfleger sind in der Spitätschicht, neben mir eingeteilt. Sie sind im Dauerreinen. Laufen von Zimmer zu Zimmer, die die Bewohner klingeln und Hilfe brauchen: Die eine schafft es nicht auf die Toilette, die andere braucht eine Bettflapane. Die Dritte hilft beim Ablegen und dem Vierten ist schleindringig. Sie tragen ein Mundschutz zu tragen. Ich frage nach: „Sollte ich bei den Bewohnern nicht einen Mundschutz anziehen?“ – „Kann ich das?“, sagt eine Kollegin. „Die Schreis sind kaum zu ertragen.“ Kurz vor dem Mittagessen gibt es Bad zu bepleiten. Werden Keime in feuchter Umgebung nicht besonders gut übertragen? Niemand weist mich darauf hin, einen Mundschutz zu tragen. Ich frage nach: „Sollte ich bei den Bewohnern nicht einen Mundschutz anziehen?“ – „Kann ich das?“, sagt eine Kollegin. „Die Schreis sind kaum zu ertragen.“

Heimleiter Herzog: „Das Personal muss nur dann getragen werden, wenn die Keime den Mund-Rachenraum bestießen oder die Gefahr besteht, dass infizierte Sekret verschüttet.“

Donnerstag, Tag 4 Konflikte unter den Bewohnern gibt es oft. Die Pfleger müssen als Seelsorger, Vermittler und Schlichter einspringen. Eine Bewohnerin greift einen Beinmann an, der seinen Gelenke zu lockern versucht. „Aua, aua, Hör auf, scha, er wird seine Finger in meinen Arm. Die Übungen helfen ihm, seine Schreis sind kaum zu ertragen.“ Kurz vor dem Mittagessen gibt es Bad zu bepleiten. Werden Keime in feuchter Umgebung nicht besonders gut übertragen? Niemand weist mich darauf hin, einen Mundschutz zu tragen. Ich frage nach: „Sollte ich bei den Bewohnern nicht einen Mundschutz anziehen?“ – „Kann ich das?“, sagt eine Kollegin. „Die Schreis sind kaum zu ertragen.“

Heimleiter Herzog: „Das Personal muss nur dann getragen werden, wenn die Keime den Mund-Rachenraum bestießen oder die Gefahr besteht, dass infizierte Sekret verschüttet.“

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. „Ich habe mich eben schon angezogen“, sagt der Kollegin. Die Kollegin sind die Bewohner über die Hauptgangs und die Hälften der Banane issst.

Pfleger dokumentieren ihre Arbeitsschritte: Jede Pflegemaßnahme, jeder Stuhlgang, jede Mahlzeit und jedes Medikamentenverabreichen sind festgehalten. Welche Beendender sind? Stehen ein Dokumentation ist wichtig, geht aber von der Pflegezeit ab. „Früher waren wir doppelt so viele Leute pro Schicht“, sagt eine Kollegin. „Die haben das extrem reduziert in den letzten Jahren.“

Heimleiter Herzog: „Das Personal muss nur dann getragen werden, wenn die Keime den Mund-Rachenraum bestießen oder die Gefahr besteht, dass infizierte Sekret verschüttet.“

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. „Ich habe mich eben schon angezogen“, sagt der Kollegin. Die Kollegin sind die Bewohner über die Hauptgangs und die Hälften der Banane issst.

Pfleger dokumentieren ihre Arbeitsschritte: Jede Pflegemaßnahme, jeder Stuhlgang, jede Mahlzeit und jedes Medikamentenverabreichen ist festgehalten. Welche Beendender sind? Stehen ein Dokumentation ist wichtig, geht aber von der Pflegezeit ab. „Früher waren wir doppelt so viele Leute pro Schicht“, sagt eine Kollegin. „Die haben das extrem reduziert in den letzten Jahren.“

Heimleiter Herzog: „Das Personal muss nur dann getragen werden, wenn die Keime den Mund-Rachenraum bestießen oder die Gefahr besteht, dass infizierte Sekret verschüttet.“

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. „Ich habe mich eben schon angezogen“, sagt der Kollegin. Die Kollegin sind die Bewohner über die Hauptgangs und die Hälften der Banane issst.

Pfleger dokumentieren ihre Arbeitsschritte: Jede Pflegemaßnahme, jeder Stuhlgang, jede Mahlzeit und jedes Medikamentenverabreichen ist festgehalten. Welche Beendender sind? Stehen ein Dokumentation ist wichtig, geht aber von der Pflegezeit ab. „Früher waren wir doppelt so viele Leute pro Schicht“, sagt eine Kollegin. „Die haben das extrem reduziert in den letzten Jahren.“

Heimleiter Herzog: „Das Personal muss nur dann getragen werden, wenn die Keime den Mund-Rachenraum bestießen oder die Gefahr besteht, dass infizierte Sekret verschüttet.“

Freitag, Tag 5 Am Morgen liegt ein Bewohner mit Hemd, Hose, Pullover und Turnschuhen im Bett. „Ich habe mich eben schon angezogen“, sagt der Kollegin. Die Kollegin sind die Bewohner über die Hauptgangs und die Hälften der Banane issst.

Pfleger dokumentieren ihre Arbeitsschritte: Jede Pflegemaßnahme, jeder Stuhlgang, jede Mahlzeit und jedes Medikamentenverabreichen ist festgehalten. Welche Beendender sind? Stehen ein Dokumentation ist wichtig, geht aber von der Pflegezeit ab. „Früher waren wir doppelt so viele Leute pro Schicht“, sagt eine Kollegin. „Die haben das extrem reduziert in den letzten Jahren.“

Heimleiter Herzog: „Das Personal muss nur dann getragen werden, wenn die Keime den Mund-Rachenraum bestießen oder die Gefahr besteht, dass infizierte Sekret verschüttet.“

Pflege in Not A5

tet er immer wieder, dass er das doch alles längst erledigt habe.

Um den Bewohnern Abwechslung zu verschaffen, kommen jeden Vormittag zwei Frauen vom Pflegedienst und beschäftigen sich mit den Bewohnern. Sie malen, spielen und machen Gehirntraining mit ihnen.

Derweil schnappe ich mir eine Klatschzeitung und lese sie mit einer Dame. Es macht Spaß, mit der alten Dame über die Königshäuser dieser Welt, die Beziehung von Helene Fischer und dem Kind von Jörg Pilawa zu sprechen. Als ich etwas über das Liebesdrama von Sylvie Meis vorlese, lacht sie. Und auch ein anderer Bewohner, der mit am Tisch sitzt, schaut sich ein und möchte Details über den Zustand von Michael Schumacher erfahren.

Nur die dementen Bewohner sind schwierig zu beschäftigen. Wissen oft nichts, um sich anzufangen. Einer von ihnen wandert durch das Haus, fragt, wo er wohne, und sagt immer wieder, dass er nach Hause müsse. Dabei löst er mehrmals den Feueralarm aus. „Das war ich nicht, das war ein Anderer“, behauptet er.

Mittags quillt einem Bewohner der Reibekekun aus dem Mund. Sein Gebiss hat sich gelöst, das Essen steckt zwischen Gaumen und Zahnpfosten fest

Mittwoch, Tag 10 Die Arbeit zieht an meinen Kräften. Eine Bewohnerin fragt: „Wieso haben Sie sich eigentlich einen schwierigen Job ausgesucht?“ Dafür müsste man ja schon eine Menge Idealismus mitbringen.

Eine Pflegefachkraft verdient laut Bundesagentur für Arbeit im bundesweiten Schnitt 2490 Euro brutto, ein Pflegebedürftiger erhält im Schnitt 1777 Euro brutto.

Donnerstag, Tag 10 Ich habe frei.

Freitag, Tag 11 Ich bin froh, die anstrengende Zeit überstanden zu haben. Beim Mittagessen füttere ich ein letztes Mal die Dame, die ich seit Beginn des Praktikums fast bei jeder Mahlzeit unterstützt habe. Ich erzähle ihr, dass heute mein letzter Tag sei. „Das ist aber schade, wirklich schade“, sagt sie. Als ich mich von zwei anderen Bewohnern verabschiede, bedanken sie, dass das Personal so oft und so schnell wechselt. „Da hat man sich einmal an einen Pfleger gewöhnt, und dann ist er auch schon wieder weg. Das passiert dauernd.“ Ich führe ein kurzes Abschlussgespräch mit der Pflegedienstleiterin und verabschiede mich von den Pflegern. „Ich habe mich so daran gewöhnt, dass du hier bist“, sagt eine Kollegin. „Schade, dass du gehst.“ Sie fragt, ob ich mir eine Zukunft als Pflegerin vorstellen kann.

INFO

**PFLEGE
in Not**

So sind wir vorgegangen

Da es im Verbundsgebiet der Rheinischen Post über 140 Altenheime gibt, hatte unsere Autorin zu Beginn der Recherche eine große Auswahl, um einen Praktikumsplatz zu finden. Sie bewarb sich bei verschiedenen Heimen um ein zweiwöchiges Praktikum. Die Auswahl des Awo-Seniorenzentrums Ernst-Gnoß-Haus in Düsseldorf war rein zufällig. Elf Tage hat sie dort die Pflege erlebt, wie sie wirklich ist. Nachdem die Recherche vor Ort abgeschlossen war, haben wir Fakten zum Thema zusammengetragen. Wie viel verdienen Pfleger? Was sagen die Zahlen, wie sehr mangelt es an Pflegern? Und wie stark steigt die Anzahl der Pflegebedürftigen? Außerdem haben wir mit Experten zum Thema multi-resistente Keime gesprochen. Zuletzt haben wir das Heim sowie die dafür verantwortliche Awo-Seniorenleitung Niederrhein gGmbH mit unseren Ergebnissen konfrontiert und eine ausführliche Stellungnahme vom Leiter des Seniorenzentrums, Peter Herzog, erhalten.

* Alle Namen geändert



Awo-Seniorenzentrum Ernst-Gnoß-Haus in Düsseldorf-Derendorf arbeitete unter anderem mit Saskia Nothofer.

FOTO: ANDREAS ENDERLEIN

Melanie Pothmann vom LZG: „Eine Einzelzimmerunterbringung einer Bewohnerin mit MRSA ist unmöglich. Eine Dosenpflirsiche. Eine werden die anderen nicht aufpassen müssen. Die Kollegin wiegt ab, ob sie mit MRSA infiziert ist. Ich sage: „Keine Ahnung, das weiß ich nicht.“ Keiner hier trägt die Schutzbrille.“ Sie sagt mir, dass alle hier ihren Job zwar toll machen, das ganze Haus aber unterbesetzt sei und ihr deshalb wenig erklärt werden könnten. Stattdessen bekomme sie Aufgaben und Verantwortlichkeiten, die sie nicht bewältigen können. „Wenn die Leute mir hinfallen, bin ich schuld.“

Herr Schmidt: „Bei der Pflegezeit ist mir wieder in die Nase. Auch sie ist mit MRSA infiziert. Er kann nicht aufpassen müssen. Die Kollegin wiegt ab, ob sie mit MRSA infiziert ist. Ich sage: „Keine Ahnung, das weiß ich nicht.“ Keiner hier trägt die Schutzbrille.“ Sie sagt mir, dass alle hier ihren Job zwar toll machen, das ganze Haus aber unterbesetzt sei und ihr deshalb wenig erklärt werden könnten. Stattdessen bekomme sie Aufgaben und Verantwortlichkeiten, die sie nicht bewältigen können. „Wenn die Leute mir hinfallen, bin ich schuld.“

Dienstag, Tag 2 Der beifende Ge- riegt steigt mir wieder in die Nase. Auch sie ist mit MRSA infiziert. Er kann nicht aufpassen müssen. Die Kollegin wiegt ab, ob sie mit MRSA infiziert ist. Ich sage: „Keine Ahnung, das weiß

Eine Autobahn bekommt ein menschliches Gesicht

Die A 40 ist die Autobahn des Ruhrgebiets. Sie vorzustellen ist Ziel des Volontärsprojekts. Dabei finden die Volontärinnen weit mehr als Historie, Zahlen oder Bilder des Ruhrschnellwegs. Sie richten den Fokus auf die Menschen, die entlang der A 40 leben und arbeiten, und geben der anonymen Autobahn ein Gesicht.

Die Jury

SONDERPREIS
FÜR VOLONTÄRSPROJEKTE

Multimedia trifft Heimat

Die Volontärinnen begeben sich für die WAZ auf die Reise entlang der A 40 und besuchen Menschen, die täglich auf ihr unterwegs sind, dort arbeiten oder neben der Autobahn zu Hause sind. Herzstück des Projekts ist ein dynamisch aufgebautes und visuell anspruchsvolles Online-Special, das dem Nutzer unter anderem interaktive Grafiken und Zeitreisen bietet. Über Facebook und Twitter steuern User ihre persönlichen Geschichten bei. Die Macherinnen lieben das Ruhrgebiet, die A 40 und die Menschen im Pott. Sie setzen virtuos die Möglichkeiten ein, die multimedialer Journalismus eröffnet, um den Funken auf ihr Publikum überspringen zu lassen. Multimedia trifft Heimat, mitten ins Herz.

Offen und neugierig haben sich Eva Adler und Anna Katharina Wrobel auf und neben der A 40 herumgetrieben. Dabei stoßen sie auf Menschen, die die Autobahn befahren, die nebenan leben oder dort arbeiten. Sie bekommen Geschichten erzählt, die teilweise kurios sind: Wieso verzichtet eine Familie freiwillig auf eine Lärmschutzwand? Gibt es einen Trick, um im Abendverkehr nicht im Stau zu stehen? Wieso fährt ein Hund drei Wochen mit einem Lkw-Fahrer mit?

Diese Geschichten packen sie in ein Online-Special. Dort erläutern sie in einer Zeitreise die Geschichte des Ruhrschnellwegs, bereiten Daten und Fakten optisch ansprechend auf, berichten von Staufällen und Baustellen, Rastplätzen und der Autobahnkirche und vom Leben neben der Autobahn.

Das Online-Special wird auf Wordpress-Basis erstellt. Es bedient sich diverser Darstellungsmöglichkeiten; darunter sind Texte (meist Reportagen), Fotos, Grafiken, Karten, Videos, Sounds, Facebook-Verweise. Das Special ist dynamisch gestaltet, der Besucher kann viel scrollen und klicken, es bleibt immer in Bewegung. In der Browser-Ansicht können Nutzer interaktive Zeitreisen

WAZ

unternehmen. Außerdem erscheint das Online-Special auch in abgespeckter Form auf einer Doppelseite in der Mantelausgabe der WAZ.

Bei der Gestaltung und Website-Konzeption werden die Volontärinnen von einem großen Stab von Mitarbeitern der hauseigenen FUNKE Grafik Services unterstützt. Dabei können viele Ideen aufgrund technischer Beschränkungen nicht oder nur teilweise umgesetzt werden. Etwa die mobile Ansicht, die weniger interaktive Möglichkeiten bietet und einige Features des Wordpress-Formats technisch nicht unterstützt.

Die Arbeit zeigt, wie lokale Themen multimedial aufbereitet werden können – optisch und inhaltlich gleichermaßen spannend und lesernah.

Stichworte

- Alltag
- Arbeitswelt
- Geschichte
- Heimat
- Layout
- Menschen
- Multimedia
- Verkehr

Kontakt:

Eva Adler, Redakteurin, Telefon: 030/2009-78287, E-Mail: e.adler@funkemedien.de
 Anna Katharina Wrobel, Redakteurin, Telefon: 02064/6205-29, E-Mail: a.wrobel@nrz.de
 Link: www.specials.funkmediennrw.de/a40-ruhrschnellweg/



WAZ NRW SPECIAL A40 SPECIAL

Home Staufälle Dauerbaustelle Heimat Rückzugsort Raststätte Arbeitsplatz Fotos

Die A40 in Zahlen

94 km	1928 Baubeginn	6 Autobahnkreuze
-----------------	--------------------------	----------------------------

(völlständig in NRW), von Grenzübergang Straelen (NL) bis Dortmund (als Kraftfahrstraße)

Moers, Duisburg, Kaiserberg, Bochum-West, Bochum, Dortmund-West

Verkehrsaufkommen (in Fahrzeugen)

Moers	Essen-Ost	Bochum
1980 (53.600)	1980 (53.600)	1980 (67.700)
1985 (57.646)	1985 (96.221)	1985 (74.567)
1990 (60.000)	1995 (130.086)	1995 (100.083)
2000 (78.616)	2000 (132.580)	2000 (100.000)
2005 (72.046)	2005 (128.509)	2005 (106.159)
2010 (83.119)	2010 (117.133)	2010 (102.251)
2014 (82.136)	2014 (120.256)	2014 (105.314)

WAZ

Die A 40 – bunt und lebendig wie das Ruhrgebiet

Die Straße verbindet die Region wie keine andere. Wir haben Menschen besucht, die ihr ein Gesicht geben

Von Eva Adler und Anna Katharina Wrobel



Ruhrgebiet. 94 Kilometer zwischen Straßen und Dortmund, zwischen freier Fahrt und Lenkradbedienung. Eine Reise über die A40 ist voller Höhen und Tiefen – und tatsächlich: Bochum ist ein Berg, während sich vor Gelsenkirchen ein tiefes Tal duckt und der Motor bis nach Essen ordentlich malochen muss, um den Anstieg zu bewältigen.

Wir haben uns auf die Reise gemacht und Menschen besucht, die neben der A40 leben, sie seit Jahren täglich befahren, an ihren Macken und Wehwechen arbeiten. Ihre Geschichten geben der anonymen Autobahn ein Gesicht und beantworten kuriose Fragen: Wieso verzichtet eine Familie freiwillig auf eine Lärmschutzwand? Wieso fährt ein Hund drei Wochen mit einem Lkw-Fahrer mit? Diese Straße ist so bunt, lebendig und

auf(bei)raubend wie das Revier.

Über lauten und leiseren Asphalt geht es vorbei an Baum, Blitzer, Haus und Lärmschutzwand. Seit bald einem Jahrhundert schlängelt sich die A40, die damals Reichsstraße 1 hieß und heute die Ruhrschnellweg ist, von Ost nach West und verläuft dabei so gekrümmmt wie der Fluss, dessen Namen sie trägt.

Täglich fahren bis zu 120.000 Fahrzeuge über das, was sie die „Schlagader des Ruhrgebiets“ nennen. Zusätzlich sorgen Vollsperrung, Baustelle, Sanierung, Umleitung & Co. selten für fließenden, meist aber für stockenden Verkehr. Normalzustand: voll.

Die gute Nachricht: Nie steht man so ganz.

IAuf dieser Seite finden Sie Auszüge der besten Geschichten entlang der A40, online gibt es noch mehr zu lesen und zu sehen: waz.de/a40-spezial



Auf der Raststätte Beverbach bei Dortmund stehen Lkw-Fahrer 21 Parkplätze zur Verfügung.
Foto: JAKOB STUDNAR

Die ewigen Leiden eines Pendlers

Manuela Buchholz fährt seit 15 Jahren täglich zweimal den Ruhrschnellweg – und oft steht sie

Von Anna Katharina Wrobel

Moers/Duisburg. Es ist ein trüber Nachmittag; trostlos-grau liegt eine Wolkendecke auf dem Ruhrgebiet, lässt mal mehr und mal weniger Regenschauer durch. „Ein Super-Wetter haben Sie sich da ausgesucht“, sagt Manuela Buchholz, als sie die Beifahrertür ihres Wagens aufstößt und einladend hineinwinkt. Da regnet es gerade in Strömen.

Super-Wetter? Aber sicher doch – zumindest für das, was wir vorhaben: im Stau stehen. Das tut Manuela Buchholz seit 15 Jahren nahezu täglich. Meistens nachmittags. Nach ihrer Arbeit als Personalvermittlerin für eine Düsseldorfer Bank fährt ihr Heimweg sie mit dem Zug bis nach Duisburg, von dort geht es nach Moers – über die A 40.

Das Ziel ist heute die Autobahn

Bereits in Richtung Duisburg-Häfen stehen wir. „Man kann schon am Duisburger Hauptbahnhof erkennen, dass man besser einen anderen Weg nehmen sollte“, sagt Manuela Buchholz. Normalerweise macht sie das dann. Aber heute gilt: Der Weg ist das Ziel. Und das Ziel ist die A 40.



Manuela Buchholz kennt die „Staufälle A 40“ ganz genau: Seit über 15 Jahren fährt sie täglich vom Duisburger Hauptbahnhof nach Moers.
Foto: KAI KITSCHENBERG

12000 Lkw täglich, mit allen Pkw ist es nahezu das Zehnfache. Von Duisburg-Häfen bis Moers-Zentrum sind es 9,2 Kilometer. Können wir, wie erlaubt, mit Tempo 100 fahren, brauchen wir sechs Minuten. Wir brauchen 20 Minuten. Und liegen gut in der Zeit. Buchholz hat auch schon über eine Stunde für die Strecke gebraucht. Es geht ja über einen neuralgischen A40-Abschnitt: die Rheinbrücke Neuenkamp.

Wir fahren mittlerweile im vierten Gang. Vor der Rheinbrücke verengt sich die Fahrbahn – aus-d wird sie zweispurig. Immerhin: Es regnet weniger, bald fahren wir 60 Kilometer – da lohnt sich das Schalten in den fünften Gang.

Und dann, der Himmel hellt sich auf: Hindernis Rheinbrücke passiert! Zum ersten Mal heute fahren wir ganze 100 Kilometer. Keine Zeit mehr, einen Blick in die Zeitung zu werfen. Das macht Buchholz sonst, wenn sie im Stau steht. Die Gelassenheit, mit der sie von ihren Staufahrungen erzählt: War die immer schon da? „Natürlich nicht“, sagt Buchholz. „Jahrelanges Training.“ Sie lächelt milde.

Wir erreichen die Auffahrt Duisburg-Häfen. Das Ziel ist nah: all' die Abgas-Karren auf einem Haufen.



Normalzustand auf dem Ruhrschnellweg im Berufsverkehr: voll. Dieser Stau zeigt die Autobahn 40 bei Mülheim am Morgen.
Foto: OLIVER MÜLLER

Die Brückendoktoren

Wie Bauarbeiter Risse im Herzen der Rheinbrücke flicken

Von Eva Adler

Duisburg. Der Boden bebt. Die Decke vibriert. Der Geruch von verbranntem Metall. Krach und bis zur Unkenntlichkeit maskierte Menschen.

Die Männer sind im Inneren der Rheinbrücke Neuenkamp in Duisburg. Über ihnen rollen ein paar Tausend Autos. Der Lärm ist unerträglich. Ein junger Mann liegt mit Helm, Atmemaske und schützender Kopfhörer auf dem Boden. Nur seine Augen sind zu sehen. Die Finger stecken in Lederhandschuhen, die Funken der elektrischen Flas spritzen über seinen Körper. Knut Hanstein ist Schlosser. Zusammen mit fünf Kollegen ist er für die Not reparatur der Brücke zuständig. Tag und Nacht. Denn das Labyrinth ist durchzogen von Rissen. Dutzende, Hunderte.

Zwar sind die meisten lediglich ein paar Zentimeter kurz, können für die Auto fahrer auf dem 777 Meter langen Bauwerk aber gefährlich werden. Die Träger brechen, wenn die Furchen weiter aufrütteln. Deshalb muss das Team sie flicken. Anfangs hieß es: nur vier Wochen. Mittlerweile sanieren sie das Bauwerk seit einem Jahr. „Bestimmte Stellen an den Querträgern prüfen wir täglich.“

Schon kurz nach der Fertigstellung 1970 war die Rheinbrücke Neuenkamp eine Dauerbaustelle. So wurden 1977 zum ersten Mal die Fahrbahnübergänge ausgetauscht.

Auch die Fahrbahnplatten wurden schon zweimal wegen großer Risse erneuert. Zurück in der Brücke: „Ich arbeite das ganze Wochenende, jeweils zehn Stunden“, erzählt Knut Hanstein später, als er kurz Pause macht. Der 22-Jährige ist seit einem Jahr als Schweißspezialist auf der Brücke im Einsatz.

Die Dunkelheit stört die Arbeiter nicht

Am liebsten kommt er zur Nachschicht, da ist es nicht nur in der Brücke dunkel, sondern auch draußen. „Dann verpass‘ ich’ix“, sagt er. Ist es nicht fürchterlich, ganz ohne Tageslicht zu arbeiten? „An die Dunkelheit in der Brücke gewöhnt man sich.“ Er ist kurz angebunden, die Arbeit ruft. „Immer auf der Durchreise“, sagt er, grinst und stupst sich im Aufstehen schon den Helm über.

„Als die Brücke 1965 gebaut wurde, ging die Baufirma von einer maximalen Belastung von 30000 Fahrzeugen aus“, erklärt Projekt ingenieur Gierens. Heute fahren täglich rund 100 000 Autos über die Schrägsellbrücke – und zusätzlich über 11 000 Lkw. Die fügen der Konstruktion besondere schwere Schäden zu. An die Grenzen der Belastbarkeit sei das Bauwerk schon lange gestoßen, aber es soll weiterleben. Bis zum Neubau, der für Jahr 2026 geplant ist. „Bis an ihr Lebensende wird die Brücke überprüft“, prognostiziert Gierens. Zum Ärger des Autofahrers: „Portemonnaies ohne Bargeld, aber mit Papieren, finden wir auch ständig.“ Die A 40 scheint ein Abladeplatz für Unbrauchbares und Dien-

stühle, Kühl schränke und Waschmaschinen hebt er das Fundstück von der Straße. Nach einem gekonnten Schulterblick geht’s im Trab zurück zum Wagen. Das Sicherheitsnetz auf der Ladefläche zieht Südbroker ein Stück beiseite, um die Peitsche zu der Sammlung der anderen Kuriositäten zu werfen.

Ein Handfeger, drei Radkappen, ein Ziegelstein und ein Scheinwerfer

RHEIN-RUHR EXTRA

Straßenwärter – Ein Job fürs (Über-) Leben

Für Sicherheit und Ordnung auf der A 40 zu sorgen: Das ist Norbert Südbrökers Job. 19 seiner Kollegen verunglückten tödlich. Doch er macht weiter

Von Eva Adler

Dortmund. Ein kurzer Blick nach links, ein weiterer in den Rückspiegel. „Ich muss eine Lücke finden“, sagt Norbert Südbröker und öffnet die Fahrertür einen Spalt breiter. Der Lärm des Verkehrs dringt ins Auto. Dann hüpfte er aus der Fahrerkabine und stieß mittens auf der A 40. An ihm vorbei brettert rasend schnell ein Lkw, dessen Fahrer verunsichert auf den grauhaaren Mann im neonfarbenen Arbeitsanzug herabschaut. Südbröker huscht vorne um seinen Transporter und rennt quer über die Ausfahrt, zum Standstreifen. Da ist es, was er gesucht hat: eine Reitergefechte.

Mit ledernen Arbeitshandschuhen hebt er das Fundstück von der Straße. Nach einem gekonnten Schulterblick geht’s im Trab zurück zum Wagen. Das Sicherheitsnetz auf der Ladefläche zieht Südbröker ein Stück beiseite, um die Peitsche zu der Sammlung der anderen Kuriositäten zu werfen.

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

Mit ledernen Arbeitshandschuhen hebt er das Fundstück von der Straße. Nach einem gekonnten Schulterblick geht’s im Trab zurück zum Wagen. Das Sicherheitsnetz auf der Ladefläche zieht Südbröker ein Stück beiseite, um die Peitsche zu der Sammlung der anderen Kuriositäten zu werfen.

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

„Als gesprung ist jeder schon mal“

„Es wird nie langweilig“, betont er. Das kann wohl sagen. Der nächste Fund ist ein toter Fuchs. Kadaver müssen die Straßenwärter ins Tierheim bringen. „Da werden sie entsorgt.“ Wir haben Ihnen auch schon lebendige Tiere überreicht.“

</div



Marktplatz der Argumente und der öffentlichen Diskussion

Politik ist ein öffentlicher Vorgang. Über die Entscheidungen für unser Gemeinwesen dürfen wir alle mitreden. Vor allem im Nahbereich ist diese Teilhabe für die Menschen von großer Bedeutung. Die Lokalzeitung ist der Marktplatz für den Diskurs vor Ort. Sie liefert dazu die nötigen Informationen, Hintergründe und Argumente. Als Anwalt und Vermittler moderiert die Redaktion eine lebendige Debatte, in der alle Stimmen Gehör finden. Und sie greift Themen auf, die die Verantwortlichen in den Gremien und in der Verwaltung kleinreden oder verschweigen.

- ▶ Preisträger 2016

POLITIK LOKAL

- ▶ Wirtschaft lokal
- ▶ Kultur lokal
- ▶ Sport lokal
- ▶ Gesellschaft lokal
- ▶ Panorama lokal
- ▶ Service lokal



Zeitung als Anwalt der Menschen in der Region

Die Bewohner des deutsch-belgischen Grenzgebiets sorgen sich wegen veralteter Atomreaktoren in Belgien. Die Redaktion der Aachener Zeitung und der Aachener Nachrichten macht die Abschaltung zum Schwerpunktthema und setzt sich für die Menschen in der Region ein.

Das Kernkraftwerk Tihange ist von Aachen 64 Kilometer entfernt. Bei einem Störfall wäre die Grenzregion direkt betroffen. Ähnliches gilt für das Kernkraftwerk Doel, das ebenfalls nahe der Grenze liegt. Beide Reaktoren sind technisch veraltet und gelten als unsicher. Das Thema bewegt nicht nur die Menschen rund um Aachen, sondern weit darüber hinaus.

Immer wieder berichtet die Zeitung über Tihange, macht sich zum Anwalt der Bürger, greift die Kritik auf, spricht mit Experten. Sie löst damit viele Protestbewegungen in Aachen und Umgebung aus. Es gibt Demonstrationen, Petitionen, Klagen. In den Schaufenstern von Geschäften und auch in Privathäusern hängen Plakate. Ebenso wie die Bürger fordert auch der Landtag von Nordrhein-Westfalen die Abschaltung der Reaktoren.

Der belgische Betreiber Engie-Electrabel lässt die Kritiker abblitzen. Der Reaktor sei – trotz Tausender Haarrisse – sicher, alle Anforderungen der Atomaufsichtsbehörde seien erfüllt. Die deutschen Behörden hingegen sehen die Lage sehr kritisch. Inzwischen werden in der Region bereits Jodtabletten für den Ernstfall verteilt.

Um alle wesentlichen Aspekte des Themas zusammenzufassen, veröffentlicht die Zeitung eine 16-seitige Beilage und verteilt sie flächendeckend an alle Haushalte des Verbreitungsgebiets. Und sie veranstaltet ein Forum in Aachen, an dem Wissenschaftler, Bürgerinitiativen, Politiker und Journalisten teilnehmen. Da das Forum mit über 500 Gästen schnell ausgebucht ist, wird es als Live-Streaming übertragen. Leserinnen und Leser können online Fragen stellen. Ein Teil der Fragen fließt in die Veranstaltung ein und wird dort beantwortet.

**ZEITUNGSVERLAG
AZ / AN AACHEN**

Um dem Dauerthema und den vielen Fragen gerecht zu werden, dokumentiert die Zeitung alle Aspekte in Print und Online ausführlich. In das digitale Dossier (aachener-zeitung.de/dossier/tihange und aachener-nachrichten.de/dossier/tihange) ist zudem ein „Tihange-Monitor“ integriert, der jeweils zeigt, welcher der Reaktorblöcke in Betrieb oder abgeschaltet ist. Mit Engagement und Service setzt die Zeitung ein Zeichen.

Stichworte

- Aktionen
- Anwalt
- Energie
- Forum
- Gesundheit
- Hintergrund
- Politik
- Recherche/Investigation
- Service
- Umwelt

Kontakt:

Thomas Thelen, stellv. Chefredakteur, Telefon: 0241/5101-323, E-Mail: t.thelen@zeitungsverlag-aachen.de

Tihange

DOSSIER

SCHLÜSSELFIGUR, REIZFIGUR

Jan Bens, Leiter der belgischen Atomaufsicht FANC

► Seite 7



GRETCHENFRAGE

Warum steigt Belgien nicht aus der Atomkraft aus?

► Seite 6

AZ / AN



Protest!

**Eine Region macht mobil
gegen Kernenergie**

Ein Produkt aus dem
**MEDIENHAUS
AACHEN**

Foto: dpa

Zusammen mit den Leser entsteht ein Wahlprogramm

Schon seit Jahren ist Bürgerbeteiligung bei der Braunschweiger Zeitung Programm. Nun setzt sie das auch bei der Kommunalwahl um. Zusammen mit Leserinnen und Lesern entwickelt die Redaktion ein Wahlprogramm, das als Prüfstein für den künftigen Stadtrat dient.

In der Vorbereitung zur Kommunalwahl am 11. September 2016 betritt die Lokalredaktion Neuland. Sie entwickelt ein Konzept mit zwei Zielen: Zum einen soll zusammen mit den Lesern in einem Workshop mit der Redaktion ein Leser-Wahlprogramm erarbeitet werden. Es soll als Maßstab für die Kommunalpolitik des Braunschweiger Stadtrats bis 2021 dienen. Zum anderen soll durch eine umfängliche Berichterstattung die Wahlbeteiligung gesteigert werden. Beide Projekte werden von Leserforen flankiert.

hin zum Bau von Wohnungen, Brücken und Straßen. Die Leser werden so auf neuartige Weise über Kommunalpolitik informiert und zum Handeln motiviert. Im Gegensatz zu vielen Wahlprogrammen wird der Kriterienkatalog der Leser nicht abgeheftet, sondern bleibt fünf Jahre lang als Leitfaden auf der Tagesordnung der Redaktion. Sie greift kontinuierlich die Themen auf. Und sie zieht am Ende Bilanz, ob und wie eine Stadtpolitik für die Bürger gelungen ist.

In einem weiteren Leserforum werden die Vorstellungen der Parteien und Kandidaten dem Check der Redaktion und der Leser unterzogen. Die Zeitung flankiert das über mehrere Wochen hinweg mit einer ausführlichen Berichterstattung. Zahlreiche Porträts, Erklärstücke und Hintergrundberichte lassen eine Topografie der Braunschweiger Kommunalpolitik entstehen. Sie wird sogar von Lehrern – angesichts des Wahlalters von 16 Jahren – im Unterricht eingesetzt.

Für das Leser-Wahlprogramm tragen die Teilnehmer des Leserforums 20 Programmfpunkte zusammen – vom Ausbau des öffentlichen Personennahverkehrs über die autofreie Stadt bis

BRAUNSCHWEIGER ZEITUNG

Die Zeitung macht die Bürger fit für den Wahltag. Und die Redaktion spürt, dass das Thema Kommunalpolitik durchaus ein Quotenbringer beim Lesewert sein kann.

Stichworte

- Aktionen
- Anwalt
- Demokratie
- Forum
- Gesellschaft
- Heimat
- Interaktiv
- Kommunalpolitik
- Service
- Wahlen
- Zukunft

Kontakt:

Henning Noske, Lokalchef der Lokalredaktion Braunschweig, Telefon: 0531/30 00 332, E-Mail: henning.noske@bzv.de
 Cornelia Steiner, stellvertretende Lokalchefin der Lokalredaktion Braunschweig, Telefon: 0531/39 00 340,
 E-Mail: cornelia.steiner@bzv.de

Freitag, 19. August 2016

Braunschweig

20 Punkte für die Kommunalwahl

Beim Leserforum entsteht das Leser-Wahlprogramm: Diese Themen sind vielen Braunschweigern sehr wichtig.

Von Cornelia Steiner

Braunschweig. Demokratie und Zeitung leben vom Mitmachen – entsprechend lebendig war das Leserforum unserer Zeitung zur Kommunalwahl. Im Pressehaus ging es darum, es nicht beim Meckern zu belassen – und stattdessen handfeste Vorschläge für ein Leser-Wahlprogramm zu machen.

Auch nach zwei Stunden Diskussion kamen noch Leser nach vorn ans Mikrofon, um ihre Meinung kundzutun. Sollten Bus und Bahn für Oberstufenschüler kostenfrei sein? Die meisten Jugendlichen fänden das toll, und in der Politik ist das Thema seit längerem im Gespräch. Ein Leser lehnte dies jedoch ab: „Höhere Zuschüsse sind sinnvoll, aber was völlig kostenlos ist, wird schnell als wertlos angesehen.“

Unterschiedliche Ansichten gab es auch zu der Forderung nach Tempo 30 auf der Ebertallee, um Lärm zu verringern und dem ruhigen Charakter des Prinzenparks gerecht zu werden. Die Kritik: Die Ebertallee als wichtige Einfallsstraße werde von vielen Pendlern genutzt – Tempo 30 würde den Verkehrfluss beeinträchtigen, so die Meinung.

Es ging hin und her. Das Ergebnis ist das nebenstehende Leser-Wahlprogramm: eine Sammlung wichtiger Themen – ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Natürlich kann die Redaktion für die Umsetzung nicht garantieren, aber sie kann recherchieren und berichten.

Es sind 20 Punkte, denen die Redakteure bis zur Wahl am 11. September und auch danach nachgehen. Zudem werden wir die zur Kommunalwahl antretenden Parteien mit diesem Programm der Leser konfrontieren – und zwar bei unserem nächsten Leserforum am Donnerstag, 1. September, 18.30 Uhr, BZV-Medienhaus.

Weitere Berichte vom Leserforum und zum Leser-Wahlprogramm auch auf der nächsten Seite.

Reden Sie mit!

Welche Themen müssen vor der Kommunalwahl noch diskutiert werden?
braunschweiger-zeitung.de



Beim Leserforum diskutierten Gäste und Redaktion wichtige Anliegen der Bürger und wollen gemeinsam prüfen, was daraus wird. Die Redakteure Cornelia Steiner, Jörn Stachura und Katja Dartsch (vorn, von links) schreiben das 20-Punkte-Programm der Leser auf. Foto: Thomas Ammerpohl



1 Schulen sanieren und mit schnellerem Internet ausstatten. 2 Ruhestörung und Vermüllung durch Pokémon-Spieler unterbinden. 3 Transparenz bei allen Kosten rund um die Flüchtlings-Unterbringung. 4 Grüne Welle für die Feuerwehr auf dem Ring. 5 Noch mehr Gehör für Anliegen der Stadtbezirksräte im Rat.



6 Bus und Bahn für alle Schüler kostenfrei – oder sogar für alle Bürger. 7 Die Baumschutzsatzung in Braunschweig wieder einführen. 8 Keine Hauptverkehrsstraße für die neue Nordstadt. 9 Bessere Verkehrssituationen rund um den Flughafen und Wagum. 10 Ein Bekenntnis der Politik gegen Bragida – und die Demos einschränken.



11 Autofreie Innenstadt für mehr Umweltschutz und Attraktivität. 12 20 Prozent sozialer Wohnungsbau bei allen Neubauten. 13 Die Kindergarten-Gebühren schnell wieder abschaffen. 14 Mehr Verkehrskontrollen in den Tempozonen. 15 Den Wallring noch konsequenter vor Eingriffen schützen.



16 Keine Erlaubnis mehr für Zirkuse mit Wildtieren. 17 Nachtflugverbot am Flughafen Braunschweig-Wolfsburg. 18 Mehr öffentliche Sportanlagen und Sportplätze in den Parks. 19 Neubau der Okerbrücke zwischen Leiferde und Stöckheim. 20 Mehr Ganztagschulen und Schulkindbetreuung.

Fotos: Archiv

Akribische Recherche lässt Spuk auffliegen

Der komplette Stadtrat eines Oberzentrums fällt auf die aberwitzige Idee eines halbseidenen Hochstaplers herein. Die Recherchen der Lokalzeitung durchleuchten den Spuk und beenden ihn schließlich. Sie wenden damit großen Schaden von der Stadt ab.

„Haben Sie schon von diesem Investor gehört?“ Mit dieser Frage fängt es an. Michael Ende, seit 25 Jahren Lokalredakteur bei der Celleschen Zeitung, bekommt sie aus dem Umfeld der Ratspolitik zu hören. Er wird neugierig, aber die Verantwortlichen im Celler Stadtrat wurden vom Oberbürgermeister zum Schweigen verdonnert – und halten tatsächlich dicht. So muss der Redakteur an viele Türen klopfen, führt viele vertrauliche Gespräche, sucht interne, geheime und unmissverständliche Akten und E-Mail-Verkehr.

Vier Wochen lang recherchiert er – neben dem normalen Tagesgeschäft – rings um das Thema und entdeckt eine ungeheure Story: Da hatte wirklich ein dreister Hochstapler die gesamte Verwaltung und den Stadtrat von Celle mit hanebüchenen und haarschäubenden Behauptungen, die niemand wirklich jemals überprüft hatte, zum Narren gehalten.

Ein milliardenschwerer Investor will 700 Millionen Euro in der Stadt investieren, eine Fabrik bauen und 1.800 Arbeitsplätze schaffen. Angeblich. Denn die Recherchen ergeben, dass der Mann offensichtlich ein Hochstapler ist, der gar keine eigene Firma und im Internet keine Spuren hinterlassen hat; dass niemand die Geldgeber kennt; dass ein ähnlicher Millionen-Deal in einer anderen Stadt bereits geplatzt ist; dass die Geschäftsidee nach Expertenmeinung gar nicht funktionieren kann.

Der Redakteur deckt all diese Ungeheimheiten auf. Der Stadtrat, der bereits in geheimer Sitzung für den Grundstücksverkauf votiert hat, erfährt aus der Zeitung, dass die Verwaltung schon jahrelang Verhandlungen mit dem Investor führt, aber keine Informationen über ihn und seine Geschäfte eingeholt hat. Nach der Veröffentlichung ist der Millionen-Deal binnen einer Woche vom Tisch.



Während im Rathaus Schweigen zu der Geschichte herrschte, bedankten sich die Leser. Dafür, dass die Lokalredaktion als Kontrollinstanz gegenüber grenzwertig handelnden Politikern funktioniert.

Stichworte

- Hintergrund
- Kommunalpolitik
- Kontinuität
- Recherche/Investigation
- Wächteramt
- Wirtschaft

Kontakt:

Michael Ende, Lokalredakteur, Telefon: 05141/990122, E-Mail: m.ende@cellesche-zeitung.de

LOKALES

Samstag, 27. August 2016

www.cellesche-zeitung.de/lokales

9

Der 800-Millionen-Euro-Deal

Mysteriöser Super-Investor will in Celle 1800 Arbeitsplätze aus dem Boden stampfen

CELLE. Es gibt Dinge, die sind zu schön, um wahr zu sein. Dazu zählen wohl auch die Pläne von Peter Krämer. Der Mann aus Kropp in Schleswig-Holstein tritt in Celle als „Investor“ auf – und was für einer: Sage und schreibe 800 Millionen Euro wollte Krämer in Celle in ein Mega-Projekt stecken. Auf 140.000 Quadratmetern im Wietzenbrucher Landhüter-Gewerbegebiet Kolkwiesen sollte er eine Zerspanungs-Fabrik mit 1000 Mitarbeitern aus dem Boden stampfen. Ein Riesenbetrieb mit vielen Jobs, sprudelnde Gewerbesteuern: herrlich. Während Zweifler aus der Politik warnen, ließ sich die Verwaltungsspitze und auf ihr Betreiben auch der Rat auf das Wagnis mit dem Super-Investor ein. Das Resultat könnte ein Super-Flop werden.

Bisher wurde dieses wichtige Thema nur in nichtöffentlichen Sitzungen behandelt. Der CZ liegen Protokolle dazu vor. Sie belegen, wie Wünschelrücken gepaart mit Narviten dazu führen kann, dass realistische Bedenken vom Tisch gewischt werden – getreu dem Motto: „Wird schon schiefgehen.“ Und dann? Dann geht es auch mal schief.

Am 7. Juni 2016 stellte die Verwaltung das Projekt zuerst im Ausschuss für Stadtentwicklung vor. Da keinerlei Referenzen über Krämer vorlagen, entwickelte sich eine „kontroverse Diskussion“, wie es im Protokoll heißt. Sowohl CDU als auch SPD wollten Näheres erfahren – besonders, was die Realisierungswahrscheinlichkeit und die Liquidität des Investors anging.

Torsten Schoeps (WG) erklärte, „man sollte diesen wichtigen Schritt durchaus wagen“ und Udo Hörmann wünschte Bedenken vom Tisch: Es gebe zu viel „Klein-Krämerum“, das Risiko sei „unkalkulierbar“. Ein appellierte an den gesunden Menschenverstand: „Ratschef Stephan Ohl (Grüne)

gibt zu bedenken dass sich jedes Ratsmitglied mal hinterfragt sollte, ob man als Privatperson auch sein Grundstück unter diesen nebulösen Bedingungen verkaufen würde.“

Trotz aller Bedenken bestand der Vorhaben, bei dem man mutig sein muss.

Dirk-Ulrich Mende laut Protokoll vom 16. Juni

„...wurde“ nachdrücklich angezweifelt“ werden, so Schmidt. Er wundert sich über die Celler: „Es sollte doch bekannt sein, dass Zerspanungstechnik kein High Tech ist und an sich nicht nach Deutschland passt.“ Außerdem müssten bei einem Werk der Celler Traum-Größe immense Mengen an Material angeliefert und abtransportiert werden: „Dafür braucht man einen ganzen Osterrieffelder Hafen am Nordostsee-Kanal kaufen zu wollen.“

Kein Geld: „Dafür

braucht man eine grüne Wiese an einer Landesstraße.“

Klaus Brunkert als die CZ

von einer Riesen-Investition wie dem 800-Millionen-Deal hätte man beim Verband der Metallindustriellen Niedersachsen etwas gehört. Volker Schmidt, Hauptgeschäftsführer von NiedersachsenMetall, schüttelt auf CZ-Anfrage den Kopf: „Herr Krämer ist in der Branche ein völlig Unbekannter. In Fachkreisen kann man über diese Celler Geschichte nur den Kopf schütteln.“ Die Seriosität von Krämer „müsste nachdrücklich angezweifelt“ werden, so Schmidt. Er wundert sich über die Celler: „Es sollte doch bekannt sein, dass Zerspanungstechnik kein High Tech ist und an sich nicht nach Deutschland passt.“ Außerdem müssten bei einem Werk der Celler Traum-Größe immense Mengen an Material angeliefert und abtransportiert werden: „Dafür braucht man einen ganzen Osterrieffelder Hafen am Nordostsee-Kanal kaufen zu wollen.“

Porträts: „Herr Krämer anruft, erklärt er auf Nachfrage, dass er in Celle nun sogar 1800 Jobs schaffen möchte: „Das ist alles schon abgeklärt.“ Woher er das viele Geld hat? „Darüber kann ich jetzt nicht reden – ich habe eine verschwiegenheitsklausel unterschrieben“, sagt Krämer, während im Hintergrund Volksmusik aus dem Radio dudelt. Die private Atmosphäre ist kein Zufall: „Ich habe keine Firma im Moment“, sagt Krämer – aber das braucht er auch nicht: „Bloß, weil man nicht bekannt ist, ist man ja noch kein Spinner.“ Den Kaufvertrag über die Kolkwiesen wolle er mit der Stadt Celle Anfang September unterzeichnen,

sagt Krämer: „Herr Mende würde ja nicht mitmachen, wenn er mir nicht glauben würde.“ Michael Ende

„ähnliches wie das Stahlwerk des Industriekonzerns ThyssenKrupp in Duisburg dürfte den Befürwortern des Celler Mega-Deals vorschweben.“

„...präsentieren würde – aber ich fürchte, daraus wird nichts.“

ZWEIFEL

AN DER SERIOSITÄT

Von einer Riesen-Investition wie dem 800-Millionen-Deal hätte man beim Verband der Metallindustriellen Niedersachsen etwas gehört. Volker Schmidt, Hauptgeschäftsführer von NiedersachsenMetall, schüttelt auf CZ-Anfrage den Kopf: „Herr Krämer ist in der Branche ein völlig Unbekannter. In Fachkreisen kann man über diese Celler Geschichte nur den Kopf schütteln.“ Die Seriosität von Krämer „müsste nachdrücklich angezweifelt“ werden, so Schmidt. Er wundert sich über die Celler: „Es sollte doch bekannt sein, dass Zerspanungstechnik kein High Tech ist und an sich nicht nach Deutschland passt.“ Außerdem müssten bei einem Werk der Celler Traum-Größe immense Mengen an Material angeliefert und abtransportiert werden: „Dafür braucht man einen ganzen Osterrieffelder Hafen am Nordostsee-Kanal kaufen zu wollen.“

Porträts: „Herr Krämer an-

ruft, erklärt er auf Nachfrage, dass er in Celle nun sogar 1800 Jobs schaffen möchte: „Das ist alles schon abgeklärt.“ Woher er das viele Geld hat? „Darüber kann ich jetzt nicht reden – ich habe eine verschwiegenheitsklausel unterschrieben“, sagt Krämer, während im Hintergrund Volksmusik aus dem Radio dudelt. Die private Atmosphäre ist kein Zufall: „Ich habe keine Firma im Moment“, sagt Krämer – aber das braucht er auch nicht: „Bloß, weil man nicht bekannt ist, ist man ja noch kein Spinner.“ Den Kaufvertrag über die Kolkwiesen wolle er mit der Stadt Celle Anfang September unterzeichnen,

sagt Krämer: „Herr Mende würde ja nicht mitmachen, wenn er mir nicht glauben würde.“ Michael Ende

„ähnliches wie das Stahlwerk des Industriekonzerns ThyssenKrupp in Duisburg dürfte den Befürwortern des Celler Mega-Deals vorschweben.“

„...präsentieren würde – aber ich fürchte, daraus wird nichts.“

ZWEIFEL

AN DER SERIOSITÄT

Von einer Riesen-Investition wie dem 800-Millionen-Deal hätte man beim Verband der Metallindustriellen Niedersachsen etwas gehört. Volker Schmidt, Hauptgeschäftsführer von NiedersachsenMetall, schüttelt auf CZ-Anfrage den Kopf: „Herr Krämer ist in der Branche ein völlig Unbekannter. In Fachkreisen kann man über diese Celler Geschichte nur den Kopf schütteln.“ Die Seriosität von Krämer „müsste nachdrücklich angezweifelt“ werden, so Schmidt. Er wundert sich über die Celler: „Es sollte doch bekannt sein, dass Zerspanungstechnik kein High Tech ist und an sich nicht nach Deutschland passt.“ Außerdem müssten bei einem Werk der Celler Traum-Größe immense Mengen an Material angeliefert und abtransportiert werden: „Dafür braucht man einen ganzen Osterrieffelder Hafen am Nordostsee-Kanal kaufen zu wollen.“

Porträts: „Herr Krämer an-

ruft, erklärt er auf Nachfrage,

dass er in Celle nun sogar 1800

Jobs schaffen möchte: „Das ist

alles schon abgeklärt.“ Woher

er das viele Geld hat? „Darüber

kanne ich jetzt nicht reden – ich

habe eine verschwiegenheits-

klausel unterschrieben“, sagt

Krämer, während im Hinter-

grund Volksmusik aus dem Ra-

dio dudelt. Die private Atmo-

sphäre ist kein Zufall: „Ich habe

keine Firma im Moment“, sagt

Krämer – aber das braucht

er auch nicht: „Bloß, weil man

nicht bekannt ist, ist man ja

noch kein Spinner.“ Den Kauf-

vertrag über die Kolkwiesen

wolle er mit der Stadt Celle An-

fang September unterzeichnen,

sagt Krämer: „Herr

Mende würde ja

nicht mitmachen, wenn er mir

nicht glauben würde.“ Michael Ende

KONTAKT

Fragen, Anregungen, Kritik?
Als Mitarbeiter der
Lokal-Redaktion freut sich
Michael Ende am Montag
über Rückmeldungen
unter (05141) 990-122.

MEINUNG

Klingelt's?

Ein Investor, der mit Hunderten von Millionen herumtanzt, aber nicht einmal eine Firma hat und von einem Wohnhaus in Kroppe aus agiert. Eine Geschäftsidee, die in Celle nach Einschätzung von Experten gar nicht funktionieren kann. Ominöse Geldgeber, die niemand kennt und die gleichen bleiben sollen. Ein geplatzter Millionen-Deal in Rendsburg. Warnungen vor einem Hochstapler, der Luftschlösser baut. Was brauchen Celles Entscheidungsträger eigentlich noch, bis ihnen sämtliche Alarmglocken klingeln?

Der Umstand, dass sich Celles Politiker – und ihr oberster Wirtschaftsförderer vorweg – an den zugegebenermaßen geradezu monströsen Stromlauf einer Investitions-Fata Morgana klammern, lässt nichts Gutes ahnen: Gibt es denn nichts zu entwickeln, was Hand und Fuß hat? Muss es denn so eine Riesen-Nummer sein? Ging Wirtschaftsförderung nicht auch ein bisschen kleiner, aber dafür mit Haftung, Professionalität und Blick für Machbare?

Sicher, sicher: Natürlich besteht die Chance, dass das 700-Millionen-Ding tatsächlich gebaut wird. Die Hoffnung stirbt halt meist zuletzt.

Michael Ende

POLIZEIBERICHT

Waldboden in Brand gesetzt

ALTENCHELLE. 200 Quadratmeter brennender Waldboden hat die Feuerwehr Altencelle am Donnerstag gelöscht. Das Feuer war in der Nähe des Bleckewegs ausgebrochen. Die Beamten gehen davon aus, dass der Brand nicht durch Selbstentzündung entstanden ist. Hinweise an die Polizei unter Telefon (05141) 277215.

Sittenstrolch in Trittanlagen

NEUENHÄUSEN. Ein Exhibitionist hat sich am Donnerstag gegen 17 Uhr in den Trittanlagen entblößt. Der Sittenstrolch war etwa 30 Jahre alt und 1,70 Meter groß, trug kurze schwarze Haare, ein orangefarbenes T-Shirt und eine blaue Hose. Hinweise unter Telefon (05141) 277215.

DIE CZ BEI FACEBOOK

Aktuelle Infos direkt aufs Handy

Unter www.facebook.com/CellescheZeitung verbreiten wir täglich Neuigkeiten aus Stadt und Landkreis Celle, posten große Bildergalerien, verlosen Preise und geben Hinweise auf Beiträge unserer Homepage www.cellesche-zeitung.de – fast 38.000 Nutzer gefällt dies bereits. In dieser Woche wurde vor allem über die Verkehrsprobleme nach der Fertigstellung des Celler Neumarkt-Kreisels heiß diskutiert. Unsere Facebook-News gibt es als „CZConnect“ über dem App für Android, iOS und Windows Phone – gratis und auch für alle, die kein Facebook nutzen.



Im Wietzenbrucher Gewerbegebiet Kolkwiesen ist noch Platz – sehr viel Platz.

Die Geschichte der Flüchtlinge beginnt erst

Was macht eine so plötzliche, zahlenmäßig große Migration mit einer Stadt wie Hamburg?
Dieser Frage geht das Hamburger Abendblatt nach. Die Zeitung untersucht die Herausforderungen der Flüchtlingskrise und nimmt eine Bestandsaufnahme für alle Gesellschaftsbereiche vor.

Über die Flüchtlinge ist viel gesprochen worden. Über ihre Unterbringung. Über ihre Religion. Vor allem über ihre schiere Zahl. Binnen zwölf Monaten kamen mehr als 800.000 Flüchtlinge nach Deutschland, davon über 45.000 nach Hamburg.

Aber wer ist da eigentlich zu uns gekommen? Welche Talente und Traumata bringen diese Menschen mit? Wer kann dafür sorgen, dass Integration gelingt? Angetrieben von solchen Fragen, beginnt die Redaktion ein Rechercheprojekt, das über vier Monate geht. Fazit: Die Geschichte der Flüchtlinge beginnt erst jetzt.

Die Ergebnisse der Recherche münden in eine Serie, die genau das erzählt, was der Titel verspricht: „Wie die Flüchtlinge Hamburg verändern“. Die Redaktion nimmt alle Bereiche unter

Hamburger Abendblatt

die Lupe: Demografie, Schule, Universitäten, Arbeitsmarkt, Gesundheitswesen, Sicherheit, Stadtentwicklung. Sie zeigt, was sich durch die Neuankommenge wandelt, wandeln muss. Sie bringt neue Fakten in eine hochemotionale Debatte, erfreuliche wie ernüchternde.

Zwei Erkenntnisse der Redaktion aus dem Rechercheprojekt: Es ist wichtig, auch beim so oft diskutierten Thema Flüchtlinge noch die Bereitschaft für neue Perspektiven zu bewahren. Und: Die Menschen, die hierher kamen, halten uns einen Spiegel vor – der Blick hinein lohnt sich.

Stichworte

- Alltag
- Ausländer
- Flüchtlinge
- Gesellschaft
- Hintergrund
- Integration
- Kommunalpolitik
- Layout
- Menschen
- Zukunft

Kontakt:

Christoph Heinemann, Redakteur, Telefon: 0160/886 445, E-Mail: christoph.heinemann@abendblatt.de

Hamburger Abendblatt

Sonnabend/Sonntag, 24./25. September 2016

mehr
hamburg
 Das Magazin zum Wochenende

38
2016

Zu Tisch Hamburgs 100 beste Restaurants – heute: das Jellyfish **Roter Faden** Antje Holst, gute Seele für Kinder im Kongo **Garten** Wenn die Frau beim Pflanzenkauf die Preisbremse tritt

Gestern & Heute Vor 20 Jahren fiel das Todesurteil für Altenwerder **Junior** Schwimmen für einen sehr guten Zweck **Von Mensch zu Mensch** Neue Beraterin für bedürftige Senioren



Wie schafft Hamburg das?

Ein Jahr ist es her, dass der **Flüchtlingszustrom** seinen Höhepunkt erreichte. Zeit für eine Zwischenbilanz. Wie viele Menschen bis jetzt tatsächlich kamen, wie sich dadurch die Stadt verändert und vor welchen Problemen amtliche und freiwillige Helfer jetzt stehen – von diesem Wochenende an in einer zehnteiligen Serie



Recherche und Offenheit als Mittel gegen Polemik

Die „Kölner Silvesternacht“ ist zur Chiffre geworden für einen Stimmungswandel in der „Flüchtlingskrise“. Die Redaktionen von Stadt-Anzeiger und Express sitzen mittendrin – auch als Ziel polemischer Vorwürfe. Sie reagieren, indem sie akribisch recherchieren und professionell berichten.

Nach den Exzessen sexualisierter Gewalt in der Umgebung des Kölner Doms werden auch die Medien schnell mit Anschuldigungen konfrontiert. Sie würden nicht offen und wahrheitsgemäß berichten, Tatsachen unter den Teppich kehren oder beschönigen. Die Redaktion des Kölner Stadt-Anzeigers – und ebenso die des Express – setzen mit Professionalität und größtmöglicher Offenheit dagegen. Sie recherchieren die Hintergründe akribisch und investigativ, berichten umfassend und kommentieren kritisch. Sie setzen mit ihrer Arbeit Maßstäbe. So ist die Berichterstattung der Zeitungen unter anderem eine ständige Referenzgröße im parlamentarischen Untersuchungsausschuss des Düsseldorfer Landtags.

Mit exklusiven Recherchen treiben die Journalisten von Anfang an die Aufklärung der Ereignisse voran. Sie berichten detailliert über die Abläufe und das Ausmaß der Exzesse und widerle-

gen damit die offiziellen Darstellungen der Polizei über eine „friedliche Silvesternacht“. Sie zitieren aus Einsatzberichten, sprechen mit Polizisten und decken Vertuschungsversuche von Politik und Verwaltung auf. Sie reden mit Opfern der sexualisierten Gewalt und belegen, wie schwerwiegend die Übergriffe waren und wie schwierig die juristische Aufarbeitung ist. Sie informieren über die Tatverdächtigen und ihre Herkunftsländer, auch hier oftmals im Widerspruch zu Verlautbarungen der Polizei und der Politik. Sie fordern sofort eine schonungslose Aufklärung und personelle Konsequenzen. Und sie verschaffen den Leserinnen und Lesern einen Überblick in der hitzigen und oft verwirrenden Informationslage. Immer wieder wird die Fülle investigativer Einzelrecherchen zu einem Gesamtbild zusammengesetzt und der lange Atem der Redaktion dokumentiert.

Stichworte

- Ausländer
- Flüchtlinge
- Gesellschaft
- Gewalt
- Kommunalpolitik
- Kontinuität
- Kriminalität
- Recherche/Investigation

Kölner Stadt-Anzeiger

www.ksta.de

EXPRESS

Kontakt:

Joachim Frank, Chefkorrespondent des Kölner Stadt-Anzeiger, Telefon: 0221/224 2532,
E-Mail: joachim.frank@dumont.de

VON KSTA.DE

Der bundesweit erste Medienbericht über die Vorfälle am Dom

Sexuelle Belästigung in der Silvesternacht Frauen im Kölner Hauptbahnhof massiv bedrängt

Am 2. Januar nimmt die Berichterstattung durch einen Informanten-Hinweis Fahrt

04 | KÖLNER STADT-ANZEIGER Magazin

TITELTHEMAM

IM DUNKELN

Eine Silvesternacht. 1095 Opfer, 87 Tatverdächtige, 1165 Stunden Videomaterial, 115 Ermittler. Gesucht: Täter – und Verantwortliche

Z

DIE NACHT

Das Chaos am Kölner Hauptbahnhof in der Silvesternacht.

04 | POLITIK Samstag, 20. April / Sonntag, 1. Mai 2016 Kölner Stadt-Anzeiger

3 SEXUELLE ÜBERGRIFFE

Die geheimen Dokumente zur Silvesternacht

Einsatzprotokoll der Polizei vom 31.12.

21:53:59

Bemerkung: Zusätzlich: MR HTZ-Berichtung. Tat: Sexuelle Belästigung in der Massenmenge geschehen. keine Polizei zu sehe

22:14:37

Bemerkung: 1141 weit über 1000 Personen, keine Maßnahmen mit unserer Erfassungsmöglichkeit möglich

E-Mail von Innenminister Jäger vom 8.1. an einige Mitarbeiter

Innenminister Jäger hat nach mehreren Reaktionen der Presse die "Sicherheitsaufklärung" erarbeitet. Das ist eine Art "Sicherheitsbericht", der die Polizei und die Bevölkerung über die Sicherheitsmaßnahmen informieren soll. Er soll die Polizei und die Bevölkerung darüber informieren, was die Polizei getan hat, um die Sicherheit zu gewährleisten.

Internes Bericht der Polizei-Pressestelle vom 8. Januar

Die Polizei-Pressestelle hat einen Bericht erstellt, der die Polizei-Pressestelle über die Sicherheitsmaßnahmen informiert. Der Bericht enthält verschiedene Themen, darunter die Sicherheitsmaßnahmen, die die Polizei-Pressestelle ergriffen hat, um die Sicherheit zu gewährleisten. Der Bericht enthält auch eine Analyse der Sicherheitsmaßnahmen, die die Polizei-Pressestelle ergriffen hat, um die Sicherheit zu gewährleisten.

VON EXPRESS

So berichtete der „Sonntag-Express“ am 3. Januar.

Sex-Attacken, Diebstähle, Wildes Böllern Chaos am Hauptbahnhof: Ein Polizist packt aus

HIER + KÖLN + Silvesterübergriffe auf über 30 Frauen Ich erlebte den Horror am Hauptbahnhof

In der Montagausgabe am 4. Januar schildert ein Polizist die Zustände aus seiner Sicht.

Express + Köln + Polizei: So brutal war das Chaos am Kölner Hbf an Silvester

Sexuelle Übergriffe Polizist: So brutal war das Chaos am Kölner Hbf an Silvester

Das Chaos am Hauptbahnhof in der Silvesternacht.

Express + Köln + Kölner Silvesternacht: Das Chaos hätte gestoppt werden können

Kölner Silvesternacht Abschlussbericht: Sex-Mob hätte gestoppt werden können

Laut Abschlussbericht hätte der Kölner Sex-Mob in der Silvesternacht verhindert werden können.

Zwischen Information und Zurückhaltung

Mit dem Anschlag eines 17-jährigen Flüchtlings in einer Regionalbahn bei Würzburg erreicht der islamistische Terror Deutschland. Die Main-Post-Redaktion bündelt ihre Kräfte und schafft die Gratwanderung zwischen umfassender Information und zurückhaltender Berichterstattung.

Das Attentat am Abend des 18. Juli 2016 ist für die Main-Post-Redaktion ein Schock. Das Redaktionsgebäude steht nur gut einen Kilometer von der Stelle, an der der Regionalzug zum Stehen kam. Noch in der Tatnacht sind mehrere Reporter am Tatort und am Lagezentrum der Hilfsorganisationen und berichteten bis in die Morgenstunden, teilweise live via Facebook auf der Main-Post-Seite.

In den Folgetagen werden in der Tageszeitung und online viele Facetten der schrecklichen Tat aufgearbeitet, Hintergründe sowie mögliche Folgen beleuchtet, Kommentare geschrieben und neue Details recherchiert. Die Seitenstruktur der Zeitung wird aufgehoben, damit lange Themenstrecken Platz haben. Auch Arbeitsprozesse in der Redaktion werden geändert, Kollegen der Lokalredaktionen in Würzburg und Ochsenfurt mit ins Boot genommen. Insgesamt arbeitet ein Dutzend Kolleginnen und Kollegen intensiv an dem Thema.

In der Ausnahmesituation, in der sich die Redaktion befindet, hat sich bewährt, dass alle Kollegen an cross-medialen Arbeiten und digitalem Produzieren gewöhnt sind. Ab dem 19. Juli schaltet die Redaktion einen Scribble-Live-Kanal frei, in dem umfassend und aktuell sowie über mehrere Tage fortlaufend über das Attentat und die Folgen berichtet wird. Mit Facebook-Live-Videos übertragen die Kollegen in der Nacht erste Einschätzungen aus dem Lagezentrum und die Pressekonferenz am Tatort.

Die Redaktion reagiert nicht nur schnell, sie beweist auch langen Atem. Sie baut Kontakt zu der chinesischen Familie auf, deren Mitglieder bei dem Attentat schwer verletzt wurden, und gibt den Opfern eine Stimme. In einem Rückblick am Jahresende spricht die Redaktion mit den behandelnden Ärzten des Würzburger Klinikums und mit den Verantwortlichen aus dem Dorf, in dem der Attentäter zuletzt untergebracht war.

Die Resonanz der Leserschaft bestätigt die Arbeit der Redaktion. Man habe, so die Main-Post, viel Lob für die zurückhaltende, nicht reißerische und nicht spekulative Art der Berichterstattung erhalten.

Stichworte

- Ausländer
- Flüchtlinge
- Gesellschaft
- Gewalt
- Kontinuität
- Kriminalität
- Recherche/Investigation

Kontakt:

Achim Muth, Leiter Regionalredaktion, Telefon: 0931/6001 361, E-Mail: achim.muth@mainpost.de

Donnerstag, 21. Juli 2016 – Nr. 167

DER ANSCHLAG



Die Mittelschule Gauköngshofen hat Übergangsklassen für geflüchtete Kinder und Jugendliche. Auch Riaz Khan Ahmadzai war dort im Unterricht.



Idylle im Ochsenfurter Gau: In Gauköngshofen war Riaz Khan Ahmadzai, der Attentäter, zuletzt bei einer Pflegefamilie untergebracht.

FOTO: THOMAS FRITZ



Ein Polizeiauto passiert das Kolpinghaus in Ochsenfurt. Hier hat der Amokläufer gewohnt, bevor er vor kurzem nach Gauköngshofen gezogen ist.

FOTO: KARL-JOSEF HILDENBRAND, DPA

Das geschockte Dorf

Reaktionen: In Gauköngshofen, wo der Attentäter seit zwei Wochen in einer Pflegefamilie gelebt hatte, ist nichts mehr, wie es war. Die Schule wird von Polizisten bewacht. Die Bewohner sind fassungslos und fragen: Wer war dieser Riaz Khan Ahmadzai?

Von unserem Redakteursmitgliedern
THOMAS FRITZ und BENJAMIN STAHL

Am Sonntag saß er noch mit seiner Pflegefamilie beim Pfarrfest in Gauköngshofen (Lkr. Würzburg). Entspannt und friedlich. Zwölf Stunden später fand Riaz Khan Ahmadzai auf dem Gaubahnhofweg mit dem Fahrrad zum Ochsenfurter Bahnhof, steigt in den Regionalzug nach Würzburg, packt kurz danach auf der Toilette Axt und Messer aus, geht auf Reisende los, richtet ein Blutbad an. Aus heiterem Himmel ist bei dem bisher unaufliegenden Jungen eine Sicherung durchgebrannt. Er wird zum Attentäter – und das beispiellose Gauköngshofen, wo er die letzten zwei Wochen bei einer Pflegefamilie lebt, rückt plötzlich in den Mittelpunkt der Welt.

Dienstagmorgen in Gauköngshofen. Die Straßen sind leer. Kein Mensch weiß und breit. „Das ist ihm immer so“, sagen die beiden Bäckerfrauen. Das Attentat des Jungen ist das Gestethema im Laden. Viele aus dem Ort sind fassungslos. Bedrückt. Geschockt. Auch

wenn hier jeder kennt, über den afghanischen Jugendwissen die beiden Frauen nichts. Er wohnt ja auch erst seit kurzen in Gauköngshofen. Ein paar Hundert Meter weiter wohnt die Pflegefamilie. Polizisten schirmen sie ab. Ebenso die Kinder der Mittelschule. Zwei bewaffnete Kriminalbeamte stehen vor dem Pausenhof, auf dem die Schüler fröhlich tollen. Fernsehteam versuchen, an sie ranzukommen. Schulleiter Michael Hümmer schickt sie weg. Schützend stellt er sich vor seine Schüler, die plötzlich auch im Mittelpunkt des Geschehens stehen. Auch an ihnen wenden sich die Journalisten. Er weist sie ab.

„Seit Montag haben wir ein Kriseninterventionsteam in der Schule.“ Schulleiter Michael Hümmer, Gauköngshofen

„Das ist die Pause zu Ende. Die Schüler gehen zurück in ihre Klassenzimmer.“ Dann ist die Pause zu Ende. Die Schüler gehen zurück in ihre Klassenzimmer.

Die Polizei zieht wieder ab. Erst zum Unterrichtsende stehen die Beamten wieder vor der Schule. Normalität ist das noch nicht.

In einem schattigen Innenhof sitzen drei junge Frauen aus Gauköngshofen. Auch sie sprechen über die Vorfälle, wollen ihren Namen nicht aber nennen. Wie die Pflegefamilie des afghanischen Jungen haben auch sie sich im örtlichen Helferkreis engagiert. Für sechs Monate lebten in einer Notunterkunft etwa 60 Flüchtlinge im Ort. Die Frauen haben Essen ausgeteilt, die Flüchtlinge mit Kleidern versorgt, sind mit einigen der Männer spazieren gegangen, haben sich ange-

freundet. „Gauköngshofen ist am Arsch der Welt. Plötzlich sind wir der Mittelpunkt“, sagt einer von ihnen. Natürlich haben sie nicht damit gerechnet, dass ausgerechnet einer aus ihrem Ort, in dem sich fast 80 Freiwillige um Flüchtlinge gekümmert haben, zu solch einer Tat in der Lage war.

Aber ja, sie würden wieder helfen. Sie ständen wieder bereit, wenn sie gebraucht würden, sagen sie. Aber nicht mehr so unbeschwert wie vorher. „Ich hätte dann schon Angst“, sagt eine der Frauen. Riaz, der Junge aus Afghanistan, kennen sie nur flüchtig. Eine der Frauen hat ihm am Sonntagabend, Kurz nach acht noch mit seinem Fahrrad in Gauköngshofen gesehen. Die Frau stockt der Atem. „Heute weiß ich, dass ich da eine Gedanken läuft es mir eiskalt über den Rücken.“ Die Frau kennt die Pflegefamilie gut. Spontan sollten im Gedanken an ihren Mitschüler einige ihrer Klassenkameraden dann auch zum Hause der Pflegefamilie gegangen sein.

Für Mittwochabend hat Michael Hümmer alle Eltern eingeladen. Zusammen mit den Psychologen will er auch sie über die Geheimnisse informieren. Neure Erkenntnisse über den 17-jährigen Riaz und den Ablauf habe er zwar auch nicht, er will den Eltern die Möglichkeit zum Gespräch geben – und sie beruhigen.

Für Michael Hümmer ist es jetzt ganz wichtig, zurück zur Normalität zu finden. Ein Stück weit sei diese einen Tag nach dem Attentat auch schon eingekehrt. Und das, obwohl die Schüler jetzt auch die Tragweite der Tat kennen.

Dann ist die Pause zu Ende. Die Schüler gehen zurück in ihre Klassenzimmer.

Die Polizei zieht wieder ab. Erst zum Unterrichtsende stehen die Beamten wieder vor der Schule. Normalität ist das noch nicht.

In einem schattigen Innenhof sitzen drei junge Frauen aus Gauköngshofen. Auch sie sprechen über die Vorfälle, wollen ihren Namen nicht aber nennen. Wie die Pflegefamilie des afghanischen Jungen haben auch sie sich im örtlichen Helferkreis engagiert. Für sechs Monate lebten in einer Notunterkunft etwa 60 Flüchtlinge im Ort. Die Frauen haben Essen ausgeteilt, die Flüchtlinge mit Kleidern versorgt, sind mit einigen der Männer spazieren gegangen, haben sich ange-

freundet. „Gauköngshofen ist am Arsch der Welt. Plötzlich sind wir der Mittelpunkt“, sagt einer von ihnen. Natürlich haben sie nicht damit gerechnet, dass ausgerechnet einer aus ihrem Ort, in dem sich fast 80 Freiwillige um Flüchtlinge gekümmert haben, zu solch einer Tat in der Lage war.

Aber ja, sie würden wieder helfen. Sie ständen wieder bereit, wenn sie gebraucht würden, sagen sie. Aber nicht mehr so unbeschwert wie vorher. „Ich hätte dann schon Angst“, sagt eine der Frauen. Riaz, der Junge aus Afghanistan, kennen sie nur flüchtig. Eine der Frauen hat ihm am Sonntagabend, Kurz nach acht noch mit seinem Fahrrad in Gauköngshofen gesehen. Die Frau stockt der Atem. „Heute weiß ich, dass ich da eine Gedanken läuft es mir eiskalt über den Rücken.“ Die Frau kennt die Pflegefamilie gut. Spontan sollten im Gedanken an ihren Mitschüler einige ihrer Klassenkameraden dann auch zum Hause der Pflegefamilie gegangen sein.

Für Mittwochabend hat Michael Hümmer alle Eltern eingeladen. Zusammen mit den Psychologen will er auch sie über die Geheimnisse informieren. Neure Erkenntnisse über den 17-jährigen Riaz und den Ablauf habe er zwar auch nicht, er will den Eltern die Möglichkeit zum Gespräch geben – und sie beruhigen.

Für Michael Hümmer ist es jetzt ganz wichtig, zurück zur Normalität zu finden. Ein Stück weit sei diese einen Tag nach dem Attentat auch schon eingekehrt. Und das, obwohl die Schüler jetzt auch die Tragweite der Tat kennen.

Dann ist die Pause zu Ende. Die Schüler gehen zurück in ihre Klassenzimmer.

Die Polizei zieht wieder ab. Erst zum Unterrichtsende stehen die Beamten wieder vor der Schule. Normalität ist das noch nicht.

In einem schattigen Innenhof sitzen drei junge Frauen aus Gauköngshofen. Auch sie sprechen über die Vorfälle, wollen ihren Namen nicht aber nennen. Wie die Pflegefamilie des afghanischen Jungen haben auch sie sich im örtlichen Helferkreis engagiert. Für sechs Monate lebten in einer Notunterkunft etwa 60 Flüchtlinge im Ort. Die Frauen haben Essen ausgeteilt, die Flüchtlinge mit Kleidern versorgt, sind mit einigen der Männer spazieren gegangen, haben sich ange-

kinder aufgenommen haben, diese wieder in die Obhut des Jugendamtes gegeben. Aus Angst, sie könnten ein ähnliches Schicksal erleiden, wie einiges in Gauköngshofen.

Unterdessen kamen Zweifel an der Herkunft von Riaz Khan Ahmadzai auf. Am Dienstagabend wurden Vermutungen laut, wonach der Attentäter nicht aus Afghanistan, sondern aus Pakistan stammen könnte. Auch am Mittwoch klärten die Ermittler die Spekulation auf Nachfrage der Redaktion noch nicht auf.

Unter Berufung auf Sicherheitskreise hatten Medien berichtet, man habe ein pakistanesisches Dokument im Namen des 17-Jährigen gefunden. So könnte er sich nur als Afghanen ausgeben haben, und in Deutschland könne er nicht mehr leben. Zugleich sind wir der Mittelpunkt“, zu

dem spricht der Attentäter in dem vom sogenannten Islamischen Staat veröffentlichten Drohvideo einer der beiden Hauptlandespresso Afghans, Paschtu. Diese Sprache wird zwar auch in Pakistan gesprochen, vor allem in den Grenzgebieten zu Afghanistan. Akzent und Vokabular von Riaz Khan Ahmadzai scheinen aber eher auf eine afghanische Herkunft zu deuten, hiess es. Für einen Nicht-Muttersprachler, etwa in einer Flüchtlingsregistrierungsstelle, sei allerdings unmöglich, dass zweifelsfrei zu unterscheiden, erklärte Orientalist Matthias Hofmann im Gespräch mit der Redaktion. Als Reaktion auf Zusammenführung der Familie vor dieser beziehe sich auf Afghanistan. Nicht auf Pakistan.

Zudem spricht der Attentäter in dem vom sogenannten Islamischen Staat veröffentlichten Drohvideo einer der beiden Hauptlandespresso Afghans, Paschtu. Diese Sprache wird zwar auch in Pakistan gesprochen, vor allem in den Grenzgebieten zu Afghanistan. Akzent und Vokabular von Riaz Khan Ahmadzai scheinen aber eher auf eine afghanische Herkunft zu deuten, hiess es. Für einen Nicht-Muttersprachler, etwa in einer Flüchtlingsregistrierungsstelle, sei allerdings unmöglich, dass zweifelsfrei zu unterscheiden, erklärte Orientalist Matthias Hofmann im Gespräch mit der Redaktion. Als Reaktion auf Zusammenführung der Familie vor dieser beziehe sich auf Afghanistan. Nicht auf Pakistan.

Unter Berufung auf Sicherheitskreise hatten Medien berichtet, man habe ein pakistanesisches Dokument im Namen des 17-Jährigen gefunden. So könnte er sich nur als Afghanen ausgeben haben, und in Deutschland könne er nicht mehr leben. Zugleich sind wir der Mittelpunkt“, zu

dem spricht der Attentäter in dem vom sogenannten Islamischen Staat veröffentlichten Drohvideo einer der beiden Hauptlandespresso Afghans, Paschtu. Diese Sprache wird zwar auch in Pakistan gesprochen, vor allem in den Grenzgebieten zu Afghanistan. Akzent und Vokabular von Riaz Khan Ahmadzai scheinen aber eher auf eine afghanische Herkunft zu deuten, hiess es. Für einen Nicht-Muttersprachler, etwa in einer Flüchtlingsregistrierungsstelle, sei allerdings unmöglich, dass zweifelsfrei zu unterscheiden, erklärte Orientalist Matthias Hofmann im Gespräch mit der Redaktion. Als Reaktion auf Zusammenführung der Familie vor dieser beziehe sich auf Afghanistan. Nicht auf Pakistan.

Was die Radikalisierung oder eine mögliche Nähe zum Islamischen Staat angeht, mag es keinen Unterschied, ob Attentäter aus Pakistan oder Afghanistan“ stammte, so Hofmann weiter. Zwar versucht die IS in beiden Ländern Fuß zu fassen und Anhänger zu gewinnen. Echten Einfluss auf die Bevölkerung habe der IS dort aber noch nicht.

Die schreckliche Tat hat den Terror nach Mainfranken getragen. Die Idylle ist zerstört, und auch viele Flüchtlinge können die Tat nicht verstehen. Am Mittwoch trafen sich in der Würzburger Innenstadt rund 25 syrische Flüchtlinge zu einer Kundgebung, um sich von dem Angriff des 17-jährigen Riaz in einem Regionalzug zu distanzieren. Die Demonstration stehe unter dem Motto „Nicht in meinem Namen“, sagten Sprecher von Veranstaltern und Polizei. Die Polizei bestätigte, dass eine Demonstration ordnungsgemäß angemeldet worden sei. Die Flüchtlinge aus Ochsenfurt und Würzburg hätten

die Demonstration selbst und auf eigene Initiative organisiert, sagte eine Sprecherin des Ochsenfurter Helferkreises. Die schreckliche Tat hat den Terror nach Mainfranken getragen. Die Idylle ist zerstört, und auch viele Flüchtlinge können die Tat nicht verstehen. Am Mittwoch trafen sich in der Würzburger Innenstadt rund 25 syrische Flüchtlinge zu einer Kundgebung, um sich von dem Angriff des 17-jährigen Riaz in einem Regionalzug zu distanzieren. Die Demonstration stehe unter dem Motto „Nicht in meinem Namen“, sagten Sprecher von Veranstaltern und Polizei. Die Polizei bestätigte, dass eine Demonstration ordnungsgemäß angemeldet worden sei. Die Flüchtlinge aus Ochsenfurt und Würzburg hätten

Die heikle Frage nach dem Parteibuch

Wie wichtig ist es in einer seit Jahrzehnten von der SPD regierten Stadt wie Dortmund, dass Führungskräfte das „richtige“ Parteibuch haben? Die Redakteurin geht dieser Frage nach. Sie erntet peinliches Schweigen – und antwortet darauf mit intensiver Recherche.

Eine der wichtigsten Aufgaben des Lokaljournalismus ist es, die Arbeit der Stadtoberen und Politiker kritisch zu beleuchten und so den Leserinnen und Lesern die Möglichkeit zu bieten, sich eine Meinung zu bilden. Dies tut Lokalredakteurin Gaby Kolle, indem sie eine scheinbar einfache Frage stellt: „Sind Sie Mitglied einer politischen Partei? Wenn ja, welcher und seit wann?“ 17 Führungskräfte städtischer Gesellschaften bittet die Redakteurin um Auskunft.

Die Frage röhrt offenbar an ein Tabu. Die Mehrheit verweigert die Auskunft, andere antworten nur zögerlich, einer lässt rechtlich prüfen, ob er antworten muss, und rät seinen Kollegen, erst einmal nicht zu reagieren.

Kolle berichtet detailliert über das Ergebnis der Umfrage. Doch sie belässt es nicht dabei. Gründlich und umfangreich recherchiert sie die Hintergründe zu den Führungskräften und den städtischen Unternehmen. Und da die Antworten der Befragten oft ausbleiben, liefert sie stattdessen Zahlen über Umsätze und Bilanzen der Gesellschaften, beschreibt im Realitätscheck objektiv die fachlichen Qualifikationen der Chefs und macht die unterschiedlichen Reaktionen der Befragten öffentlich. Zusätzlich kommentiert sie das peinliche Schweigen und nimmt Stellung zu Filzvorwürfen.

Die Artikel lösen einen Dialog mit Lesern, Politikern und den befragten Führungskräften aus. Während der Dortmunder Oberbürgermeister die Geschichte für überflüssig und tendenziös hält, bedanken sich die Leser in Briefen und Gesprächen für die faire, ausgewogene und kritische Berichterstattung.

Stichworte

- ▶ Kommunalpolitik
- ▶ Layout
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wirtschaft

Ruhr Nachrichten
Das Beste am Guten Morgen

Kontakt:

Hermann Beckfeld, Chefredakteur, Telefon: 0231/9059 4000, E-Mail: hermann.beckfeld@mdhl.de

Schweigen auf die Frage nach Parteibuch

Bei städtischen Unternehmenslenkern

Die einen nennen es Parteifiz, die anderen eine logische Folge der Kommunalwirtschaft: Auf den Teppichatagen von städtischen Unternehmen sitzen viele Vorstände und Geschäftsführer mit Parteibuch, meist dem der SPD. Doch wer in diesen Chefessell Platz nimmt, sollte vor allem die fachliche Eignung dazu haben. Soweit die Theorie. Wir haben einen Realitätscheck gemacht.

Es überrascht nicht, dass die meisten Unternehmensspitzen im Stadtkonzern ein rote Kladde mit den drei Buchstaben SPD ihr Eigen nennen. Ein Parteibuch – bei der CDU ist es eine Mitgliedskarte – heißt nicht gleich Qualitätskiller. Doch die Betroffenen selbst haben sich bei der Recherche zu großen Teilen mit Auskünften zu ihrer Parteizugehörigkeit bedeckt gehalten, haben wiederholte Anfragen unkommentiert ignoriert oder erklärt, bei ihnen sei das anders gewesen. Allein die Anfrage hat schon im Vorfeld der Berichterstattung zu Diskussionen unter Betroffenen geführt. Sogar eine rechtliche Prüfung wurde in Auftrag gegeben, ob man überhaupt zur Auskunft verpflichtet sei.

31 Unternehmen
Ob Bus und Bahn, Müllabfuhr, Energie- und Wasserversorgung, Kliniken oder Seniorenheime – Daseinsvorsorge bei der Stadt Dortmund lauft heute vielfach nicht mehr über die klassischen Amter, sondern über städtische Gesellschaften wie DSW21, DEW21 und EDG sowie wirtschaftlich und organisatorisch selbstständige Eigenbetriebe. Die Stadt Dortmund ist an 31 Unternehmen direkt beteiligt, die Unterrichter der Stadtochter nicht mitgerechnet. Damit hat die Stadt einige lukrative Vorstände und Geschäftsführerposten zu

Das Verfahren
Die Geschäftsführung wird in der Regel von der Gesellschafterversammlung beziehungsweise dem Aufsichtsrat bestellt und abberufen. **Allerdings sollen** solche Entscheidungen vorab im Rat beziehungsweise im Finanzausschuss beraten und bestätigt werden.

Eine heikle Frage

Viele aus den Führungsriegeln im Konzern Stadt Dortmund äußern sich nicht zur Parteizugehörigkeit

Es waren ganz einfache Fragen: Sind Sie Mitglied einer Partei? Wenn ja, welcher und seit wann? Doch die Antwort ist für viele Vorstände und Geschäftsführer der städtischen Gesellschaften offenbar ein Problem. Weil heikel. Auf die Anfrage unserer Zeitung jedenfalls schickte Guntram Pehlke, Stadtwerke-Vorstandschef, sofort eine E-Mail an seine Kollegen los mit der Empfehlung, nicht gleich zu antworten. Er wolle erst einmal rechtlich prüfen lassen, ob man überhaupt Auskunft geben müsse.

Franz Niesmann wurde des Klinikums. Alles ausgevierte Fachleute und Branchenprofis. Allerdings erhielten fast alle spätestens nach ihrer Einstellung den mehr oder weniger deutlichen Hinweis von Gewossenen in Partei und Fraktion, den nicht vorhandenen politischen Lebenslauf doch bitte zu verschweigen.

Niesmann und Brinkmann haben das getan. Martin Kaiser, Geschäftsführer der städtischen Seniorenhäuser, ist laut Ausschreibungen zweimal gleichzeitig Bewerber been- det worden. Auch Sabine Lohmann, die neue Geschäftsführerin des Klinikums, hat „Ernst, muss ich in die SPD?“, sofort einen Posten überhaupt ausgeschrieben. Laut Ausschreibung soll es Bewerber geben, die im voraus eingetreten, wenn sie dann den Job bekommen.

Muss man nicht. Auch nicht, wenn man in einem Unternehmen der öffentlichen Hand beschäftigt ist. Das sei ein Sachverhalt ohne Unternehmensbezug und damit privat liegen die Anwälte den DSW21-Vorstand wissen. Die Juristen empfahlen, die Anfrage unkommentiert zu ignorieren*. Sie schwiegen dazu. Trotz mehrfacher Anfragen. DEW-Chef Brinkmann ist inzwischen wieder ausgetreten. Politik, Verwaltung und Gesellschafter sind nicht mit allen Spitzen in den städtischen Gesellschaften glücklich, denen die politische Ställerei fehlt. Diese Branchenprofis wollen ihre Unternehmen managen. Politische Herausforderungen sagt haben. „Ehemalige Fraktionsvorsitzende, egal welcher Couleur, lassen wir nicht fallen.“

Nachdem im März 2012 hat der Rat Standards für eine vereinigungsvolle Unternehmensführung der städtischen Gesellschaften beschlossen – mit dem Ziel, Transparenz und Ef- fizienz im Konzern Stadt Dortmund“ zu verbessern. Und dann 2015 nochmals nachgebessert. Hinterzungeln in Ge- sellshafterversammlungen über die Verlängerung, Dotierung, Ausstattung und Altersversorgung von Verträgen sollte es nicht mehr geben. Der Rat wollte sich von seinen „Angestellten“ nicht mehr in eine Randrolle drängen lassen. Künftig wird der Rat, vorher der Finanzausschuss, in nicht öffentlichen Sitzungen erfahren, wie die Einzahlungsmodalitäten sein. Sein Vorrang ist zu befragen, bevor ein Geschäftsführer oder Vorstand bestellt oder abberufen wird.

Rat hat das letzte Wort

In den nächsten Jahren laufen viele gut dotierte Verträge von Managern städtischer Unternehmen aus (Regelaufzeit fünf Jahre). Die Spitzen von Partei und Fraktion und CDU haben die Zügel in die Hand genommen, führen über die Verlängerungen Sonderverhandlungen. Auch wenn der Rat das letzte Wort hat: Nach aktuellem Stand wird mit Brinkmann 2017 wieder ein Wahlkampf-Argument aus. Doch Hengstenberg's Job droht jetzt im Vorfeld anstehender Vertragsverlängerungen ebenfalls unter die Räder zu kommen. Guntram Pehlke soll als Mitglied der EDG-Gesellschafterversammlung, so wird kolportiert, letztlich gesagt haben. „Ehemalige Fraktionsvorsitzende, egal welcher Couleur, lassen wir nicht fallen.“

Gaby.Kolle
@ruhrnachrichten.de

Das Parteibuch – ein Karriere-Turbo?





Kritischer und kompetenter Blick auf Arbeit, Geld und Geschäftsleben

Hier vor Ort arbeiten die Menschen, hier wird das Geld verdient, hier wird es ausgegeben. Wirtschaftsthemen im Lokalen betreffen alle Bürger und sind bester Lesestoff. Allerdings nur, wenn die Redaktion über die Standards aus Bilanzpressekonferenzen und PR-Material hinausdenkt. Gute Lokalredaktionen orientieren sich an den Anforderungen der Gesellschaft und der Lebenswelt der Menschen, liefern Hintergrund und Analyse. Kritisch und kompetent gehen sie Geschichten und Gerüchten nach. Und sie entwickeln eigene Ideen, mit denen sie die Wirtschaftswelt für die Leser transparent machen.

► Preisträger 2016

► Politik lokal

WIRTSCHAFT LOKAL

► Kultur lokal

► Sport lokal

► Gesellschaft lokal

► Panorama lokal

► Service lokal



Trockene Zahlen mit Leben gefüllt

Lebendige Recherche kontra trockene Fakten. Nach diesem Rezept arbeiten zwei Redakteure im Erzgebirge den Einzelhandelsatlas der IHK auf. Sie fragen bei den Menschen nach, ob sich ihr Gefühl mit der Statistik deckt.

Journalisten lieben Zahlen und Rankings. Welche Stadt hat die höchste Kaufkraft, die meisten Läden, den höchsten Leerstand, wie hoch ist die Verkaufsfläche pro Kopf? Solche Daten liefert zum Beispiel die IHK in ihrem Einzelhandelsatlas. Trockenes Zahlenwerk auf viel Papier. Als die IHK Chemnitz die Fortschreibung ihrer Statistik für die Region vorlegt, fragt sich die Redaktion: Welchen Wert hat das für die einzelnen Städte? Und was bedeutet das für die Menschen? Inwiefern korrespondieren die erhobenen Daten mit dem subjektiven Gefühl der Bürgerinnen und Bürger vor Ort? Schließlich

muss jeder einkaufen. Doch denken die Leute dabei darüber nach, warum sie was wann und wo kaufen?

Die Lokalredaktion geht diesen Fragen nach. Sie stellt Menschen aus den Städten des Verbreitungsgebiets vor und forscht nach, ob sich deren Bauchgefühl in den Zahlen und Statistiken wiederfindet. Heraus kommt lebendiger Lesestoff über das Einkaufsverhalten und die Lebenssituationen der Menschen von nebenan. Geschichten, die jeder Leser nachvollziehen und mit seinen eigenen Werten, Erfahrungen und Ansichten vergleichen kann.

FreiePresse

Geschichten, die die Menschen dazu einladen, mitzudiskutieren.

Stichworte

- Alltag
- Heimat
- Hintergrund
- Wirtschaft
- Verbraucher

Samstag, 27. Februar 2016

STOLLMERGER ZEITUNG

Freie Presse 11

DAS THEMA: EINKAUFEN IN DER REGION

In Chemnitz spionieren, in Thalheim bezahlen

Jeder muss einkaufen. Doch denken die Leute noch darüber nach, warum sie was wann und wo einkaufen? „Freie Presse“ stellt in einer Serie Menschen aus Stollberg, Zwönitz, Thalheim, Lugau und Oelsnitz vor – doch spiegelt sich deren Bauchgefühl in Zahlen und Statistiken wider?

von Jan Oechsner

THALHEIM – Ein Spitzel, ein Spion? Nein, Martin Ruppert hat überhaupt kein Problem damit. „Ich mache es, weil ich Thalheimer bin.“ Seine einfache Erklärung ist logisch – und sein logischer Plan ganz einfach: „Erst gehe ich nach Chemnitz in einen großen Markt, um zu schauen, was es alles so gibt. Und dann fahre ich wieder heim und bestelle hier beim Fachhändler.“

Martin Ruppert spioniert also. Der 62-Jährige will sich eine neue Kombination aus Kühlenschrank und Tiefkühltruhe kaufen. Da er aber nur außerst ungern ins bunte, schrille, schnelle Internet schaut, macht er sich halt auf den Weg. Auch, weil es in Thalheim gerade mal 200 Quadratmeter Verkaufsfläche für Elektro- und Leuchten und hochwertige Haushaltgeräte gibt, so die Statistik. Da bleibt nicht viel für Kühlchränke. Ruppert aber muss die Dinge in ihrer Auswahl sehen, anfassen, spüren können. Da haben die großen Center in den großen Städten, die es nun mal im kleinen Thalheim nicht gibt, einen Standortvorteil.

Aber das Produkt auch kaufen?

Das macht Martin Ruppert daheim. Bestimmt ist es auch damit zu erklären, dass Ruppert ein geborener, waschchter Thalheimer ist. Baujahr 1954. Und es hat was damit zu tun, dass er nie reich war, aber holdständig. Denn er war schon alles: Facharbeiter im Forst, Elektromonteur, Lasterfahrer, Theaterbauer. Kurzlich arbeitete er in einem Chemnitzer Institut für Karbonfaserplatten. Nun ist Zeitarbeit ange sagt – in einem Pfaffenheimer Unternehmen. Zudem spielt er bei der regionalen Combo Schluck und den Bass. Die sind mit dem Specktfett-bemmnen-Blues lokalberühmt geworden – aber nie rich.

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

Er will zwar bald spionieren in den Elektro-Einkaufszentren von Chemnitz, aber normalerweise meidet er diese Paläste grundsätzlich. Sie sind ihm zu groß. Zu unpersönlich, auch wenn die fremden Verkäufer nett sind, so nett hält, wie es irgendwie keinen Wert mehr. Es sei denn, man gewinnt im Lotto.“

Erläuterungen zu seinem Leben sind ihm zu groß. Zu unpersönlich, auch wenn die fremden Verkäufer nett sind, so nett hält, wie es irgendwie keinen Wert mehr. Es sei denn, man gewinnt im Lotto.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

Er will zwar bald spionieren in den Elektro-Einkaufszentren von Chemnitz, aber normalerweise meidet er diese Paläste grundsätzlich. Sie sind ihm zu groß. Zu unpersönlich, auch wenn die fremden Verkäufer nett sind, so nett hält, wie es irgendwie keinen Wert mehr. Es sei denn, man gewinnt im Lotto.“

Erläuterungen zu seinem Leben sind ihm zu groß. Zu unpersönlich, auch wenn die fremden Verkäufer nett sind, so nett hält, wie es irgendwie keinen Wert mehr. Es sei denn, man gewinnt im Lotto.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erz-

gebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschafft und auch nichts erhält, bleibt ein armes Luder, bis er sterbt.“

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er womöglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Er

Ausbeutung im Einzelhandel aufgedeckt

Darf es sein, dass ein erfolgreicher Einzelhändler wie Kaufland die Ausbeutung von Arbeitnehmern im eigenen Haus zulässt, nur weil sie nicht direkt beim Unternehmen angestellt sind? Die Redaktion stellt diese Frage und bewirkt damit ein Umdenken im gesamten Konzern.

Ausgelöst werden die Recherchen, als zwei junge Frauen aus Polen von ihren schlechten Erfahrungen in der Kaufland-Logistik in Möckmühl – vor den Toren der Firmenzentrale in Neckarsulm – erzählen. Einschüchterungsversuche, aufgezwungene Überstunden, überteuerte Wohnungen ohne Privatsphäre – die Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter im Kaufland-Dienstleistungszentrum sind haarsträubend.

Als die Redaktion nachhakt, zeigt sich, dass dahinter System steckt. Personaldienstleister spezialisierten sich auf Mitarbeiter, die kein Deutsch

sprachen und ihre Rechte nicht kannten. Die Zeitung nennt Ross und Reiter und zeigt personelle Verquickungen der Firmen. Keineswegs ein Einzelfall, wie ein Gewerkschaftssekretär von Verdi sagt. In vielen Branchen gebe es Benachteiligungen von Beschäftigten in Leiharbeitsfirmen.

Die Berichterstattung hat Folgen. Noch mehr Betroffene melden sich. Konfrontiert mit weiteren Rechercheergebnissen, zeigt sich Kaufland dann offen fürs Gespräch und kündigt einen generellen Abschied von der umstrittenen Werksvertragkonstruktion an. Ein Erfolg für den investigativen Jour-

**HEILBRONNER
STIMME**

nalismus, vor allem aber ein Erfolg für die Arbeitnehmer, die nun auf bessere Arbeitsbedingungen hoffen. Die Zeitung begleitet diesen Prozess weiterhin kritisch.

Stichworte

- ▶ Anwalt
- ▶ Arbeitswelt
- ▶ Ausländer
- ▶ Hintergrund
- ▶ Kontinuität
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Wirtschaft

Kontakt:

Marcus Vial, Redaktionsmarketing, Telefon: 07131/615-476, E-Mail: marcus.vial@stimme.de

26 Donnerstag 28. Januar 2016 REGION



Die zwei Polinnen Ewa und Gabriela M. beim Kaufland-Logistikzentrum in Möckmühl. Wenige Wochen haben sie hier für die Firma Loco Service gearbeitet. Zeit genug für unzählige schlechte Erfahrungen.

Foto: Christian Glechauf

Im
Blick-
punkt

Hire and Fire auf Deutsch

MÖCKMÜHL Wie Subunternehmer den Kaufland-Mindestlohn unterlaufen – Abhängigkeit systematisch ausgenutzt

Von unserem Redakteur
Christian Glechauf

Es ist keine romantisch verklärte Vorstellung von einem erfolgreichen Leben in Deutschland, das junge Menschen aus Polen ins Heilbronner Land führt. Die Arbeit im kalten Fleischwerk oder in der Logistik ist eintönig und hart, die Bezahlung trotz Mindestlohn nicht üppig. Doch worauf die Arbeitnehmer aus Osteuropa vertrauen, ist, dass in Deutschland Regeln und Gesetze eingehalten werden. Wie sie zeigt, ist das bei eingesetzten Voraussetzung in der Region nicht der Fall.

„Unfassbar“ findet Thomas Müssig, was sich hier – vor seiner Haustür – aufputzt. „So etwas kennt man sonst nur aus Asien, wo die schlecht bezahlten Arbeiter großer Fabriken in irgendwelchen Wellblechhütten neben dem Werksgelände wohnen – und dafür auch noch vom Arbeitgeber zur Kasse gebeten werden“, sagt der Verdi-Gewerkschaftssekretär. „Hier steht das hier passiert bei uns, mittin in Europa!“

Es geht natürlich nicht um Wellblechhütten im wörtlichen Sinn. Doch die Geschwister Ewa und Gabriela M. (Namen geändert) haben hier eine Arbeitswelt kennengelernt, die in Deutschland gemeinsam kaum für möglich hält. Den Weg hat ihre Cousine besorgt, im Kaufland-Lager für den Personaldienstleister Loco Service. Vieles passt auf den ersten Blick. Es gibt neun Euro die Stunde, die Vorarbeiterin ist selbst Polin, die Verständigung also kein Problem. Die flexiblen Arbeitszeiten sind zwar eine Herausforderung, doch die Cousins übernimmt den Fahrtdienst. Gleich am zweiten Tag auch nach Heilbronn, um Sicherheitsschuhe zu kaufen, die bei der Arbeit mit den schweren Paletten Pflicht sind. Dass diese Art von Arbeitskleidung in Deutschland vom Arbeitgeber gestellt werden muss, ist ihnen nicht bekannt.

Arbeitsbeginn um 8 Uhr, 6 Uhr, 20 Uhr, 22 Uhr. Arbeitende man um 13 Uhr, mal um 19.30 Uhr. Dann kommt es vor, dass Ewa M. eine Stunde nach Arbeitseintritt wieder nach Hause geschickt wird. „Es gibt keine Arbeit“, habe ihr die Vorarbeiterin gesagt. Also wieder bei der Cousine anrufen, für die Heimfahrt steht kein Bus bereit. Dass es in Deutschland nicht reichts ist, wenn man zur Arbeit eingetragen ist, kann nur der Arbeitgeber feststellen und dann ohne Bezahlung für die reguläre Arbeitszeit wieder weggeschickt wird, weiß dort offenbar niemand – außer der Firmenleitung. Auf Anfrage demonstriert Loco Service jedenfalls, dass es jemals solche Vorkehrungen gab.

Jeder Ort verfügbare Die zwei jungen Frauen sind bereit, jederzeit zu kommen, wenn die Firma ruft. Gleich am nächsten Tag arbeiten sie mehr als zehn Stunden, obwohl auch das nicht zulässt ist. Sie klagen nie, arbeiten Nachschicht nach Nachschicht. Bis die Vorarbeiterin eines Tages fragt, was sie da eigentlich jeden Tag zur Arbeit fährt. Sie erzählen von der Cousine und ihrem deutschen Mann.

Als sie zwei Tage später ihrer Schicht beenden, legt ihnen ein Mann einen Aufhebungsvertrag zur Unterschrift vor. Abnahmen gab es nie, Gründe werden keine genannt. Unter Druck unterschreiben sie.

Erst als der deutsche Ehemann der Cousine bei Geschäftsführer Milan Pavlovic anruft, wird aus dem Aufhebungsvertrag eine ordentliche Kündigung. Zwei Wochen müssen die Firma die beiden also weiterbeschäftigen. Doch Pavlovic möchte das nicht. „Bringen Sie eine Krankmeldung“, soll er gesagt haben.

Auf Nachfrage bestreitet Pavlovic diese Aussage. Als die zwei Polinnen trotzdem wieder zur Arbeit kommen wollen, erklärt die Vorarbeiterin, sie sollen sich Urlaub nehmen – und schicket per SMS hinterher: „Unbezahltes Urlaub.“ Für Gewerkschaftssekretär Thomas Müssig sind zwei problematische Punkte, weil die Initiative vom Arbeitgeber ausgeht. Die Aufforderung zur Krankmeldung ist dabei ein schwerwiegender Verdacht. „Hier geht es um Sozialversicherungsbeitrag.“

Nichts in der Hand Die zwei jungen Frauen verzichten auf das Geld von der Krankenkasse. Was sie von Loco Service überwiesen bekommen, entspricht allerdings nicht ansatzweise den geleisteten Stunden. Am deutlichsten wird das bei Ewa M. Der handschriftlichen Stundenabrechnung zufolge hat sie in den gut zwei Wochen mehr als 107 Stunden gearbeitet, was netto in etwa 770 Euro entspricht. Zusammen mit den Nachzuschlägen müsste sie auf nahezu 1000 Euro kommen. Überwiesen werden 675 Euro. Zwei Tage Resturlaub sind auf der ersten Abrechnung noch vermerkt, die eigentlich auszahlbar werden müssten. Doch eine Korrektur lehnt die Firma ab. In der Geschäftsstelle an der Heilbronner Kaiserstraße heißt es: „Die Daten würden nach der Kündigung aus dem System gelöscht.“ Und überhaupt, sagt die Dame hinter dem Schreibtisch irgendwann unverschämt, „würde ich mich lieber mit den beiden hier unterhalten. Ich kann Polnisch.“ Was sie damit meint, bleibt offen.

Einige Wochen später machen sich die zwei jungen Polinnen noch einmal auf den Weg nach Möckmühl. Es geht darum, Kontakt mit den ehemaligen Kollegen aufzunehmen. Als sie auf dem Parkplatz rufen, ruft Gabriela M. plötzlich „Patrizi! Patrizi!“ Die ehemalige Vorarbeiterin ist an ihnen vorbeigefahren. Angstlich verstecken sie sich zwischen den parkenden Autos.

Vor Ort war zu erkennen, dass der Pole ist des Polen Wolf. Doch dieses straff organisierte Arbeiterviertel ohne Rückzugsraum und ohne Privatsphäre offenbart, dass hier der Pole erst zum Wolf gemacht wird: Vorwärts kommt, wer andere verpfeift. Wer das Misstrauen der Vorgesetzten erweckt, denn wird gekündigt.

Zu gerichtlichen Auseinandersetzungen ist wenig bekannt. Im vergangenen Jahr gab es nur eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, die dann wieder zurückgezogen wurde. Der Klägeranwalt wollte sich lieber zivilrechtlich einigen.

Vor Ort war zu erkennen, dass der Pole ist des Polen Wolf. ... Dieser Aufenthalt war totaler Fehler, (...) Lieber sitze ich in Polen und verdiente 200 Złoty für acht Stunden, als dass ich in Deutschland bin und für 11,5 h 3000 Złoty. (6/0 Euro). Anmerkung der Redaktion: Werde, Forumseintrag unter dem Pseudonym „staller“ vom 7. September 2015

Mietwucher mit System

Mehrere Häuser im Kocher-, Jagst- und Brettachtal werden bettweise vermietet – Zwei, drei oder vier Schlafplätze pro Zimmer

Von unserem Redakteur
Christian Glechauf

NEUENSTADT 27 Namen stehen an der Tür. Polnische Namen. Das Haus: einst ein Einfamilienhaus mit Arztpraxis, heute „Hotel“. Wolfram Randolph ist ein angesehener Heilbronner CDU-Lokalpolitiker, Vorsitzender des Sonderausschusses Offenen Kreis. Er zeigt sich überrascht über die Anzahl der Bewohner in seinem Haus und die Höhe der resultierenden Miete. Er selbst bekommt nur einen „angemessenen Mietzins“ – wie viel, das möchte er

nicht mitteilen. Er sei bislang davon ausgegangen, dass es keine Probleme gebe. Verantwortlich sei der Mieter, seit gut einem Jahr ist das die Firma DSZ aus Feucht bei Nürnberg. „Die kümmern sich um alles.“

Die Verbindung Hier wird es interessant: Die Geschäftsführerin der DSZ GmbH heißt Nikolina Pavlovic. Der Name gibt einen Hinweis auf die Verbindung zu Loco Service und Rahmer. Nikolina Pavlovic ist die Ehefrau von Milan Pavlovic, einem Geschäftsführer von Loco Service und Rahmer Zeitarbeit. Die Aussage, man vermiete nur an „externe Anbieter“, ist somit nicht die ganze Wahrheit.

Auch wenn DSZ Fragen dieser Zeitung nicht beantwortet: Es ist nicht die einzige Immobilie, die die Firma im Umfeld von Kaufland angemietet hat. Ähnliche Unterkünfte gibt es in zahlreichen umliegenden Orten.



Ein Arztpraxis mit Wohnung, heute Herberge für mehr als 20 polnische Bewohner. Den Arbeitern wird es als „Hotel“ angesehen. Foto: Glechauf

Nicht überall ist Mitreden erwünscht

Das Thema Mitbestimmung klingt nicht gerade spannend. Interessant wird es, wenn man die richtigen Fragen stellt. Die Volontärin Jana Wolf hat das getan: Wer hat im Betrieb was zu sagen? Was macht eigentlich ein Betriebsrat? Welchen Einfluss haben Frauen in den Unternehmen? Daraus wird eine lebenswerte Themenwoche.

Auch wenn der Titel „Arbeit und Mitbestimmung“ trocken klingt, dahinter verbirgt sich ein wichtiger Aspekt unserer Arbeitswelt. Die Volontärin macht sich dazu Gedanken und ein Konzept. Bei der Recherche zeigt sich: Das Material ist so umfangreich, dass damit gut eine Woche mit täglichen Geschichten gefüllt werden kann.

Erstaunliches Ergebnis der Recherche: Es gibt keine Zahlen, wie viele Unternehmen im Landkreis einen Betriebsrat haben. Während die Wirtschaftskraft der Region in Statistiken genau erfasst wird, sind über die Interessenvertretungen der Menschen, die diese Leistung erbringen, keine

Informationen verfügbar. So geht die Redaktion in die Betriebe, spricht mit Gewerkschaftern, Betriebsräten und Arbeitgebern. Sie stellt die Menschen vor, die mitreden, und Firmenchefs, die sich das Hineinreden verbitten. Sie redet mit Frauen über die Gleichstellung im Unternehmen und mit einem Betriebsseelsorger, der in Krisensituationen Beistand leistet.

Begleitend zu den Geschichten im Print wird die Serie online auf der Website der Mittelbayerischen Zeitung aufbereitet. Alle Texte und Zusatzstücke werden im MZ-Spezial „Arbeit und Mitbestimmung“ gebündelt.

Mittelbayerische

Mit der Themenwoche schafft es die Redaktion, ein nüchternes WirtschaftstHEMA mit Leben zu füllen.

Stichworte

- Arbeitswelt
- Gesellschaft
- Hintergrund
- Recherche/Investigation
- Wirtschaft

Kontakt:

Jana Wolf, inzwischen Redakteurin bei der MZ, Telefon: 0941/207-6093/-351, E-Mail: jana.wolf@mittelbayerische.de



In unserer Echo-Themenwoche gehen wir ab heute sechs Tage lang der Frage nach: Wie viel Mitbestimmung gibt es im Landkreis Cham?

Foto: Wolf

Wer hat im Betrieb etwas zu sagen?

ARBEIT Betriebsräte vertreten die Interessen der Arbeitnehmer in Unternehmen. Im Landkreis gibt es solche Gremien nur selten. Die Mitsprache fällt mau aus.

VON JANA WOLF

LANDKREIS. Wir arbeiten immer mehr – am Arbeitsplatz, im Ferienjob, im Haushalt und Garten oder bei der Erziehung der Kinder. Gut 45 Stunden pro Woche hat das Statistische Bundesamt für einen erwachsenen Bundesbürger im Durchschnitt errechnet. 20,5 Stunden davon werden mit Erwerbsarbeit ausgefüllt, fast zwei Stunden mehr als noch ein Jahrzehnt zuvor. Die restlichen 24,5 Stunden sind unbezahlte Tätigkeiten. Wir müssen wir immer mehr leisten. Das sind die Fakten.

Und wir wollen bei der Arbeit gehört werden. In unserer individualisierten Gesellschaft sehen wir uns selbst nicht nur als Arbeitskraft, die rund um die Uhr funktioniert. Wir wollen uns selbst verwirklichen – und unsere Arbeitszeit mitgestalten. Ab heute gehen wir eine Woche lang der Frage nach: Wie viel Mitbestimmung gibt es im Landkreis Cham?

Keiner erfasst die Betriebsräte

Wir sprechen mit Gewerkschaftern, Betriebsräten und Arbeitgebern und wollen wissen: Wie treten Arbeitnehmer für ihre Interessen ein? Wird ihre Stimme gehört? In welchen Unternehmen gibt es Betriebsräte und was können sie erreichen?

Eines gleich vorweg: Es gibt keine Zahlen, wie viele Unternehmen im Landkreis einen Betriebsrat haben. Die Industrie- und Handelskammer (IHK) erfasst lediglich die Unternehmen, die im Handels- und Genossenschaftsregister gelistet sind: 9292 Die Betriebsräte sind nicht erfasst.

Auch im Landratsamt gibt es dazu nichts Konkretes. Und selbst der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB), die Dachorganisation aller Gewerkschaften, kann keine Zahlen liefern.

Während die Wirtschaftskraft der Region in Statistiken genau erfasst wird, gibt es über die Interessenvertretung der Menschen, die sie erbringen, keine Informationen. Was sagt das über



Erzieherinnen und Sozialarbeiter protestieren im Kita-Tarifstreit mit Transparenzen mit der Aufschrift „Wir sind es wert.“

reifer in der Fläche“. Es gebe deutlich weniger organisierte Betriebe als in benachbarten Landkreisen.

Für die IG Bauen-Agrar-Umwelt fällt die Bilanz noch schlechter aus. Kein einziges Unternehmen aus dem Baugewerbe ist in der Gewerkschaft organisiert. In den Landkreisen Schwandorf, Neumarkt und Regensburg sei die Gewerkschaft besser vertreten, sagt Herbert Allert, der im Bezirksverband Oberpfalz für das Baugewerbe zuständig ist. „Seit 25 Jahren fahre ich in den Landkreis Cham und versuche dort Betriebsräte zu gründen. Aber keine Chance!“ Mehr als 80 Prozent der Mitglieder hier seien nicht in der Heimat beschäftigt, sondern pendeln in andere Landkreise.

Die Bilanz der Gewerkschaft Verdi: Etwa 20 Prozent der Betriebe haben einen Betriebsrat gewählt. „Darauf ist ungefähr die Hälfte von Verdi begleitet beziehungsweise in Verdi organisiert“, sagt Alexander Gröbner, der Oberpfälzer Geschäftsführer. Welche Unternehmen und Betriebe das im Detail sind, darüber gibt Gröbner keine Auskunft.

Fehlt Chamern die Streitkultur?

Was sind die Gründe dafür, dass für Gewerkschaften die Luft im Landkreis Cham so dünn ist? Werner Schwarzbach, der Vorsitzende des DGB-Kreisverbandes Cham, sagt:

„Streitkultur gibt es hier nicht.“ In seinen 25 Jahren als Gewerkschafter habe er nur selten erlebt, dass Leute auf die Straße gehen und protestieren. Gewerkschaftliches Engagement sei nicht gern gesehen. „Die Leute haben vielleicht Angst, dass der Arbeitgeber etwas erfährt“, sagt Schwarzbach. Der 63-Jährige bedauert, dass es hier auch kaum gewerkschaftlichen Nachwuchs gibt. Seine DGB-Mitstreiter seien alle Rentner oder Pensionäre.

Hartmuth Baumann von der IG Bergbau ist in seiner Analyse vorsichtiger. „Vielleicht herrscht einfach eine gute Atmosphäre in vielen Unternehmen.“ Arbeitnehmer würden sich oft erst an die Gewerkschaft richten, wenn es Probleme gibt oder ein Eigentümerwechsel ansteht. Viele Unternehmen im Landkreis seien aus familiären Strukturen heraus entstanden oder traditionell geprägt, sagt Baumann. In diesen Strukturen gibt es offensichtlich keine Kultur der Mitbestimmung durch die Arbeitnehmer.

MITBESTIMMUNG

► **Mit wirtschaftlicher Mitbestimmung** ist die Teilnahme der Arbeitnehmer an Entscheidungen in Unternehmen gemeint. Träger der Mitbestimmung sind Betriebsräte und Aufsichtsräte.

► **Für die Privatwirtschaft** ist die Mitbestimmung im Betriebsverfassungsgesetz (BetVG) geregelt. Darin steht: Um einen Betriebsrat zu wählen, müssen wenigstens fünf wahlberechtigte Arbeitnehmer ständig beschäftigt sein.

► **Das Gesetz** räumt Arbeitnehmern das Recht zur Betriebsratswahl ein; es gibt aber keine Verpflichtung dazu. Die Initiative muss von Arbeitnehmern bzw. ihren Gewerkschaften ausgehen. Der Arbeitgeber darf sie nicht behindern.

► „Arbeit und Mitbestimmung“ lautet der Titel unserer Themenwoche. Alle Teile finden Sie unter www.mittelbayerische.de/mitbestimmung

schinenbauer Mühlbauer in Roding. Bei der Gewerkschaft sorgt für Misstrauen: Jürgen Scholz, der Bevollmächtigte der IG Metall Regensburg: „Der Landkreis Cham ist eine ziemlich mitbestimmungsfreie Zone.“

Die IG Metall betreut hier die Betriebsräte in 14 Unternehmen. Dazu zählen neben Siemens mit 730 Mitarbeitern auch der Automobilzulieferer Continental in Roding (641 Mitarbeiter), der Verpackungshersteller Gebhardt in Cham (378) oder der Fenster- und Fassadenbauer Schindler in Roding (278). Den 14 von der IG Metall betreuten Unternehmen stehen allerdings 16 entgegen, in denen die Gewerkschaft nicht vertreten ist.

Zollner und Mühlbauer sind „ohne“
Der größte Arbeitgeber, die Zollner Elektronik AG in Zandt, deren Senior-Chef 2016 als „Manager des Jahres“ ausgezeichnet wurde, hat keinen Betriebsrat. Das gleiche gilt für den Ma-

ßenbauer Mühlbauer in Roding. Auch bei der IG BCE betreut nur fünf Unternehmen im Landkreis: die Allemann GmbH in Grafenwiesen, RKT Rodinger Kunststoff-Technik, der Ableger der Röchling Gruppe in Roding, Uvex in Lederdorf und Flabeg in Furth im Wald. Auch bei der IG BCE bleibt der größte Player im Branchenfeld, die Ensinger GmbH in Cham, außen vor.

„Keiner hat dort Lust, etwas mit uns zu machen“, sagt Hartmuth Baumann, der Bezirksleiter der Gewerkschaft. Er sieht den Landkreis Cham in Sachen Mitbestimmung als „Aus-

Wenn der Kühlschrank mit dem Toaster spricht

Digitalisierung und Industrie 4.0 tauchen ständig als Schlagworte auf. Doch was bedeuten sie für unseren Alltag? Die Redaktion macht das zum Jahresthema und sucht jede Woche regionale Themen und Ansprechpartner dazu. Sie lässt ein Technikthema menscheln.

Bei der Digitalisierung geht es um die Veränderung von Prozessen – in der Arbeitswelt und im Alltagsleben. Dazu gehört auch zum Beispiel das Krankenwesen, wenn etwa vernetzte Geräte Operationen begleiten. Oder das Privatleben, wenn im Smart Home der Kühlschrank mit dem Toaster spricht. Die Themenfülle ist riesig. Das Problem dabei: Der Rechercheaufwand ist enorm, die Materie komplex und die Ansprechpartner in der Region sind rar. Bei einigen Themen sucht die Redaktion in der Region Bayreuth wochenlang nach einem lokalen Dreh und dem richtigen Experten dazu.

Jeden Montag erscheint eine komplette Seite zu „Digitalisierung und Industrie 4.0“. Die Redaktion veranschaulicht die Schlagworte möglichst mit regionalen Ansprechpartnern und Beispielen. Sie sollen nah am Alltag der Leserinnen und Leser sein. Die Themenpalette reicht von Krankenhaus bis Wohnen, von Einkaufen bis Landwirtschaft, von Studium bis Straßenverkehr.

An der Serie wirken Kollegen aus den Ressorts Stadt, Land, Kultur und Online mit. Die Form hält die Redaktion bewusst offen. Sie liefert Servicestücke, Interviews, Reportagen, Essays. Und sie präsentiert die Serie



als großes multimediales Online-Dossier (www.nordbayerischer-kurier.de/themen).

Stichworte

- Arbeitswelt
- Energie
- Multimedia
- Recherche/Investigation
- Service
- Technik
- Verbraucher
- Wirtschaft
- Wohnen
- Zukunft

Kontakt:

Katharina Wojczenko, Telefon: 0160/90143285, E-Mail: katharina.wojczenko@gmail.com

16 JAHRESTHEMA OBERFRANKEN 4.0

Nordbayerischer Kurier | Montag, 9. Mai 2016



DIGITALISIERUNG UND INDUSTRIE 4.0: Mein Kühlschrank spricht mit dem Toaster, und mit dem Tablet bediene ich die Waschmaschine – theoretisch ist das möglich. In der Praxis sind Versuche mit solchen Smart Homes noch selten. Werner Wittauer lebt seit zwei Jahren mit seiner Familie in einem intelligenten Haus. Langsam versteht es sie.



Dieser Ausblick ist an allen schuld. Werner Wittauer und seine Lebensgefährtin Kathrin Hinke wollen die Sonne aufgehen sehen. Deshalb haben sie an ihr Wohnhaus in Weidenberg einen Glaskasten gesetzt. Damit es darin angenehm ist, brauchen sie die Smart-Home-Technik. So können sie vom Sofa aus mit dem Smartphone Licht, Heizung und Fenster bedienen. Foto: Ronald Wittek

Mehr Bilder unter tinyurl.com/smartsflurhof

Viel Technik für den Sonnenaufgang

Familie Wittauer aus Weidenberg wohnt in einem teilautomatisierten, intelligenten Haus

WEIDENBERG

Von Katharina Wojczenko

Werner Wittauer (38) hatte schon immer ein Faible für Technik. Aber vor allem wollten seine Lebensgefährtin und er eines: beim Aufwachen den Sonnenaufgang sehen. Deshalb muss ihr Haus mitten drin. Ein Besuch in Weidenberg, Ortsteil Flurhof.

Das Haus: ist eine bauliche Herausforderung. Wittauers Elternhaus ist ein Bauernhof, erbaut 1860. Er hat ihn entkernt und 2013 am den Sandstein-Altbau einen Neubau gesetzt. Das Herzstück ist eine riesige Glasfront, die sich über zwei Stockwerke zieht. Im Erdgeschoss ist der Wohn-/Essbereich. Im ersten Stock das Schlafzimmer. Davor liegt unverstellter Ausblick für den die Familie die ganze Technik ursprünglich braucht: Himmel, Bäume, Weiden, auf denen Schafe grasen. Sonnenaufgang.

Das kann das Haus: So viel Glasfront braucht Verschattung. Ohne die Jalousien würden an Sonntagen in einer halben Stunde drinnen 35 Grad herrschen. Ein Sturm würde sie zerfetzen. Damit die Bewohner nicht permanent danebenstehen und kurbeln müssen, fahren die Jalousien je nach Witterung automatisch hoch und runter. Dafür ist auf dem Hauseck eine Wetterstation, die Temperatur, Licht- und Windstärke sowie Niederschlag misst. Bei Regen schließen sich automatisch die Dachfenster. Auch Lichtquellen und Heizung sind zentral gesteuert. Reißt jemand das Fenster auf, erkennt das der Sensor der Heizung und schaltet sich ab. Die Einzelteile kommunizieren kabellos. Aufs Dach kommt noch eine Photovoltaikanlage. Das Haus entscheidet dann je nach Marktprice, ob es den Strom aus der Anlage nutzt oder ins Netz einspeist.

Das Hirn: Es steckt in einem mannsgroßen Schaltschrank voller Kabel und blinkender LEDs. Das entscheidende Teil ist gerade einmal fingerlang. Auf dem Chip ist alles gespeichert, was Wittauer und seine Familie der Anlage mit Hilfe eines Fachmanns mühevoll beigebracht haben. „Eine Steuerung reinsetzen und ohne konkrete Vorgaben programmieren lassen, geht nicht“, sagt

dem Haus sind auch die Büros von Wittauers Institut. Die Mitarbeiter können nur das Licht ein- und ausschalten, nicht die Heizung. „Wenn alles funktioniert, merken sie nichts von der Technik.“

Weitere Vorteile: Energie sparen. Vor dem Umbau brachten sie für 230 Quadratmeter Wohnfläche 2000 Liter Heizöl im Jahr. Jetzt sind es für 370 Quadratmeter 400 Liter weniger, weil im Winter die Sonne den Glaskasten beheizt. „Die alte Sandsteinwand fungiert als Wärmespeicher“, hat Wittauer gelernt. Die Sensoren an Fenstern und Türen lassen sich als Alarmanlage nutzen, die ihr Signal aufs Handyschickt.

Die Tücken der Technik: Sie ist erst einmal dumm und macht nicht, was sie soll. Ein Beispiel: Wenn die Temperatur drinnen einen bestimmte Grenze unterschreitet, springt die Heizung an. Wenn es zu warm wird, verschränken sich die Fenster. Im ersten Sommer schaltete sich die Heizung an, sobald die Sonne in den Glaskasten schien. Zwei, drei Monate war Schwitzen angesagt, bis ein Fachmann den Fehler in der Programmierung gefunden hatte. Wittauer sieht zudem eine Gefahr: „Es kann der Tag kommen, an dem sich Einbrecher in die Haustechnik hacken und keine Spuren mehr hinterlassen.“

So viel kostet es: Schwer zu sagen. Wittauer hat einen Altbau saniert und einen Neubau drangesetzt. Am Material wollen er und seine Lebensgefährtin nicht sparen. Was er aber sagen kann: Allein die Elektrotechnik in Verbindung mit der Hausautomation kostet doppelt so viel wie eine normale elektrotechnische Ausstattung. „Hinzu kommen Kosten für besondere Bauteile wie die Jalousien.“

Werden alle Häuser smart? Wittauer geht davon aus, dass es mindestens noch zehn Jahre dauert, bis die Technik beim normalen Häuslebauer eine Rolle spielt. Das liegt seine Meinung nach auch an den Architekten und Handwerkern. „Kaum einer kennt sich mit der Technik aus“, sagt Wittauer. Für ein **Smart Home** müsste man vorab viel planen, alle Firmen, die auf der Baustelle sind, müssten ständig in Kontakt sein. Und die Bewohner sollten vorher genau wissen, wo sie von welchem Sonnenstrahl geweckt werden wollen.

GLOSSAR

Smart Home: Ein Heim ist „smart“, wenn es intelligent vernetzt ist. Der Oberbegriff meint technische Verfahren und Systeme, die Wohn- und Lebensqualität, Sicherheit und Energieeffizienz erhöhen. Vernetzt werden Haustechnik, Haushaltgeräte und Unterhaltungsselektronik. Sie laufen automatisch oder ferngesteuert.

Sensoren und Aktoren: Ohne sie kein Smart Home. Sensoren sind Fühler, die Temperatur, Feuchtigkeit oder Lichtstärke erfassen und in einen elektrischen Signal umwandeln. Das schicken sie an den Aktor. Dieser setzt dieses Signal in Bewegung (=Fenster schließt sich) oder eine andere physikalische Größe (=Heizung wärmt) um.

DAS SAGEN DIE BAYREUTHER INNUNGSOBERMEISTER

Bernd Zellmann, Elektro- und Informationstechnik: „An Smart Homes wird in Zukunft keiner vorbeikommen. Bei Gewerbeneubau ist die Technik schon Standard. In Privathäusern haben etwa 50 Prozent der Neubauten eine Rollo-Steuerung. Mit der KNX-Steuerung, über die sich die gesamte Technik regeln lässt, werden derzeit etwa 40 Prozent der Neubauten in der Region ausgestattet. In unserer Innung können sie fast alle einbauen. Nur hat jeder seine Lieferanten und macht nicht jedes System. Weil Elektronikprodukte kurzlebig sind, kann es schnell zu Fehlinvestitionen kommen. Wirtschaftlich interessant wird das Smart Home, wenn es mit intelligenten Zählern (Smart Metering) verknüpft wird.“



Peter Engelbrecht, Sanitär-, Heizungs- und Klimatechnik: „Bei uns ist die Nachfrage noch gering, 2000 bis 5000 Euro mehr muss man rechnen bei der Heizung, das ist viel zu teuer. Sie lassen ihr Haus erst nur darauf vorbereiten. Wichtig ist, dass sich Heizungs- und Elektriker früh absprechen. Nachrufe ist schwierig. Um richtig Energie zu sparen, muss man ein Profi sein. Wer die Heizung ausschaltet, während er im Büro ist, und hochdreh, bevor er heimfahrt, spart nicht viel. Die Wohnung kühl tagsüber. Viele Funktionen sind eher Spielerei: Wenn Sie in den Urlaub fahren, schalten Sie sowieso die Heizung aus. Für Menschen, die nicht mehr so beweglich sind, wird die Technik attraktiver.“



Langer Atem für ein umstrittenes Thema

Windkraft wird als umweltfreundliche Lösung der Energieprobleme propagiert. Doch mit dem Ausbau wachsen die Angst und der Widerstand der Bürger. Der Reporter hört sich ihre Sorgen und Argumente an. Er bleibt dran und macht sich zum Experten.

Im Sommer 2015 schreibt Marco Seng eine Reportage zur Windkraft im Oldenburger Land. Die Resonanz der Leserinnen und Leser ist so groß, dass der Reporter hellhörig wird. Er beschäftigt sich intensiver mit dem Thema und recherchiert zahlreiche Aspekte, die von offizieller Seite selten oder gar nicht angesprochen werden. Es geht dabei um Gesundheit, Naturschutz, Korruption und ungewöhnliche Genehmigungsverfahren. Er stellt fest, dass die politisch gewollte Energiewende auch zahlreiche negative Auswirkungen auf unsere Gesellschaft hat.

Diese Probleme werden von Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Lobbyisten gern ausgeblendet oder nicht erwähnt. Entsprechend schwierig gestaltet sich die Recherche. Bürgerinitiativen und

Naturschutzverbände weisen Gutachten vor, ihre Anwälte beklagen Planungsfehler. Die Betreiber, Investoren und interessierte Politiker hingenommen spielen die Einwände der Kritiker herunter und antworten mit eigenen Gutachten.

Der Reporter geht zu den betroffenen Menschen, hört ihnen zu und schreibt ihre Geschichten auf. Er macht sich schlau über Schattenwurf und Infraschall, Vogelschutz und Potenzialflächen, Abstandsregelungen und Genehmigungsverfahren.

Und er beweist langen Atem. Einhalb Jahre lang beleuchtet er in einer losen Serie die Probleme beim raschen Ausbau der Windenergie, vor allem aus Sicht der Betroffenen. Er schreibt Reportagen, Nachrichten,

Nordwest Zeitung
OLDENBURGER NACHRICHTEN
UNABHÄNGIG - ÜBERPARTIELLICH

Kommentare und Interviews. Die Folgen erscheinen in der Zeitung und online. Inzwischen bekommt Seng auch von vielen Menschen außerhalb des Verbreitungsgebiets Anrufe oder Zuschriften zum Thema.

Stichworte

- Anwalt
- Energie
- Gesundheit
- Heimat
- Hintergrund
- Kontinuität
- Politik
- Recherche/Investigation
- Umwelt
- Wirtschaft

Kontakt:

Marco Seng, Reporter, Telefon: 0441/9988-2008, E-Mail: marco.seng@nwzmedien.de

Windkraftgegner drehen auf

PROTESTE Viele Bürgerinitiativen im Oldenburger Land – Angst vor Lärmpegel und Infraschall

In Barßel und Edewecht wird um neue Anlagen gestritten. Ein Blick auf ein zunehmendes Problem im Nordwesten.

VON MARCO SENG

EDEWECHT/BARßEL – Ein schöner Herbsttag im Oldenburger Land. Weite Wiesen, Wald am Horizont, der Mais ist reif. Natur satt am Kammersand in Harkebrügge. Monika Oetje-Weber kann den Anblick nicht genießen. „Eine ganz liebliche Gegend und es wird alles zerstört“, sagt sie traurig.

Annegret Meyer zeigt über die Wiese. Dort am Rande des Loher Waldes, wo die Gemeinden Barßel und Edewecht sich berühren, wo die Kreisgrenze zwischen Cloppenburg und dem Ammerland verläuft, sollen sie stehen: vier riesige Windkraftanlagen, jeweils 200 Meter hoch, in Reihe. Zwei weitere sind auf der anderen Seite des Weges geplant.

„Die Energiewende erschlägt uns hier.“ Annegret Meyer ist frustriert. Drei Biogasanlagen gibt es schon rund um den Kammersand. Man kann die Windräder in Scharrel, Reckenfeld und auf dem Hübschen Berg sehen. Die geplante Stromtrasse von Conneforde nach Merzen soll hinter dem Loher Forst verlaufen. „Wir können uns nur entscheiden zwischen Pest und Cholera“, sagt Meyer.

Bürger kämpfen

Das klingt fast resignierend, doch Annegret Meyer und Monika Oetje-Weber kämpfen. Und viele andere in Barßel mit ihnen. Gegen den geplanten Windpark am Kammersand.

Sie haben eine Bürgerinitiative gegründet, haben 2550 Unterschriften gesammelt: gegen die Zerstörung des Landschaftsbildes, gegen die Vernichtung des Lebensraums geschützter Tierarten wie Kranich, Kiebitz oder Fledermaus, gegen den Wertverlust von Immobilien, gegen krankmachende Schallimmissionen und nächtliche Dauerbeleuchtung.

Sie nennen sich „Windwahn“, „Gegenwind“ oder „Vernunftkraft“. Und sie bekommen stetig Zulauf. Die Bürgerinitiativen gegen einen ungezügelten Ausbau der Windenergie schießen inzwischen fast so schnell aus dem Boden wie die Windräder selbst. Kaum vier Jahre nach der Energiewende reift die Windkraft gesellschaftliche Gräben auf, spaltet die öffentliche Meinung.

Es gibt Profiteure dieser Windwende – vor allem Investoren, Grundstücksverkäufer, Anteilseigner. Aber inzwischen auch viele Geschädigte: Hausbesitzer, deren Immobilien plötzlich nur noch die Hälfte wert sind. Menschen,



Die Windkraftanlagen von Haschenbrok in Großenseken.

ARCHIVBILD: OLAF BLUME

RUND 600 INITIATIVEN IN DEUTSCHLAND AKTIV

Die Plattform „Windwahn“ listet 600 Bürgerinitiativen (BI). Dem Bündnis „Vernunftkraft Niedersachsen“ gehören 100 BI an.

Im Oldenburger Land sind unter anderem aktiv: Bürg-

gerinitiative gegen Windparks in Lohor/Rothemethen/Kammersand; Bürgerinitiative gegen den Windpark Ahrensdorf/Heinfelde; BI Windpark Kündelmoor; „Gegenwind im Hammelwärder Moor“; BI Sengwarden Windkraft.

ger Windparks sind genug“; Bürgerinitiative Hatgenmaßl; BI Ekeremoor; „Gegenwind Molbergen“; „Gegenwind im Hammelwärder Moor“; BI Sengwarden Windkraft.

man über ein Fünftel der installierten Menge an Windenergie an Land im Nordwesten der Republik. Um die Ziele des Energiekonzeptes der niedersächsischen Landesregierung zu erreichen, sei „ein jährlicher Zubau von 750 Megawatt vornötigen“.

Die rot-grüne Landesregierung lässt die Kritik kalt. Sie will weitere Standorte ausweisen. Niedersachsen sei Windenergieland Nr. 1 in Deutschland und diese Spitzenstellung solle konsequent ausgebaut werden. In Zahlen heißt es derzeit: 5616 Windenergieanlagen, 8233 Megawatt installierte Windleistung.

„Jede Form der Energiegewinnung ist mit Auswirkungen auf die Menschen, auf unsere Mitgeschöpfe und auf die Umwelt verbunden und bedeutet einen Eingriff“, sagt Umweltminister Stefan Wenzel (Grüne). Es komme daher darauf an, die Auswirkungen so „verträglich“ und gering wie möglich zu halten.

Laut Bundesverband Windenergie (BWE) findet Bis zu zehn Anlagen sollen irgende wann hinter der Häuserreihe in Husbäke gebaut werden, wo jetzt der noch Mais gedeiht. Elsner beschäftigt sich seit Jahren mit der Energiewende, liest Buch um Buch. Seine erneuterte Erkenntnis: Es geht nur noch ums Geld scheffeln. Der Umweltschutz und die Interessen der Anwohner spielen eine untergeordnete Rolle. „Obwohl Niedersachsen das Bundesland mit den meisten Windkraftanlagen ist und es keine freien Flächen mehr gibt, die nicht konfliktbeladen sind, geht es

von vielen Bürgerinitiativen.

In Edewecht fürchtet man,

dass die geplanten Windkraftanlagen nur einen Abstand von 600 Meter zu den Wohnhäusern haben, in Barßel sogar nur 500 Meter. Notwendig seien aber 2000 Meter um gesundheitliche Gefahren auszuschließen – wie in Bayern.

In Niedersachsen sind sogar 400 Meter möglich. Für Matthias Elsner nicht überraschend. „Die Betreiber wollen so nahe wie möglich an Netz der Gemeinde.“ Spart Kosten.

tiert. „Ganz viele Ratsmitglieder sitzen im Geschäft mit drin.“ Er spricht von Schmiergeldzahlungen. Beim Windpark Utgast habe der Hersteller der Kommune 500 000 Euro für die Zustimmung in Aussicht gestellt, erzählt Knake. Die Staatsanwaltschaft ermittelte. Die geplante Zuwendung wurde in eine Schenkung umgewandelt.

Die Unternehmen kassieren die Subventionen, die Stromkunden zahlen die Zerre. sagt Knake. „Was uns als Energiewende verkauft wird, ist ein Geschäftsmodell für Großanleger.“

Abstand zu gering

Die Bürgerinitiativen im Oldenburger Land kritisieren, dass die Gemeinden die Kriterien beim Vergleich von Potenzialflächen häufig nicht transparent machen, die Baupläne zu lange unter dem Deckel hielten, gesetzliche Abstandsregelungen für Windräder nicht einhielten

In Edewecht fürchtet man, dass die geplanten Windkraftanlagen nur einen Abstand von 600 Meter zu den Wohnhäusern haben, in Barßel sogar nur 500 Meter. Notwendig seien aber 2000 Meter um gesundheitliche Gefahren auszuschließen – wie in Bayern.

In Niedersachsen sind sogar 400 Meter möglich. Für Matthias Elsner nicht überraschend. „Die Betreiber wollen so nahe wie möglich an Netz der Gemeinde.“ Spart Kosten.



In Edewecht: Matthias Elsner (v.l.), Bernhard Kohls, Klaus Bannas, Marianne Kohls, Theo Schröder, Erika Bannas, Gerda Schröder, Inge Rowohl, Petra Kähne, Rainer Oldenburg.



Protest am Kammersand in Barßel: Sandra Tietjen (v.l.), Monika Oetje-Weber, Annegret Meyer, Christian Punke, Harald Tietjen.

BILDER: MARCO SENG

Skandal um verfälschtes Bienenwachs aufgedeckt

Verunreinigtes Bienenwachs – das klingt eher wie ein Nischenthema für Imker. Die Redakteurin geht einem Gerücht nach und stößt auf einen ausgewachsenen Skandal. Und auf eine Lücke in den Verordnungen, die offenbar von Geschäftemachern ausgenutzt wird.

Ein Informant gibt Jasmin Bühler im Sommer 2016 den Hinweis auf verunreinigtes Bienenwachs in Wabenwänden, die für die Bienenzucht verwendet werden. Der Vorwurf: Das an Imker verkauft Wachs beinhaltet fremde Stoffe, darunter Paraffin und Stearin. Imker, die dieses Wachs verwenden, setzen die Bienen einer tödlichen Gefahr aus. Den Berichten nach gehen ganze Bienenvölker ein.

Das Thema ist speziell, die richtigen Ansprechpartner nicht leicht zu finden. Die Redakteurin führt Gespräche mit Wachsexperten, Imkern, Verbänden und Instituten und Verbraucherschützern. Die zentrale Frage lautet: Wie gefährlich ist das gepanschte Wachs tatsächlich für die Bienen – und vielleicht auch als Honig für den Menschen?

Doch das ist schwer zu beantworten. Denn für die Wabenwände gibt es keine Bestimmungen, was die Inhaltsstoffe und deren Mengen anbelangt.

Schwäbische Zeitung

Wachs ist ein Graubereich – anders als Honig, der als Lebensmittel zählt und für den es genaue Vorgaben gibt. Als die Redaktion die erste Geschichte dazu veröffentlicht, erhält sie zahlreiche Rückmeldungen. Besorgte Imker und Verbraucher rufen an, Hersteller melden sich. Ein Imker initiiert eine Kampagne mit dem Ziel, die Inhaltsstoffe des Wachses zu reglementieren. Angeblich ist verfälschtes Wachs in ganz Europa im Umlauf.

Das Veterinäramt schaltet sich ein, die Staatsanwaltschaft, der deutsche Imkerbund und das baden-württembergische Landwirtschaftsministerium. Die Zeitung bleibt dran und begleitet den Skandal mit einer Serie. Sie bringt Licht ins Dunkel, leistet Aufklärungsarbeit. Um alle Beiträge der Serie auf einen Blick einsehen zu können, wird unter dem Link www.schwaebische.de/wachskandal ein Online-Dossier eingerichtet.

Der Wachskandal schlägt nach wie vor Wellen. Die Frage bleibt, wie mit ähnlichen Fälschungen in Zukunft umgegangen wird. Es wird zwar überlegt, Zertifizierungen einzuführen. Ob, wann und wie diese Zertifikate kommen, ist noch offen.

Stichworte

- Ernährung
- Gesundheit
- Hintergrund
- Kontinuität
- Kriminalität
- Landwirtschaft
- Recherche/Investigation
- Umwelt
- Verbraucher
- Wirtschaft

Kontakt:

Jasmin Bühler, Redakteurin, Telefon: 0751/2955-2228, E-Mail: j.buehler@schwaebische.de

Angst vor Bienensterben: Wachs offenbar verunreinigt

Bei Kontrollen werden Rückstände von Streckmitteln gefunden – Spur führt auch in die Region Ravensburg

Von Jasmin Bühler

RAVENSBURG - Die Imker in Deutschland sind besorgt: Seit geraumer Zeit tauchen bundesweit Bienenwachstafeln in das Bienenwachs „Schwer zu sagen“, meint Wallner. Drei Möglichkeiten sind denkbar: Erstens, ein Händler hat die Stoffe bei der Wachsverarbeitung aktiv hineingetragen. Zweitens, dem Händler wurde von seinem Lieferanten verfälschtes Wachs untergebt. Drittens, ein Imker hat dem Händler bereits verwendet werden. Gerüchten zufolge kommt das gepanschte Bienenwachs aus Süddeutschland, vermutlich auch aus der Region Ravensburg. Das Gefährliche daran: Imker, die verunreinigte Waschplatten gekauft haben, setzen ihre Bienen einer tödlichen Gefahr aus.

„Das Ganze ist eine undurchschaubare Geschichte“, sagt Klaus Wallner von der Landesanstalt für Bienenkunde an der Universität Hohenheim auf Anfrage der „Schwäbischen Zeitung“. Wallner wird in der Imkerszene als „Wachs-Papst“ bezeichnet. Keiner kennt sich so gut mit Bienenwachs aus wie er. Täglich untersucht er Wachsproben auf Rückstände. Bei verschiedenen Proben, die er jüngst kontrolliert hat, hat er eine Zumschung von fremden Stoffen festgestellt: darunter Paraffin, ein Abfallprodukt aus der Erdölindustrie, und Stearin, das aus pflanzlichen oder tierischen Fetten hergestellt wird. Beides sind Rohstoffe für Kerzen, gehören aber nicht

in das reine Bienenwachs, das Imker für ihre Bienenvölker kaufen. Doch wie gelangten die Substanzen in das Bienenwachs? „Schwer zu sagen“, meint Wallner. Drei Möglichkeiten sind denkbar: Erstens, ein Händler hat die Stoffe bei der Wachsverarbeitung aktiv hineingetragen. Zweitens, dem Händler wurde von seinem Lieferanten verfälschtes Wachs untergebt. Drittens, ein Imker, die verunreinigte Waschplatten gekauft haben, setzen ihre Bienen einer tödlichen Gefahr aus.

Einer der Imker, denen die Fälschung zuerst aufgefallen ist, stammt aus Norddeutschland. Er hatte Wachstafeln von einem Händler aus Süddeutschland gekauft. Für seine Bienen sollten die sechseckig vorgeprägten Platten eine Erleichterung sein. Die Insekten sollten sie zur Aufzucht ihrer Larven und zur Lagerung von Honig und Pollen nutzen. Doch die gut gemeinte Hilfe stellte sich schnell als Risiko heraus: Ein Teil der Waben zerbrach. Auch bemerkte der Imker, dass keine neuen Bienen schlüpften, weil die Larven starben. Die Population stagnierte. Und die Bienen, die schlüpften, verhielten sich seltsam. Sie brachten keinen Honig mehr. Für Imker eine Katastrofe.

Eigenschaften ändern sich

Frank Neumann vom Bienengesundheitsdienst in Aulendorf erklärt die Sache so: „Wenn reines Bienenwachs stark gestreckt wird, zum Beispiel mit Paraffin oder Stearin gestreckt wird, dann ändern sich die physikalischen Eigenschaften des Bienenwachs.“ Betroffen sind beispielsweise der Schmelzpunkt und die Konsistenz: „Bei verfälschtem Wachs laufen die Waben schon bei einer Autuentemperatur von 30 Grad Celsius zusammen“, sagt Neumann.

Außerdem könnten in einigen Fällen die Bienen nicht schlüpfen, weil das Wachs auch Eigenschaften wie Gummi habe. „Die Bienen kommen aus diesen Gummiewaben nicht heraus.“

Daneben nennt Neumann ein weiteres Problem: „Gepanschtes Wachs gibt Inhaltsstoffe an den Futtersaft ab, mit dem sich die Larven ernähren. Dadurch können im schlimmsten Fall Verkrüppelungen oder Ausfälle bei der Brut entstehen.“

Nach Informationen der „Schwäbischen Zeitung“ sollen die verunreinigten Bienenwachstafeln ihren Ursprung unter anderem bei einem Händler aus der Region Ravensburg haben. Auf Nachfrage beim Ravensburger Landratsamt heißt es: „Uns ist die Situation bekannt. Wir wissen von den Vorwürfen.“ Das Veterinäramt ist bereits tätig geworden und geht der Sache nach. „Die Untersuchungen laufen“, informiert das Amt. Das Regierungspräsidium Tübingen ist ebenfalls in Kenntnis gesetzt. Ein Sprecher teilt mit: „Aufgrund der noch nicht abgeschlossenen Prüfung können wir allerdings noch keine Auskünfte hierzugeben.“ Wie die „Schwäbische Zeitung“ jedoch erfährt bringen könnten, gibt es eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft.

Gestrecktes Wachs ist billiger

Bienelexperten aber nicht nur der Imageschaden für das deutsche Bienenwachs, das bislang als unverfälscht galt, sondern auch, dass das gepanschte Wachs nun in Umlauf kommt. Das geschieht so: Die Imker liefern ihre Wachsblöcke bei einem Händler ab. Der schmilzt diese wiederum in großen Kesseln ein, um daraus neue Mittelwände zu produzieren. Dabei wird reines und unreines Wachs miteinander vermisch. Der Schaden nimmt seinen Gang. Eine Lösung des Problems könnte sein, bei jeder Wachs-Charge eine Probe zu entnehmen. „Aber das ist aufwendig und teuer“, erklärt Wallner.

Der Endverbraucher, der gerne Honig auf sein Frühstücksschrotchen schüttet, kann indes auftreten: Honig enthält in der Regel kein Wachs-Rückstande“, erklärt Frank Neumann vom Bienengesundheitsdienst in Aulendorf. Eine Gefahr für den Menschen besteht deshalb nicht.



Die Gefahr bei Mittelwänden aus gepanschtem Wachs besteht unter anderem darin, dass sich die frisch geschlüpften Bienen aus den gummiartigen Waben nicht befreien können und sterben.

FOTO: COLOURBOX

Bienenwachs-Skandal: Imker erstattet Anzeige wegen Betrugs

Opfer aus Rheinland-Pfalz geht gegen Herstellerbetrieb aus dem Kreis Ravensburg vor – Ermittlungen laufen

Von Jasmin Bühler

RAVENSBURG - Neue Erkenntnisse im Bienenwachs-Skandal: Nach Recherchen der „Schwäbischen Zeitung“ gibt es Vermutungen, wonach die Streckmittel Paraffin und Stearin dem Bienenwachs bei der Herstellung von Mittelwänden bewusst zugemischt worden sind. Bleibt nur die Frage: Wo und von wem? Die Behörden wollen diese Fragen nun klären.

Wie berichtet, sind Mittelwände in Umlauf, die unerlaubte Substanzen enthalten. Für Honigbienen können die verunreinigten Produkte eine Gefahr bedeuten. Der Grund: Die Mittelwände dienen den Bienenvögeln als Basis für ihre Waben, in denen sie ihr Brut aufziehen oder Honig einlagern. Wenn die Mittelwände von schlechter Qualität sind, dann können Waben zerbrechen oder Bienenlarven sterben. Genau das ist bei einem Imker aus Rheinland-Pfalz passiert, der Mittelwände im Kreis Ravensburg erworben hat.

Wie die Ravensburger Staatsanwaltschaft mitteilt, liegt ihr dazu jetzt eine Anzeige vor. Der Vorwurf lautet auf Betrug. Es soll um Mittelwände gehen, bei denen zusätzlich zum enthaltenen Bienenwachs ein Stearin-Gehalt von 25 Prozent gemessen wurde. Von Seiten der Staatsanwaltschaft heißt es: „Der Geschädigte macht geltend, nicht die von ihm gewünschte Ware, nämlich reines Bienenwachs, sondern ein synthetisches Wachs geliefert bekommen zu haben, was für seine Imkerei untauglich sei.“ Die Staatsanwaltschaft Zweibrücken leitete die Anzeige an Ravensburg weiter. Seit Mittwoch sind die Ermittlungen im Gange.

Bienenwachs ist ein von Honigbienen abgesondertes Wachs, das sie zum Bau von Bienenwaben nutzen. Synthetisch lässt sich Bienenwachs nicht herstellen.

FOTO: COLOURBOX



Grünkrauter will mit gepanschtem Bienenwachs nichts zu tun haben

Wachszieherei Zengerle setzt bei Produktion von Mittelwänden auf „unverfälschten Wachskreislauf“

Von Jasmin Bühler

entsprechende Stellungnahme veröffentlicht. Darin heißt es: „Das von uns verarbeitete Bienenwachs stammt ausschließlich aus dem regionalen Wachskreislauf unserer Imkerkunden; das heißt, wir verwenden für die Mittelwandproduktion kein fremdes zugekaufte oder ausländisches Bienenwachs. Wir verarbeiten unser Bienenwachs naturbelassen und setzen keinerlei Stoffe zu.“

Im Gespräch mit der SZ erklärt der Firmenchef, warum er auf einen „unverfälschten Wachskreislauf“ Wert legt, wie er es nennt. Zengerle: „Die Imker bringen ihr Bienenwachs zur Umarbeitung zu uns. Das sind pro Imker zwischen einem und zehn Kilo Wachs.“ Das Wachs wird in Kesseln eingeschmolzen. Zwischen 300 und 400 Kilogramm fasst ein Kessel in dem Grünkrauter-Betrieb. Anschließend erfolgt die Weiterverarbeitung zu Mittelwänden. „Unser Mittelwände bestehen also nur aus ober-schwäbischen Bienenwachs“, so Zengerle. Jedoch gibt er auch zu bedenken: „Wir können nicht jede angefertigte Wachs-Charge kontrollieren. Deshalb sind wir auf die Imker angewiesen.“ Dementsprechend spielt Vertrauen eine essentielle Rolle.

Laut dem Grünkrauter Unternehmer ist Bienenwachs ein natürlicher Stoff, der sich nicht synthetisch herstellen lässt. Bienenwachs setzt sich aus vielen verschiedenen Substanzen zusammen. Dazu gehören auch Kohlenwasserstoffe, die dem Paraffin ähnlich sind. Zengerle: „Bienenwachs beinhaltet von Natur aus zwischen elf und 14 Prozent solcher Kohlenwasserstoffe.“ Doch einmal angenommen: Ein Imker liefert Wachs an, das einen überdurchschnittlichen Paraffingehalt hat. Und dieses Wachs wird mit dem Wachs anderer Imker in dem großen Kessel eingeschmolzen. Was dann? „Das macht sich bei kleineren und mittleren Chargen kaum bemerkbar“, meint der Wachsziehermeister, „der Paraffinschnitt geht dann nur unmerklich nach oben.“

Auf den Spuren der illegalen Müllsammler

Kaum steht der Sperrmüll an der Straße, kommen schon Autos mit ausländischen Kennzeichen. Schatzjäger durchforsten den Abfall systematisch und nehmen Brauchbares mit. Die Reporter nehmen Kontakt mit den Müllsammelern auf und folgen dem Weg des Mülls – dem offiziellen und dem inoffiziellen.

Als mal wieder über den Sperrmüll und die dubiosen Müllsammler gesprochen wird, werden Lisa Kleinpeter und Helge Ahrens neugierig. Jeder in der Region kennt die Kastenwagen, die vor Sperrmüllsammlungen durch Städte und Dörfer fahren. Doch niemand kennt die Menschen darin, weiß, wonach sie suchen, was mit den Funden geschieht.

Das Durchwühlen und Entwenden des Sperrmülls ist verboten. Die illegalen Sammler werden häufig als organisierte Banden dargestellt. Die Reporter wollen diese Menschen vorurteilsfrei porträtieren. Als Schatzjäger, die vom Wohlstandsmüll leben. Und sie wollen dazu alle Perspektiven der Geschichte beleuchten.

Die Recherche dauert mehrere Wochen. Größte Herausforderung dabei: Sperrmüllsammler zu finden und dazu zu bringen, mit sich reden und sich fotografieren zu lassen. Die Reporter gewinnen das Vertrauen einiger Müllsammler und begleiten sie mehrere Tage lang.

Kontakt:

Helge Ahrens, Redakteur, Telefon: 0162/2090022, E-Mail: hahr@svz.de



Zusätzlich sprechen die Autoren mit Anwohnern und Mitarbeiter der offiziellen Sperrmüllsammelfahrzeuge, befragen den Betriebsleiter der Abfallwirtschaft, die Polizei und Behörden in anderen Kommunen nach ihren Erfahrungen.

Eine Geschichte, die Vorurteile widerlegt und aufklärt. Und die nicht zuletzt dem Leser vor Ort zeigt, was mit dem Müll, den er an den Straßenrand stellt, wirklich passiert.

Stichworte

- Alltag
- Arbeitswelt
- Ausländer
- Gesellschaft
- Hintergrund
- Recherche/Investigation
- Umwelt
- Verbraucher
- Wirtschaft

DONNERSTAG, 28. JULI 2016

Blickpunkt

Schatzjäger im Wohlstandsmüll

Sie heißen Mirek, Vasco, Mehmet oder Yasar. Sie fahren in Transportern durch Dörfer und durchstöbern den Sperrmüll. Sie leben von dem, was die Wegvergesellschaft aussortiert. Von muffigen Teppichen, alten Fernsehern, klappigen Fahrrädern... Die einen halten sie für Kriminelle. Die anderen für pfiffige Zweitverwerter.

So sehen die zwei Seiten der Geschichte aus. Einer Geschichte über Recht und Unrecht, über Vorurteile und Geschäftemacherei. Eine Geschichte über das schmutzige Geschäft mit dem Sperrmüll. Ein Blick in die Schattenwelt der Sperrmüllsammler.

Eine Reportage von Lisa Kleinpeter & Helge Ahrens

„Einguter Poleist ein Pole ohne Hände.“ Grinsend steht Mirek an seinem weißen Transporter, blinzelt in die Sonne und lässt die Handkante auf seinen Arm herabschnellen. „Ist doch so“, sagt der 41-Jährige und zieht an seiner Zigarette. „Die Leute denken, wir Polen klauen alle.“ Blumenküsten, eine abgebrochene Harke, Tapetenrollen, eine rostige Schubkarre liegen auf einem Haufen im Amselweg in Krenzliner Hütte bei Ludwigslust. Morgen wird der Sperrmüll abgeholt. Heute ziehen neue alte Transporter hier ihre Kreise. DMI, POT, P – ausländische Kennzeichen. Das fällt auf in dem kleinen Ort. Mirek und seine Frau Agnes stehen mit ihrem Sprinter vor dem Müll. Das Paar lebt von dem, was wir wegschmeißen. „Haste Glück, findest du was, haste kein Glück, haste nichts.“



Der Kurde Yasar (l.) und der Bulgare Vasco stehen in Alt Krenzlin vor Vascos Transporter: Man kennt sich. Man lässt sich in Ruhe. Links: Mirek aus Polen sammelt seit zwölf Jahren Sperrmüll.

Steffen Grünwald sitzt in seinem Büro vor einem Aktenordner mit Zahlenkolonnen. „Die Bewohner fühlen sich massiv belästigt von den Sammlern.“ Belästigung, Angst, Diebstahl, Ärger sind die Worte, die fallen, wenn der Betriebsleiter des Abfallwirtschaftsbetriebes Ludwigslust-Parchim auf die Sperrmüllsammler angesprochen wird. Sie würden nachts durch die Orte fahren, Krach machen, Grundstücke betreten, an Ortseingängen campieren, Chaos im Müll anrichten.

Mirek deutet auf den Schlafplatz hinter der Fahrerkabine. „Da liege ich. Meine Frau schläft auf dem Sitz.“ Er lacht. Eine Fahrerkabine – das ist alles. Für Mirek und Agnes, beide 41, die meiste Zeit ihr rollendes Zuhause. Geduscht wird in Raststätten. Freunde trifft man auf Parkplätzen. Ein Mikrokosmos im Transporter. Immer auf der Suche nach dem Schatz im Sperrmüll. Einmal war es eine alte Suzuki. Für die beiden ist das seit zwölf Jahren Alltag. Ihr anderes Leben: Zwei erwachsene Kinder, ein Haus in der Nähe von Breslau in Polen. Demnächst werden sie Großeltern. Warum sie das machen? „Sperrmüll bringt das beste Geld“, sagt Mirek. 2000 bis 3000 Euro pro Schatz-Ladung verdienen Agnes und er. Mehr als früher. Da war sie arbeitslos und er Erntehelfer auf einer Apfelplantage bei Hamburg. Heute freut sich Mirek über einen Stepper von Kettler am Straßenrand – 150 Euro.



Zum Wechselschmeißen zu Schade: Ein Amselwegbewohner (r.) gibt dem Polen Thomas, was er selbst nicht mehr braucht.

37 550 000 000 Kilogramm wiegt der Müllberg, den die Deutschen Jahr für Jahr produzieren – statistisch mehr als 450 Kilo pro Person. 29 Kilo davon landen als Sperrmüll am Straßenrand. Dazu kommen weitere neun Kilo Elektroschrott. Der Landkreis Ludwigslust-Parchim entsorgt 11 200 Tonnen Sperrmüll – 50 Kilo pro Person. Jedes Jahr werden es 200 bis 300 Tonnen mehr. Und dennoch: Von einst 1000 Tonnen Altmetall erreichen nur noch sieben bis acht Tonnen die Entsorger. Der Rest – verschwindet.

„Brauchst du ihn, kaufst du ihn. Brauchst du ihn nicht mehr, kommen wir und sammeln ihn ein.“ So sieht Yasar das Thema Kühlshrank. Der Kurde, Halbglatze, Schnauzer, ist offiziell arbeitslos, lebt seit 1973 in Hamburg. Zum Sperrmüll fährt er nur, wenn er Lust hat. Warum er das macht? Für seine Frau und seine zwei Jungs. Einen Wandhaken emporhaltend, verkündet der 58-Jährige im Schatten der Bäume von Alt Krenzlin: „Egal was – wir nehmen das mit.“ Er lacht. Sein Glück: „Wenn etwas nicht funktioniert, schmeißen die Deutschen es weg.“ Ein kaputter Kühlshrank bringt in der Billstraße in Hamburg 10 bis 20 Euro.



Zweimal im Jahr wird der Sperrmüll in Krenzliner Hütte abgeholt.

Sperrmüllsammeln heißt vor allem warten. Mirek und Agnes stehen wieder im Amselweg in Krenzliner Hütte. Ein türkisfarbener Transporter fährt vor. „Thomas“, sagt Mirek. Zigaretten glimmen auf. Seit fünf Jahren lebt Thomas vom Sperrmüll. In Polen war der 39-Jährige arbeitslos. Drei Kinder muss er versorgen, 3, 8 und 18 Jahre alt. Sie warten in Mültsch auf ihren Vater. Warum er das macht? Weil das alle machen. Mültsch – das sei quasi der Geburtsort der Sperrmüllsammler, Deutschland ihr Mekka. 900 Transporter pendeln ununterbrochen allein zwischen dem 12 000-Einwohnerort und der Bundesrepublik hin und her. „Vor 25 Jahren fuhr der erste. Dann auch der Nachbar und irgendwann alle.“

Steffen Grünwald ist überzeugt, dass sich organisierte Banden über seinen Müll hermachen. Der Landkreis registrierte „ganz viele Beschwerden“ von Anwohnern. Viele hätten Angst, die Einbruchszahlen steigen. Wie viele Anrufe gibt es? Das lasse sich nicht genau sagen, so der 43-Jährige. Vor einigen Jahren habe es Kontrollen mit der Polizei gegeben. Ergebnis: Einige Bußgelder wegen fehlender Papiere. „Du veragst die, und nach drei Monaten sind die wieder da.“



Hinter den Kulissen beginnt das Kürprogramm

Gerade im Lokalen ist der Kulturbetrieb von Lobbyisten getrieben. Alle wollen sie in Vorberichten und Rezensionen gewürdigt werden. Sich aus diesen Zwängen zu befreien, ist die hohe Kunst der Lokalredaktion. Nichts eignet sich dazu besser als die Kür. Die breite Palette dieses Arbeitsfelds, von der Kunstvermittlung bis zur Kulturpolitik, von der Inszenierung bis zur Finanzierung, von der Unterhaltung bis zur Sinnstiftung bietet unzählige Möglichkeiten. Besonders spannend ist es, hinter die Kulissen zu blicken und mit eigenen Initiativen zu glänzen. Dafür öffnen Lokalredaktionen heute alle multimedialen Kanäle.

- ▶ Preisträger 2016
- ▶ Politik lokal
- ▶ Wirtschaft lokal

KULTUR LOKAL

- ▶ Sport lokal
- ▶ Gesellschaft lokal
- ▶ Panorama lokal
- ▶ Service lokal



Illegal Praktiken rund um die Theaterkneipe

Die Leitung des städtischen Theaters trickst bei der Vergabe der Betreibererlaubnis für die Theaterkneipe, sie wendet illegale Praktiken bei der Finanzierung von Umbau und Betrieb der Kneipe an. Und das mitten in Freiburg. Während Politik und Kontrollaufsicht wegschauen, recherchiert die Zeitung und deckt den Skandal auf.

Als die ungeheuerlichen Vorgänge rund um die Theaterkneipe im November 2016 vom Rechnungsprüfungsamt bestätigt werden, ist der Oberbürgermeister empört. Dabei wollte er bis zuletzt nicht wahrhaben, worüber die Lokalzeitung seit eineinhalb Jahren berichtet hatte: Die Leitung des städtischen Theaters hat ihre Theaterkneipe mit unsauberem und illegalen Methoden finanziert und betrieben.

Bereits im Sommer 2015 geht die Zeitung Hinweisen aus der Gastroszene nach. Bei der Vergabe der Erlaubnis für den Kneipenbetrieb an einen Freiburger Galeristen sei getrickst worden. Ein Team der Stadtredaktion findet heraus, dass der neue Pächter eine seltsame Gesellschaftskonstruktion aufgebaut und seinen Unterpächter über den Tisch gezogen hat.

Das ist der Auftakt zu einer Reihe von Artikeln: Es geht um groteske Verträge, die die Theaterleitung unterschrieben hat, um undurchsichtige Kneipenbetreiber, insolvente Unterpächter, falsche Zusagen des Kulturdezernats und stille Teilhaber mit Wohnsitz im Libanon.

Die Recherche gestaltet sich schwierig. Doch die Lokalzeitung bleibt an dem Fall dran und schafft es, das Dickicht zu entwirren. Es dauert Monate, bis einige Stadträte reagieren und Akteneinsicht fordern. Stückchenweise kommt die ganze Geschichte ans Tageslicht.

Die Folge: Das Theater muss Gelder zurückerstatten und das Inventar ablösen. Die Kneipe wird über ein Jahr geschlossen, wodurch auch Ein-

Badische Zeitung

nahmen wegfallen. Wenngleich es sich nicht um Millionensummen handelt, so ist dieser Fall doch ein Beleg für das eigenmächtige Vorgehen eines Apparats – in diesem Fall der Theaterleitung – und das Versagen der verwaltungsinternen Kontrollsysteme. Der Zähigkeit der Stadtredaktion ist es zu verdanken, dass der Skandal aufgearbeitet wird.

Stichworte

- Hintergrund
- Kultur
- Kommunalpolitik
- Kontinuität
- Recherche/Investigation
- Wächteramt

Kontakt:

Uwe Mauch, Leiter Stadtredaktion, Telefon: 0761/496 5200, E-Mail: mauch@badische-zeitung.de



Die neue UB hat bereits Außensitzplätze, die Passage 46 gegenüber kann auf welche hoffen. FOTO: RITA EGGSTEIN

Theater um die Passage 46

Ex-Betreiber erhebt Vorwürfe nach Insolvenz der Gastro-GmbH, die Angegriffenen wehren sich

VON UNSEREM REDAKTOR
JOACHIM RÖDERER

Der Streit um die Passage 46 im Theater eskaliert: Nach der Insolvenz der Gastro-GmbH hat der Ex-Pächter der Lokalität und langjähriger Betreiber der Jackson-Pool-Bar an gleicher Stelle Theater und den neuen Betreiber unterschriebene Methoden vorgeworfen – die Angegriffenen weisen die Anschuldigungen in aller Entschiedenheit zurück. Die Reaktionen sind unterschiedlich: mit, dass sie den Theatervertrag nun doch nur gestalten lassen will. Dabei könnten dann auch Außenplätze für die Passage 46 entstehen, sagt Bürgermeister Ulrich von Kirchbach.

Im September 2014 hat im Theater im Durchgang zwischen Bertold- und Sedanstraße die Passage 46 als Nachfolgerin der Jackson-Pool-Bar eröffnet. Die für die Gastronomie zuständige Passage 46 GmbH schied aus dem Betrieb aus. Amnath Mattheissen übernahm die Lokalität und unterhielt sie unter dem Namen „Jackson-Pool-Bar“. „Hochzeiter und Betrüger unter sich“, heißt die Überschrift – und die harschen Vorwürfe ziehen an Mattheissens Nachfolger, den neuen Passagen-Betreiber und Galeristen Henrik Springmann und auf die Theaterleitung.

Der frühere Betreiber der Jackson-Pool-Bar unterstellt in seinem Wutbrief unter anderem, die Passage 46 habe für 400 000 Euro eine „sehr feinfühlende Innenausbau“ bekommen. Völlig falsch, sagt Intendantin Barbara Mundel. Dieses Geld sei bei dem lange geplanten Umbau in Lüftung, Elektrik oder Brandschutz geflossen.

Heikel ist jedoch ein anderer Punkt, den Ex-Betreiber Mattheissen anspricht: Danach soll Henrik Springmann als Geschäftsführer der „Dachter“ der Theaterspassagen GmbH etwas mehr als 3000 Euro als Monatsmiete an das Theater bezahlt haben. Unter-

sicht sich ein Weiterer mit einem jungenen Kreativteam zu. Er will aber künftig auch bei der Gastrol mittreten. Dass dies gilt, ist noch um die Außenbenennung. Die Betreiber sagen, diese sei Ihnen vom Theater vertraglich zugesichert. „Eine absolute Lüge“, wehrt sich Henrik Springmann. „Wir haben sie in der Passage 46 bislang noch kein Geld vertrieben, sondern nur Geld gebraucht.“ Wulf Piazzolo will sich aktuell wegen noch laufenden Verfahrens nicht äußern. Die viel gelobte „sozialen“ Entwicklung habe Springmann gemeinsam beschaut, auch hier habe der weitaus größere Anteil, so sagen Insider, bei Piazzolo gelegen.

Stadt will Vorschlag für Gestaltung des Theatersplatzes

Das Theater hat einen Vertrag mit der von Springmann geleiteten GmbH geschlossen und weiß nichts über das Binvennenblatt der Pächter. „Die Passage 46 lief die ersten Monate super, auch ohne uns“, sagt Intendantin Barbara Mundel. Sie wisse aber, dass die Theaterpassage ein komplexes Lokal sei, schon alleine wegen der langen Sonderregelungen des Theaters. „Was geht es nun weiter? Die Intendantin glaubt, dass nach Insolvenz und allem Arger auch das Engagement von Betreiber Springmann „am seidenen Faden hängt“. Der Galerist

heißt die Dinger sind in Bewegung. Eine Außenastro-Zwischenlösung könnte sich für die Passage 46 auf der Bertoldstraße finden. Und: Die Stadt will das Büro Faktoreigrün, das den Platz der Alten Synagoge überplant, um einen Gestaltungswettbewerb einzulegen. Theatersitz bitten, sagt Bürgermeister Ulrich von Kirchbach. Dabei soll in Absprache mit der Uni und den Nachbarn im Sedanquartier ein neuer Club oder ein Kulturcafé für den Passage 46 entstehen. Die Stadt will 40 Plätze. Die Platz-Überplanung findet auch die Theaterintendantin richtig: „Schon wenigen Tagen U-Bahn steht man, dass sich der Platz zum neuen Hotspot entwickelt.“

Das Bierforum Sedanstraße hat auch diese Woche noch einmal vor der weiteren Kommerzialisierung des öffentlichen Raums gewarnt.

„Das Konzept muss kein säuberchen werden, wir wollen nicht weiter Wildwuchs fördern“, verlangt Kulturliste-Schatzrat Atai Kelker. Ihm sei es wichtig, die Intendantin der Passage 46 zu überzeugen: „Wer in nur neun Monaten die zentrale Lokalität der Stadt an die Wand fährt, muss viel Misswirtschaft betreiben.“ Auch was das Kulturbüro versprochen hat, kann nicht aufgezeigt werden. Und er fügt noch hinzu: „Freiburg ist nicht New York.“ Münsterck



Und es hat Boom gemacht: Die Insolvenz sorgt für heiße Diskussionen. FOTO: PHILIPP KIEFER

MÜNSTERECK

**Ende der Passage 46 GmbH
Weit weg vom Anspruch**

Von Bernhard Ameling

Gerade mal ein Jahr – so lange hatte das gemeinsame Kunst-Bar-Clubprojekt von Theaterintendantin Barbara Mundel und Galerist Henrik Springmann geöffnet. Selbst in der schnelllebigen Clubwelt ist das eine kurze Zeit. Das bei Eröffnung im September 2014 erklärte Ziel, einen Ort zu schaffen, der die Popkultur in Freiburg voranbringen sollte, ist deutlich verfehlt worden. Drei Gesellschaften fast identischen Namens haben sich Galerist Henrik Springmann und sein Gastronom Wulf Piazzolo für den Betrieb ausgedacht.

Letzterer ist nun unter der Konstruktion zusammengebrochen. Das sieht auch für Springmann schlecht aus, der mit großen Ambitionen angereten ist und nach wie vor das Sagen hat. Das die Passage 46 gut angenommen und geschätzt wurde, lag vor allem an Barchef Boris Grüner und seinem Team. Die sind nun weg und werden wohl auch nicht wieder kommen. Die Bruchlandung geht spätestens jetzt auch die Kommunalpolitik an, denn Verpächter ist schließlich das Stadttheater, und das Projekt hat einen kulturpolitischen Anspruch, für den die Stadt auch Geld locker gemacht hat. Bevor Springmann die alten Ziele mit einem neuen Bar-Clubbetreiber zu erreichen versucht, sollten Verwaltung und Gemeinderat analysieren, was genau schief gelaufen ist.

► ameling@badische-zeitung.de

MÜNSTERECK

**Passage 46 ohne Springmann
Die Reißleine gezogen**

Von Joachim Röderer

Henrik Springmann hat die Reißleine gezogen und ist aus der Passage 46 ausgestiegen. Der Galerist ist grandios gescheitert – gemessen gerade auch an den Erwartungen, die er selbst vor einem Jahr bei seinem Einstieg geweckt hatte.

Doch die Sache bleibt skurril: Springmann übertrug seine Geschäftsanteile nun an einen Geschäftspartner von Wulf Piazzolo, der eigentlich ein Vorkaufsrecht hätte und der gerade erst die Gastro-GmbH der Passage 46 füllt an die Wand gefahren hatte – auch wegen der immens hohen Pacht, welche die Gastro-GmbH an die Dachgesellschaft von Hauptteilseigner Springmann zahlen musste. Das alles wirkt nun erst einmal viele neue Fragen auf. Und: Über den plötzlichen Abprung waren weder das Theater als Verpächterin noch die Stadt Freiburg informiert worden. Schwer vorstellbar, dass die Verpächterin diese Brückierung einfach so hinnehmen. Theater und Stadt müssen nun ganz schnell die Verträge darauf abklopfen, ob ein solches Wechselspiel überhaupt rechtlich möglich ist. Denn wenn nicht schnell ein schlüssiges Konzept auf den Tisch kommt, dann kann nur ein kompletter Neustart die Passage retten.

► roederer@badische-zeitung.de

MÜNSTERECK

**Passage 46
Ein teurer Alleingang**

Von Joachim Röderer

Es hatte etwas von Freiburg trifft New York. Die Passage 46 sollte, so die vollmundige Ankündigung, ein „neuer kultureller und gastronomischer Hotspot“ werden. Es wurde ein Debakel. Und zuletzt war es die Passage 46 nur noch ein Hotspot für Rechtsamt und die neue kaufmännische Direktorin, die schwierige Aufträge bearbeiten leisten mussten.

Das Theater, dem im Vertrag kein Kündigungszustand zustand, hat den Vertrag nun auflösen können, indem es Geld fürs Inventar und Vorauszahlung rücküberweist. Damit ist der Eigenbetrieb mit einem dunkelblauen Auge davon gekommen. Noch sind ein paar Fragen zu dem teuren Alleingang offen – auch das städtische Rechnungsprüfungsamt hat die Fehler klar angesprochen, die Gemeinderäte ebenfalls. Es geht eben um sehr viel öffentliches Geld. Dass künftig das Theater derlei Verträge anders handhaben wird, dieses Versprechen kann man der neuen Direktorin abnehmen. Bleibt die Frage nach der Zukunft der Passage 46. Hoffentlich hat der neue Intendant, der 2017 den Dienst antritt, da mehr Fortune. Die schicke Bar, die Freiburgs Nachtleben guttut, muss zwingend mit Leben gefüllt werden – fürs Theater, aber auch übers Theater hinaus. Ohne neues Konzept bliebe die Passage nämlich nur eines: Freiburgs teuerster Pausenraum aller Zeiten.

► roederer@badische-zeitung.de

MÜNSTERECK

**Theater um die Passage 46
Das war ein starkes Stück!**

Von Joachim Röderer

Das war ein richtig dickes Ding, das sich das Theater mit der Passage 46 geleistet hat – und zwar von Anfang bis Ende. Der Eigenbetrieb handelte eigenmächtig, eigensinnig – und mit einer eigenwilligen Auslegung der Vorschriften. Städtische Fachleute im Rechtsamt und in der Kämmerei, die hätten helfen können, hat man gar nicht erst gefragt. Auch davor schon soll es keine gute Zusammenarbeit mit dem Rathaus gegeben haben. Es ist ein finanzieller Schaden entstanden und ein Imageschaden. Das Haus, das sich gerne sozial und fast schon klassenkämpferisch als „Heart of the City“ gibt, ist da ziemlich fahrlässig mit öffentlichem Geld umgegangen – und hat mit Vorsatz die Finanzallohohe des Gemeinderates unterlaufen. Das war und ist ein starkes Stück. Und die Vorgänge haben auch den Kulturbürgermeister und die Intendantin beschädigt und das nicht wenig. Dass es am Ende finanziell noch einigermaßen glimpflich ausgegangen ist, ist das Gute im Schlechten. Dabei hätte die Passage 46 ja absolut das Potenzial, im Freiburger Kultur- und Nachtleben eine gute Rolle zu spielen. Deswegen muss nun auch der Blick nach vorne gehen. Und da bleibt die Hoffnung, dass sich ein Konzept findet, das zu Freiburg und seinem Theater passt, das länger hält als nur neun Monate – und das bald an den Start geht.

► roederer@badische-zeitung.de

Orgeltest zum Lesen, Hören und Schauen

Orgeln gibt es in nahezu jedem Ort, für viele Menschen gehören sie zum sonntäglichen Leben dazu. Doch kaum jemand weiß, wie Orgeln funktionieren, warum sie klingen, welche Geschichte sie haben. Die Redaktion erzählt diese Geschichte – und sie lässt die Instrumente multimedial erklingen.

Orgeln kann man beschreiben, aber es ist noch besser, sie zu hören. Deshalb tun sich für die Serie „Stiftung Orgeltest“ ein Kultur- und ein Online-Redakteur zusammen. Sie holen sich einen Orgelsachverständigen der evangelischen Landeskirche Baden-Württemberg und besuchen 13 Orgeln sowie zwei Orgelbauwerkstätten im Verbreitungsgebiet.

Die „Orgeltester“ verfolgen mehrere Ziele: Erstmals sollen außerhalb einer Fachpublikation herausragende Orgeln der Region ums schwäbische Heidenheim vorgestellt werden. Mit den Möglichkeiten des multimedialen Storytellings will das Team den Instrumenten, aber auch dem Handwerk des Orgelbaus und der Kunst des Orgelspiels erzählerisch gerecht werden. Der Wert der Orgeln als schützenswerte Denk-

male soll herausgearbeitet werden. Die breite Leserschaft soll erfahren, welche Kleinodien ihr Dorf oder ihre Stadt beherbergt. Und schließlich soll eine Dokumentation entstehen, die über den Tag hinaus Bestand hat.

Die Serie ist als Lese-, Hör- und Schaustück angelegt. Bei Erscheinen in der Tageszeitung führen QR-Codes zu den entsprechenden Videos. Ein Online-Dossier (www.swp.de/heidenheim/thema/hz-orgeltest/) fasst alle Teile mit Fotos und Klangproben zusammen.

Um die Geschichte jeder Orgel und des Orgelbaus am Stück zu erzählen, haben die Autoren die Arbeit darüber hinaus als E-Book veröffentlicht, das neben Text und Fotos auch Klangproben enthält.

HEIDENHEIMER ZEITUNG

Kontakt:

Arthur Penk, Redakteur Online-Redaktion, Telefon: 07321/347-213, E-Mail: arthur.penk@hz-online.de

Stichworte

- Aktionen
- Heimat
- Kultur
- Marketing
- Multimedia
- Unterhaltung

KULTUR



Reger bei Starkregen

Orgelkonzert mit Jan Chrost

Wer dem Starkregen und dem Gewitter am Sonnabend trotzte und den Weg in die Marienkirche nahm, wurde für durchmästerte Schuhwerk mit einem anspruchsvollen Orgelkonzert belohnt. Kirchenmusiker Jan Martin Chrost bot Kompositionen wie Johann Sebastian Bachs „Präludium und Fuge Es-Dur BWV 528“.

Die Orgel, seit nunmehr einem Jahr im Kantorenamt in Heidenheim, spielt nach Bachscher Tradition die beiden Sätze getrennt und hob mit einer Organopleno-Registrierung den festlichen Charakter des Präludiums hervor. Chrost arbeitete die drei thematisch konkurrierenden Segmente demnach zu unterschiedlichem Tempo, aber mit jugendlichem Temperament und sicherem Gespür für die dynamischen Ausprägungen heraus. Der komplexe, ja fast harte Gestus der Ouvertüre mit den punktierten Rhythmen war eine besondere Herausforderung, die Jan Martin Chrost aber souverän meisteerte, ebenso der Kontrast im inneren Teil mit seiner durchdringlichen Klanglichkeit. Wie auch da „intervall“ hörte, ist eine extrem schwierige Partie, dennoch mit duftigen Echowirkungen und konzertfertigem Schwung. Glänzend gestaltete er die klangliche Wirkung des Ritornells und die Vierstimmigkeit im Fugato.

Diesem prächtigen Werk folgte „O Du Mensch, bewein dein Sünden“ ebenfalls aus dem Orgelbüchlein, bei dem es Jan Martin Chrost verstand, den Canticum firmus im Tenor und das folgende „Schmerzmotiv“ besonders hervorzuheben. Das Andante aus Bachs Triosonate E-Moll BWV 528 erklang mit tröstlicher Heiterkeit trotz seines eher kontemplativen Charakters.

Bei „O Mensch, bewein dein Sünden“ ebenfalls aus dem Orgelbüchlein, arbeitete Jan Martin Chrost gekonnt den Kontrast zwischen dem Sopran-Melisma und wechselnden Harmonien in den Mittel- und Unterstimmen heraus. Er bewies auch bei der Programmfolge ein besonderes Einfühlungsvermögen, indem er nach diesem eher ernsten Stück jetzt die gerade gespielte Triologie zum Anfang des nächsten Präludiums Es-Dur erläutern ließ, souverän das erste Thema, tänzerisch die zweite Fuge, tänzerisch leicht die dritte.

Mit Jacques van Oortmerssens „Nun ruhen alle Wälder“ brachte Jan Martin Chrost die verkürzte Fassung von Max Regers Phasen- und Fuge D-Moll aufs Podest. Herrlich gespielt, gewaltsam, feinfühlig und mit Metallpfiffen, wobei eines aus Nesselholz, aus dem in der Regel die großen und feinen fast tröstlichen Charakter.

Als „Knaller“ am Schluss dieses bewegenden Konzerts brachte Jan Martin Chrost die verkürzte Fassung von Max Regers Phasen- und Fuge D-Moll aufs Podest. Herrlich gespielt, gewaltsam, feinfühlig und mit Metallpfiffen, wobei eines aus Nesselholz, aus dem in der Regel die großen und feinen fast tröstlichen Charakter.

Das Stückhorn Pfife ist ebenfalls sehr gewaltsam, gibt kleine und große Klänge, und es gibt Metallpfiffe, wobei eines aus Nesselholz, aus dem in der Regel die großen und feinen fast tröstlichen Charakter.

Eine oben mit Deckel versehene, gedeckte oder gedackte Pfife, klingt eine Oktave tiefer, da in ihr die entstehende Luftsäule am Deckel reflektiert und somit gedämpft wird. Um das tiefe C, das die Klaviatur abstützt, benötigt eine Pfife von 2,40 m Länge, was in der Orgelsprache im alten Maß, also mit 8 Fuß angegeben wird. Es gibt auch noch längere Pfiften und tiefere Töne, die dann zumeist vom Pedal aus gespielt werden. Für ein C eine Oktave unter dem tiefen C benötigt man demzufolge eine Pfife, die 16 Fuß oder 4,80 m lang ist. Noch eine Oktave tiefer wären

Hans-Peter Leitenberger

Wer Wind sät, wird Musik ernten

„Stiftung Orgeltest“ (1): Am Ende klingen die Pfeifen – Grundlagenforschung beim Giengener Orgelbauer Link



Auf historischem Boden in Sachen Orgelbau: Thomas Wohlleb präsentiert die heiligen Hallen der Giengener Manufaktur Gebrüder Link. Über den Bild oben rechts eingebetteten QR-Code gelangt man per Smartphone oder Tablet direkt zur Filmreportage.

wird, klingt noch reichlich unausgeglichen. Was sich kinderleicht anhört, ist freilich filigrane und ausgeklügelte Kontrapunktarbeit.

Das vollständige Sticksatz ist ebenso wie oben beschrieben eine 8-Fuß-Pfife, erzielt man durch tieferen Ton, so den man bei offenem Spielweise hört als eine aus Nesselholz, aus dem in der Regel die großen und feinen fast tröstlichen Charakter.

Eine oben mit Deckel versehene, gedeckte oder gedackte Pfife, klingt eine Oktave tiefer, da in ihr die entstehende Luftsäule am Deckel reflektiert und somit gedämpft wird. Um das tiefe C, das die Klaviatur abstützt, benötigt eine Pfife von 2,40 m Länge, was in der Orgelsprache im alten Maß, also mit 8 Fuß angegeben wird. Es gibt auch noch längere Pfiften und tiefere Töne, die dann zumeist vom Pedal aus gespielt werden. Für ein C eine Oktave unter dem tiefen C benötigt man demzufolge eine Pfife, die 16 Fuß oder 4,80 m lang ist. Noch eine Oktave tiefer wären

Hans-Peter Leitenberger

sammenstellung der Register einer Orgel wird Disposition genannt und bestimmt die Einsatzmöglichkeiten einer Orgel, etwa ob sie lediglich als musikalisches Erklinginstrument oder auch als Konzertinstrument gespielt werden soll. Die größte Orgel im Landkreis Heidenheim, die Stadtkirchenorgel zu Giengen, hat 51 Register.



Die „Orgeltester“ unterwegs: Am kommenden Samstag werden Manfred Kubitschek, Arthur Penk und Thomas Haller (von links) in Ditzingen Station machen.

Eine Plattform für Macher und Nachmacher

In vielen Teilen von Sachsen beherrschen Arbeitslosigkeit, Überalterung und der Rückgang von Lebensqualität den ländlichen Raum. Andererseits gibt es viele kleine Initiativen, die die Gemeinschaft beleben. Die Redaktion stellt die Künstler und Kulturinitiatoren vor.

Die Porträtierten sind das Gegenteil von Pegida.

Die Autoren fragen sich: Gibt es einen Zusammenhang zwischen den geringer werdenden Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu beteiligen, und der steigenden Zahl der Unzufriedenen, die Minderheiten für ihre Probleme verantwortlich machen? Gerade im ländlichen Raum wie in Ostsachsen ist die Zustimmung zur AfD so hoch wie nirgends sonst in der Bundesrepublik. Seit mehr als zwei Jahren protestiert Pegida in Dresden, die Sympathisanten der Bewegung kommen mehrheitlich aus ostsächsischen Kleinstädten.

Doch es gibt auch die andere Seite des strukturellen Wandels. Es sind die Gestalter, die für ihre Region etwas tun. Die nicht andere verantwortlich machen, sondern selbst verantwortlich werden. Die nicht wegziehen oder aufgeben, sondern etwas für ihren Ort

und viel für die Gemeinschaft tun. Künstler und Kulturinitiatoren, Mäzene und Macher, Menschen, die schon seit Jahren für Anziehungspunkte in ihrer Region sorgen, oder andere, die etwas Neues ausprobieren. Die Serie „Tote Hose? Kultur in der Region entdecken“ rückt diese Kulturinitiatoren vom Land in den Mittelpunkt.

Die Zeitung will damit mehr als nur aktive Menschen porträtieren. Sie verfolgt einen konstruktiven Ansatz. Der Leitgedanke: Kultur kann Menschen ohne erhobenen Zeigefinger erreichen. Sie verbindet, bildet, fördert. Die Künstler und Kulturinitiatoren, die das leisten, brauchen Aufmerksamkeit, Zuspruch und Mitstreiter. Ihr gutes Beispiel soll auch andere ermutigen, sich zu engagieren.

Die Reaktionen sind durchweg positiv. Macher selbst melden sich bei der Redaktion, Leser schlagen Protagonisten vor, und auch der Redaktion selbst fallen immer wieder neue Beispiele ein. Was ursprünglich als begrenzte Serie angelegt war, wird zum Selbstläufer. Die Redaktion entscheidet sich, die Serie weiterzuführen.

Nichts los auf dem Land? Von wegen!

Stichworte

- Gesellschaft
- Heimat
- Kultur
- Menschen
- Unterhaltung

Sächsische Zeitung
Was uns verbindet.

Kontakt:

Johanna Lemke, Feuilleton-Redakteurin, Telefon: 0351/48642647, E-Mail: lemke.johanna@ddv-mediengruppe.de

Machen wir's gemeinsam

Nichts los auf dem Land? Von wegen! Gerade in der sächsischen Region ist Kultur nicht nur schön, sondern auch nützlich.

VON JOHANNA LEMKE

Der Bus hält hier schon lang nicht mehr. Irgendwo gab es mal einen Landgasthof, in dem Bands spielten, aber der letzte Betreiber fand: Lohnst sich nicht mehr. Heute ist der Bus auf einer Strecke entfernt, wo kein Auto hat, kommt abends nach der Vorstellung nicht mehr nach Hause: Tote Hose eben.

Andererseits: Die Nachbarn helfen sich untereinander, die Luft ist gut, das Windrad stört nicht, wenn in der Nähe ein Windpark steht, der Strom kommt vom Land, der Ruhe aus den Städten aufs Land, einige bleiben für immer. Den Schwund hält das nicht auf. Die Prognosen sagen voraus, dass Städte wie Dresden oder Leipzig um 10 bis 20 Prozent wachsen werden in den nächsten 20 Jahren. In den ländlichen Regionen hingegen, das ist keine Neuigkeit, überlebt. Kleine Ortschaften schrumpfen. Es gibt weniger Ärzte, man kommt schlechter von A nach B, auf schnelles Internet kann man sowieso nicht hoffen.

Landlust oder Landfrust?

Und es geht nicht nur um die zwingenden Notwendigkeiten, Sachsen ist Kulturland – aber auf dem Dorf sieht es zunehmend schlecht aus mit dem kulturellen Angebot. Das ist kein Wettbewerb, die Kraft ist die Förderung der „Leuchttürme“, die sich vorwiegend in den Städten befinden. Und fragt sich: Warum Geld in ein Kleinsttheater pumpt, das immer weniger Menschen besucht? In den letzten Jahrzehnten hat die Dichte des Kulturrangebots außerhalb der Städte gesunken.

Damit fällt nicht nur die Möglichkeit weg, sich unterhalten zu lassen, sondern auch die über Musik, Theater, Kino, Kunst und Literatur andere Sichtweisen auf die Welt zu erhalten. Und das ist ein großer Blick zurück. Vor allem aber bedeutet der Verlust des kulturellen Angebots in der ländlichen Region, dass es noch weniger Orte gibt, an denen man – außerhalb des privaten Rahmens – in Austausch gerät, mindestens aber mit anderen zusammenfindet. Denn Kultur ist nicht nur passiver Genuss. Im besten Fall regt sie an, andere Welten zu durchdenken, Alternativen in Erwägung zu ziehen. Und das ist nicht wenig. Die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen, die in dem Land leben, wird oft unterschätzt. Wieviel je wahrhaben sie werden, hinzu wieder wortrichtig geschaut, dass etwa zwei Drittel der „besorgten Bürger“, die sich montags in Dresden treffen, aus dem sächsischen Umland kommen. Es ist eine Beobachtung, aber vielleicht auch eine: Gibt es eine Zusammenhang zwischen den geringer werdenden Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu beteiligen und der steigenden Zahl

der Unzufriedenen, die Minderheiten für ihre Probleme verantwortlich machen?

Bereitet das Leben auf dem Land also nicht die Basis für eine gesellschaftliche Förderung?

Tatsache ist: Es tut gut, wenn im direkten Umfeld etwas Schönes passiert. Wenn jemand einen Gemeinschaftsgarten anlegt, in dem man beim Jäten ins Gespräch kommt. Eine Scheune, in der Dorfbewohner



Mehr als Geld brauchen Kulturschaffer auf dem Land eins: Mitstreiter.

Foto: dpa

Tote Hose?

Kultur in der Region entdecken
EINE SÉRIE DER SÄCHSISCHEM ZEITUNG

Damit fällt nicht nur die Möglichkeit weg, sich unterhalten zu lassen, sondern auch die über Musik, Theater, Kino, Kunst und Literatur andere Sichtweisen auf die Welt zu erhalten. Und das ist ein großer Blick zurück. Vor allem aber bedeutet der Verlust des kulturellen Angebots in der ländlichen Region, dass es noch weniger Orte gibt, an denen man – außerhalb des privaten Rahmens – in Austausch gerät, mindestens aber mit anderen zusammenfindet. Denn Kultur ist nicht nur passiver Genuss. Im besten Fall regt sie an, andere Welten zu durchdenken, Alternativen in Erwägung zu ziehen. Und das ist nicht wenig. Die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen, die in dem Land leben, wird oft unterschätzt. Wieviel je wahrhaben sie werden, hinzu wieder wortrichtig geschaut, dass etwa zwei Drittel der „besorgten Bürger“, die sich montags in Dresden treffen, aus dem sächsischen Umland kommen. Es ist eine Beobachtung, aber vielleicht auch eine: Gibt es eine Zusammenhang zwischen den geringer werdenden Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu beteiligen und der steigenden Zahl

der Unzufriedenen, die Minderheiten für ihre Probleme verantwortlich machen?

Bereitet das Leben auf dem Land also nicht die Basis für eine gesellschaftliche Förderung?

Tatsache ist: Es tut gut, wenn im direkten Umfeld etwas Schönes passiert. Wenn jemand einen Gemeinschaftsgarten anlegt, in dem man beim Jäten ins Gespräch kommt. Eine Scheune, in der Dorfbewohner

Tote Hose?

Kultur in der Region entdecken

Damit fällt nicht nur die Möglichkeit weg, sich unterhalten zu lassen, sondern auch die über Musik, Theater, Kino, Kunst und Literatur andere Sichtweisen auf die Welt zu erhalten. Und das ist ein großer Blick zurück. Vor allem aber bedeutet der Verlust des kulturellen Angebots in der ländlichen Region, dass es noch weniger Orte gibt, an denen man – außerhalb des privaten Rahmens – in Austausch gerät, mindestens aber mit anderen zusammenfindet. Denn Kultur ist nicht nur passiver Genuss. Im besten Fall regt sie an, andere Welten zu durchdenken, Alternativen in Erwägung zu ziehen. Und das ist nicht wenig. Die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen, die in dem Land leben, wird oft unterschätzt. Wieviel je wahrhaben sie werden, hinzu wieder wortrichtig geschaut, dass etwa zwei Drittel der „besorgten Bürger“, die sich montags in Dresden treffen, aus dem sächsischen Umland kommen. Es ist eine Beobachtung, aber vielleicht auch eine: Gibt es eine Zusammenhang zwischen den geringer werdenden Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu beteiligen und der steigenden Zahl

der Unzufriedenen, die Minderheiten für ihre Probleme verantwortlich machen?

Bereitet das Leben auf dem Land also nicht die Basis für eine gesellschaftliche Förderung?

Tatsache ist: Es tut gut, wenn im direkten Umfeld etwas Schönes passiert. Wenn jemand einen Gemeinschaftsgarten anlegt, in dem man beim Jäten ins Gespräch kommt. Eine Scheune, in der Dorfbewohner

Tote Hose?

Kultur in der Region entdecken

Damit fällt nicht nur die Möglichkeit weg, sich unterhalten zu lassen, sondern auch die über Musik, Theater, Kino, Kunst und Literatur andere Sichtweisen auf die Welt zu erhalten. Und das ist ein großer Blick zurück. Vor allem aber bedeutet der Verlust des kulturellen Angebots in der ländlichen Region, dass es noch weniger Orte gibt, an denen man – außerhalb des privaten Rahmens – in Austausch gerät, mindestens aber mit anderen zusammenfindet. Denn Kultur ist nicht nur passiver Genuss. Im besten Fall regt sie an, andere Welten zu durchdenken, Alternativen in Erwägung zu ziehen. Und das ist nicht wenig. Die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen, die in dem Land leben, wird oft unterschätzt. Wieviel je wahrhaben sie werden, hinzu wieder wortrichtig geschaut, dass etwa zwei Drittel der „besorgten Bürger“, die sich montags in Dresden treffen, aus dem sächsischen Umland kommen. Es ist eine Beobachtung, aber vielleicht auch eine: Gibt es eine Zusammenhang zwischen den geringer werdenden Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu beteiligen und der steigenden Zahl

der Unzufriedenen, die Minderheiten für ihre Probleme verantwortlich machen?

Bereitet das Leben auf dem Land also nicht die Basis für eine gesellschaftliche Förderung?

Tatsache ist: Es tut gut, wenn im direkten Umfeld etwas Schönes passiert. Wenn jemand einen Gemeinschaftsgarten anlegt, in dem man beim Jäten ins Gespräch kommt. Eine Scheune, in der Dorfbewohner

Tote Hose?

Kultur in der Region entdecken

Damit fällt nicht nur die Möglichkeit weg, sich unterhalten zu lassen, sondern auch die über Musik, Theater, Kino, Kunst und Literatur andere Sichtweisen auf die Welt zu erhalten. Und das ist ein großer Blick zurück. Vor allem aber bedeutet der Verlust des kulturellen Angebots in der ländlichen Region, dass es noch weniger Orte gibt, an denen man – außerhalb des privaten Rahmens – in Austausch gerät, mindestens aber mit anderen zusammenfindet. Denn Kultur ist nicht nur passiver Genuss. Im besten Fall regt sie an, andere Welten zu durchdenken, Alternativen in Erwägung zu ziehen. Und das ist nicht wenig. Die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen, die in dem Land leben, wird oft unterschätzt. Wieviel je wahrhaben sie werden, hinzu wieder wortrichtig geschaut, dass etwa zwei Drittel der „besorgten Bürger“, die sich montags in Dresden treffen, aus dem sächsischen Umland kommen. Es ist eine Beobachtung, aber vielleicht auch eine: Gibt es eine Zusammenhang zwischen den geringer werdenden Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu beteiligen und der steigenden Zahl

der Unzufriedenen, die Minderheiten für ihre Probleme verantwortlich machen?

Bereitet das Leben auf dem Land also nicht die Basis für eine gesellschaftliche Förderung?

Tatsache ist: Es tut gut, wenn im direkten Umfeld etwas Schönes passiert. Wenn jemand einen Gemeinschaftsgarten anlegt, in dem man beim Jäten ins Gespräch kommt. Eine Scheune, in der Dorfbewohner

Tote Hose?

Kultur in der Region entdecken

Damit fällt nicht nur die Möglichkeit weg, sich unterhalten zu lassen, sondern auch die über Musik, Theater, Kino, Kunst und Literatur andere Sichtweisen auf die Welt zu erhalten. Und das ist ein großer Blick zurück. Vor allem aber bedeutet der Verlust des kulturellen Angebots in der ländlichen Region, dass es noch weniger Orte gibt, an denen man – außerhalb des privaten Rahmens – in Austausch gerät, mindestens aber mit anderen zusammenfindet. Denn Kultur ist nicht nur passiver Genuss. Im besten Fall regt sie an, andere Welten zu durchdenken, Alternativen in Erwägung zu ziehen. Und das ist nicht wenig. Die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen, die in dem Land leben, wird oft unterschätzt. Wieviel je wahrhaben sie werden, hinzu wieder wortrichtig geschaut, dass etwa zwei Drittel der „besorgten Bürger“, die sich montags in Dresden treffen, aus dem sächsischen Umland kommen. Es ist eine Beobachtung, aber vielleicht auch eine: Gibt es eine Zusammenhang zwischen den geringer werdenden Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu beteiligen und der steigenden Zahl

der Unzufriedenen, die Minderheiten für ihre Probleme verantwortlich machen?

Bereitet das Leben auf dem Land also nicht die Basis für eine gesellschaftliche Förderung?

Tatsache ist: Es tut gut, wenn im direkten Umfeld etwas Schönes passiert. Wenn jemand einen Gemeinschaftsgarten anlegt, in dem man beim Jäten ins Gespräch kommt. Eine Scheune, in der Dorfbewohner

Tote Hose?

Kultur in der Region entdecken

Damit fällt nicht nur die Möglichkeit weg, sich unterhalten zu lassen, sondern auch die über Musik, Theater, Kino, Kunst und Literatur andere Sichtweisen auf die Welt zu erhalten. Und das ist ein großer Blick zurück. Vor allem aber bedeutet der Verlust des kulturellen Angebots in der ländlichen Region, dass es noch weniger Orte gibt, an denen man – außerhalb des privaten Rahmens – in Austausch gerät, mindestens aber mit anderen zusammenfindet. Denn Kultur ist nicht nur passiver Genuss. Im besten Fall regt sie an, andere Welten zu durchdenken, Alternativen in Erwägung zu ziehen. Und das ist nicht wenig. Die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen, die in dem Land leben, wird oft unterschätzt. Wieviel je wahrhaben sie werden, hinzu wieder wortrichtig geschaut, dass etwa zwei Drittel der „besorgten Bürger“, die sich montags in Dresden treffen, aus dem sächsischen Umland kommen. Es ist eine Beobachtung, aber vielleicht auch eine: Gibt es eine Zusammenhang zwischen den geringer werdenden Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu beteiligen und der steigenden Zahl

der Unzufriedenen, die Minderheiten für ihre Probleme verantwortlich machen?

Bereitet das Leben auf dem Land also nicht die Basis für eine gesellschaftliche Förderung?

Tatsache ist: Es tut gut, wenn im direkten Umfeld etwas Schönes passiert. Wenn jemand einen Gemeinschaftsgarten anlegt, in dem man beim Jäten ins Gespräch kommt. Eine Scheune, in der Dorfbewohner

Tote Hose?

Kultur in der Region entdecken

Damit fällt nicht nur die Möglichkeit weg, sich unterhalten zu lassen, sondern auch die über Musik, Theater, Kino, Kunst und Literatur andere Sichtweisen auf die Welt zu erhalten. Und das ist ein großer Blick zurück. Vor allem aber bedeutet der Verlust des kulturellen Angebots in der ländlichen Region, dass es noch weniger Orte gibt, an denen man – außerhalb des privaten Rahmens – in Austausch gerät, mindestens aber mit anderen zusammenfindet. Denn Kultur ist nicht nur passiver Genuss. Im besten Fall regt sie an, andere Welten zu durchdenken, Alternativen in Erwägung zu ziehen. Und das ist nicht wenig. Die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen, die in dem Land leben, wird oft unterschätzt. Wieviel je wahrhaben sie werden, hinzu wieder wortrichtig geschaut, dass etwa zwei Drittel der „besorgten Bürger“, die sich montags in Dresden treffen, aus dem sächsischen Umland kommen. Es ist eine Beobachtung, aber vielleicht auch eine: Gibt es eine Zusammenhang zwischen den geringer werdenden Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu beteiligen und der steigenden Zahl

der Unzufriedenen, die Minderheiten für ihre Probleme verantwortlich machen?

Bereitet das Leben auf dem Land also nicht die Basis für eine gesellschaftliche Förderung?

Tatsache ist: Es tut gut, wenn im direkten Umfeld etwas Schönes passiert. Wenn jemand einen Gemeinschaftsgarten anlegt, in dem man beim Jäten ins Gespräch kommt. Eine Scheune, in der Dorfbewohner

Tote Hose?

Kultur in der Region entdecken

Damit fällt nicht nur die Möglichkeit weg, sich unterhalten zu lassen, sondern auch die über Musik, Theater, Kino, Kunst und Literatur andere Sichtweisen auf die Welt zu erhalten. Und das ist ein großer Blick zurück. Vor allem aber bedeutet der Verlust des kulturellen Angebots in der ländlichen Region, dass es noch weniger Orte gibt, an denen man – außerhalb des privaten Rahmens – in Austausch gerät, mindestens aber mit anderen zusammenfindet. Denn Kultur ist nicht nur passiver Genuss. Im besten Fall regt sie an, andere Welten zu durchdenken, Alternativen in Erwägung zu ziehen. Und das ist nicht wenig. Die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen, die in dem Land leben, wird oft unterschätzt. Wieviel je wahrhaben sie werden, hinzu wieder wortrichtig geschaut, dass etwa zwei Drittel der „besorgten Bürger“, die sich montags in Dresden treffen, aus dem sächsischen Umland kommen. Es ist eine Beobachtung, aber vielleicht auch eine: Gibt es eine Zusammenhang zwischen den geringer werdenden Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu beteiligen und der steigenden Zahl

der Unzufriedenen, die Minderheiten für ihre Probleme verantwortlich machen?

Bereitet das Leben auf dem Land also nicht die Basis für eine gesellschaftliche Förderung?

Tatsache ist: Es tut gut, wenn im direkten Umfeld etwas Schönes passiert. Wenn jemand einen Gemeinschaftsgarten anlegt, in dem man beim Jäten ins Gespräch kommt. Eine Scheune, in der Dorfbewohner

Tote Hose?

Kultur in der Region entdecken

Damit fällt nicht nur die Möglichkeit weg, sich unterhalten zu lassen, sondern auch die über Musik, Theater, Kino, Kunst und Literatur andere Sichtweisen auf die Welt zu erhalten. Und das ist ein großer Blick zurück. Vor allem aber bedeutet der Verlust des kulturellen Angebots in der ländlichen Region, dass es noch weniger Orte gibt, an denen man – außerhalb des privaten Rahmens – in Austausch gerät, mindestens aber mit anderen zusammenfindet. Denn Kultur ist nicht nur passiver Genuss. Im besten Fall regt sie an, andere Welten zu durchdenken, Alternativen in Erwägung zu ziehen. Und das ist nicht wenig. Die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen, die in dem Land leben, wird oft unterschätzt. Wieviel je wahrhaben sie werden, hinzu wieder wortrichtig geschaut, dass etwa zwei Drittel der „besorgten Bürger“, die sich montags in Dresden treffen, aus dem sächsischen Umland kommen. Es ist eine Beobachtung, aber vielleicht auch eine: Gibt es eine Zusammenhang zwischen den geringer werdenden Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu beteiligen und der steigenden Zahl

der Unzufriedenen, die Minderheiten für ihre Probleme verantwortlich machen?

Bereitet das Leben auf dem Land also nicht die Basis für eine gesellschaftliche Förderung?

Tatsache ist: Es tut gut

Lesen plus Heimat ist Lokalzeitung

Wie kann man Kinder fürs Lesen und zugleich für ihre Heimat begeistern? Indem man einen Wettbewerb organisiert. Die Zeitung lässt Schulklassen im Wissensquiz gegeneinander antreten. Dabei geht es nicht um Klugheit, sondern darum, wer den Lokalteil aufmerksam gelesen hat.

Die Lokalzeitung sucht die Heimatprofis. Dafür startet sie ein Schulprojekt, an dem alle weiterführenden Schulen im Verbreitungsgebiet teilnehmen: Ein Gymnasium, eine Realschule und vier Mittelschulen. Aus jeder Schule macht eine achte Klasse bei der Aktion mit und bekommt für vier Wochen die Heimatzeitung in die Schule geliefert. Zum einen können die Lehrer das Blatt für ihren Unterricht nutzen. Zum anderen werden aus jeder Klasse drei Schüler ausgewählt, die den Lokalteil genauer lesen müssen.

Nur um das Lokale geht es beim Wettbewerb. Denn nach den vier Wochen steht der große „Heimatprofi“-Abend auf dem Programm: Auf einer Bühne vor Hunderten von Zuschauern kommt es zum Wissensquiz. Jeweils zwei Schulen, vertreten durch die drei

Schüler, treten gegeneinander an. Der Redaktionsleiter stellt Fragen zu Themen, über die in den vergangenen vier Wochen im Lokalteil berichtet wurde, und die Schüler müssen richtig antworten.

Der Ablauf ähnelt den bekannten Wettbewerben in Fernsehshows: Wer zuerst auf den Knopf drückt, muss antworten; bei einer richtigen Antwort gibt es einen Punkt, bei einer falschen einen Punkt für den Gegner. Bei fünf Punkten ist das Duell gewonnen. Die besten Schulen qualifizieren sich fürs große Finale.

Die Zeitung wirbt zuvor mit mehreren Berichten im Blatt sowie auf Facebook für das Projekt. Die Veranstaltung selbst wird per Livestream übertragen, hinterher als Zusammenfassung mit Interviews ins Netz gestellt.

Schongauer Nachrichten

Die Resonanz ist hervorragend. Die Schulen sind mit Eifer dabei, Eltern kommen mit Plakaten und ganzen Fanclubs zum „Heimatprofi“-Abend. Natürlich sind die angeblich so schlauen Gymnasiasten der Favorit. Doch am Ende gewinnt eine Mittelschule. Fazit: Die Aktion wird auf jeden Fall fortgesetzt.

Stichworte

- Aktionen
- Heimat
- Interaktiv
- Kinder und Jugend
- Kultur
- Marketing
- Multimedia
- Schule
- Unterhaltung

Kontakt:

Boris Forstner, Redaktionsleiter, Telefon: 08861/92-130, E-Mail: lokales@schongauer-nachrichten.de

GROSSER SCHUL-VERGLEICHSWETTKAMPF

Die SN suchen die Heimat-Profs

Wissen Sie, was in Schongau Norden entstehen soll? Was kürzlich in Burgen aufgelöst wurde? Oder wie viele Bands bei der Peiting-Musiknacht auftreten? 18 Schüler von sechs Schulen aus dem Schongauer Land sollten so etwas bald wissen. Denn sie treten am 30. Juni beim großen Schul-Vergleichswettkampf „Die SN suchen die Heimat-Profs“ gegeneinander an.

VON BORIS FORSTNER

Schongau – Junge Menschen zum Lesen motivieren, ist schon in der Schule oft schwer. Als die SN deshalb mit der Idee des Vergleichs-

wettkamps auf die Schulleiter zugingen, waren sie sofort Feuer und Flamme. Denn Lesen ist die Voraussetzung: Vier Wochen lang bekommen die teilnehmenden 8. Klassen die Schongauer Nachrichten in die Schule geliefert. Die jeweiligen Lehrer können damit im Rahmen des „Klassense“-Stillschweigens Münchner Merkur zum Beispiel Stillformen wie Bericht oder Kommentar durchnehmen.

Die drei Teilnehmer am Vergleichswettkampf, die aus dem Welfen-Gymnasium und der Pfaffenwinkel-Realschule Schongau sowie den Mittelschulen Schongau, Peiting, Steingaden und Rott kommen, müssen aber genauer hinschauen. Denn nach knapp vier Wochen Lektüre steht am Donnerstag, 30. Juni, um 18 Uhr im Jakob-Pfeiffer-Haus der große Vergleichswettkampf an – dann

Mit einem Buzzer wird beim Schul-Vergleichswettkampf „Die SN suchen die Heimat-Profs“ hantiert. PANOTHERMEDIEN/FRANK

suchen die SN die Heimat-Profs. Vor hoffentlich vollem Haus – der Eintritt ist frei – treten immer jeweils zwei Schulen auf der Bühne gegeneinander an. Redaktionsleiter

Boris Forstner wird Fragen stellen über Themen, die innerhalb der vier vorangegangenen Wochen im Lokalteil der Schongauer Nachrichten standen. Wer am schnellsten auf den Buzzer hau und die richtige Antwort weiß, sichert sich einen Punkt. Eine falsche Antwort bedeutet einen Punkt für den Gegenüber. Bei fünf Punkten ist das Duell gewonnen. Gespielt wird in zwei Dreier-Gruppen, es folgen die Halbfinals und schließlich das große Finale.

Die Achtklässler der vier Mittelschulen sind schon ganz heiß darauf, es den „schlauen“ Gymnasiasten im Heimatwissen-Wettstreit zu zeigen. Welches Schüler-Trio sich den Titel des Heimat-Profs sichert, bekommt mit seiner gesamten Klasse einen Tagesausflug in die Bavaria-Filmstudios spendiert mit Führung durch die Filmstadt, Besuch des 4D-Erlebnis-Kinos und der Filmentdecker-welt Bulyversum. Außerdem gibt es einen Wanderpokal, an dem sich die Sieger-Klasse ein Jahr erfreuen kann – bis

nächsten Sommer die nächste Auflage der Heimat-Profs ansteht. Es soll nämlich eine jährliche Institution werden. Vor der Finalrunde werden die Rock'n'Roller aus Peiting eine Show zeigen, für Getränke und Brötchen sorgt die Schongauer Kolpingfamilie. Für die Klassenkameraden, die ihre Mitschüler auf der Bühne anfeuern sollen, sind einige Plätze reserviert, aber ansonsten sind alle Bürger willkommen – als aufmerksame Zeitungsleser können Sie zumindest still mittragen. Möglichweise wird die Veranstaltung auch per Livestream übertragen.

Nach den Pfingstferien werden wir die Kandidaten der jeweiligen Schulen noch einmal gesondert vorstellen, vermutlich auch mit einem kreativen Video. Außerdem wird es eine Gruppen-Auslosung geben.

DAS SIND DIE SN-HEIMAT-PROFS

Am Donnerstagabend haben sich Achtklässler aus sechs Schulen im Schongauer Land zum Wissens-Wettkampf im Jakob-Pfeiffer-Haus eingefunden. Es war ein spannendes Kräftemessen – mit einem überraschenden, aber verdienten Sieger.

Das lebende Lexikon der Mittelschule Steingaden

Sie sind die Heimatprofis: Thomas Huber, Alina Schleich und Leah Reddig haben für die Mittelschule Steingaden den begehrten Wanderpokal des Schongauer Nachrichten-Heimat-Quiz abgeräumt. Joker im Team: Achtklässler Thomas Huber, der fast alles wusste. Da konnten selbst die Lehrer neidisch werden.

VON BARBARA SCHLÖTTERER-FUCHS

Schongau – Wie viele Mitglieder hat der Landesbund für Vogelschutz im Landkreis Weilheim-Schongau? Bei Günther Jauch wäre das quasi die Millionen-Frage gewesen. Beim Heimat-Profi-Quiz der Schongauer Nachrichten brachte die Antwort dann nämlich 2500. Die Mittelschule Steingaden zum Sieg. Bei der exakt 100. Frage, die SN-Redaktionsleiter Boris Forstner an diesem Abend auf der Bühne an Teams von sechs Schulen, bestehend aus insgesamt 17 Schülern, gestellt hatte.

Die Nase von Beginn an vorn: Das Trio aus Steingaden. Das hatte sich auf der Bühne des Schongauer Jakob-Pfeiffer-Hauses gegen die Mannschaften von fünf anderen Schulen durchgesetzt. Für die vergleichsweise kleine Mittelschule aus dem Welfendorf heißt das im Anbetracht des Sieges auch gegen die drei großen Schongauer Schulen: David schlägt Goliath. Was für ein Erfolg! Jubelstürme aus den Fan-Reihen, Lehrer



Stolze und verdiente Sieger: Die Achtklässler der Mittelschule Steingaden mit Thomas Huber, Alina Schleich und Leah Reddig (r.). Daneben SN-Redaktionsleiter Boris Forstner, der die Fragen gestellt hatte. FOTOS: HANS-HELMUT HEROLD



UMFRAGE



Markus Angerer (43)



„Ich finde das Heimat-Quiz ist toll. Weg mit der Zeitung vom Händelabschneiden. Wenn Kinder Zeitung lesen, dann fördert das die Allgemeinbildung. Und die ist wichtig im Leben. Leider sieht man bei vielen Jugendlichen, dass die gar kein Allgemeinwissen mehr haben.“



Monika Huber (50)



„Es war mich aufregend. Mein Sohn Thömas hat sich da wirklich vorgegeben. Er liest ja immer Zeitungen. Ich freue mich sehr, dass die Schule jetzt wieder mit zusammenkommt. Für die Schüler ist das eine tolle Erfahrung, sich mal was zu trauen und sich dort oben hinzu stellen.“

Soll ich oder soll ich nicht? Die Gymnasiasten (v.l.) Larissa Breit, Annika Bötel und Arzu Öz schieden im Halbfinale aus.

Bange Blicke: Die Realschüler (v.l.) Markus Fichtl, Leon Zeber und Magnus Schweiger verloren im Finale trotz 3:0-Führung.

Was haben also alle diesem Abend mitgenommen?

Die Information, dass die Abkürzung für die „Straßenausbaubeteiligung“ tatsächlich „Straß“ heißt (große Augen, viele Fragezeichen). Die Erfahrung, die Zeitung früher vor der Schule. Jetzt haben wir noch ein bisschen Spaß machen und einem Wissens-Vorsprung bringen kann. Und einen Wanderpokal. Den allerdings tatsächlich nur die Mittelschule Steingaden mitgenommen, wo er hoffentlich einen Ehrenplatz



Lohnende Themenfelder am Rande der Spielplätze

Natürlich interessieren sich die Leser für Tore, Titel, Meisterschaften. Doch wer sich mit Eins-zu-null-Berichterstattung begnügt, verschenkt die schönsten Geschichten im Sport. Das größte Themenfeld findet sich am Rande der Spielplätze. Die Lokalredaktion erzählt, was Sportler antreibt und enttäuscht, wie viel Freude und Frust die Helfer in den Vereinen erleben. Sie schaut nicht nur auf Spitzenleistungen, sondern auf die zahllosen Amateur- und Hobbysportler, die im Wettkampf vor allem Spaß und Ausgleich suchen. Und die damit viel zum Zusammenhalt der Gesellschaft beitragen.

- ▶ Preisträger 2016
- ▶ Politik lokal
- ▶ Wirtschaft lokal
- ▶ Kultur lokal

SPORT LOKAL

- ▶ Gesellschaft lokal
- ▶ Panorama lokal
- ▶ Service lokal



Freude und Freiheit im Sport erleben

Sport sorgt für Freude und Freiheit, für Zugehörigkeit und Erfolgserlebnisse. Dies trifft umso mehr für den Behindertensport zu. Die Zeitung sucht nach Beispielen – und sie findet ein vielfältiges Angebot. Die Geschichten erzählen von Stärke und Selbstbewusstsein.

Behindertensport taucht zumeist dann in den Medien auf, wenn die Paralympics stattfinden. Doch auch abseits dieses Termins lohnt sich ein Blick in diese Welt. Volontärin Julia Perkowski hat das Ziel, Menschen vorzustellen, die sich beim Sport nicht eingeschränkt, sondern gefordert fühlen und sportlichen Ehrgeiz haben.

Schnell stellt sich heraus: Es ist nicht schwierig, gute Beispiele zu finden, sondern vielmehr, aus der Vielzahl der Angebote auszuwählen. Die Anlaufstelle für Sportler mit Behinderungen, die vom Behindertenbeirat der Stadt geschaffen wurde, hält Angebote für alle Altersgruppen und Sportarten bereit, für Integration und Inklusion. Die Volontärin muss sich entscheiden, welche Sportarten, Vereine und Aktive für die kleine Serie vorgestellt werden

sollen. Sie entscheidet sich für Sportarten, die jeder kennt. Den Kontakt zu den Sportlern und Vereinen stellt die Anlaufstelle her.

Die Redaktion lässt der Volontärin freie Hand. Die einzige Vorgabe: Am Ende soll es sechs Geschichten und ein Erklärstück geben, die im Lokalsport laufen können. Perkowski besucht eine Kindergruppe, die im Rolli Sport treiben, spricht mit Jugendlichen einer inklusiven Parcoursgruppe, porträtiert einen Rennrollstuhlfahrer, der für Olympia trainiert, besucht das Training von behinderten Judokas, Basketballern und Schwimmern.

Es gelingt ihr, in den Reportagen und Porträts die Freude und Freiheit zu vermitteln, die die Sportler empfinden. Die Geschichten zeigen, dass sich die

BRAUNSCHWEIGER
ZEITUNG

Sportler als Teil ihrer Mannschaft oder ihrer Gruppe fühlen – ohne Sonderstatus, und dass sie das als richtig und gut empfinden. Sie beschreiben, wie wichtig auch finanzielle Förderung ist. Sie erzählen vor allem von Sportlern, die in ihrem Hobby Glück und Zufriedenheit finden.

Stichworte

- Gesellschaft
- Inklusion
- Lebenshilfe
- Menschen
- Service
- Sport
- Vereine

Kontakt:

Julia Perkowski, Volontärin, Telefon: 0177/3860315, E-Mail: julia.perkowski@bzv.de



Bei den Lions on Wheels entdecken Kinder im Rollstuhl Sport und werden für den Alltag mit dem Rolli fit gemacht.

Fotos (3): Julia Perkowski

Kindern ihre Stärken zeigen

Sport mit Behinderung Die Lions on Wheels sind eine Sportgruppe für Kinder, die im Rollstuhl sitzen.

Von Julia Perkowski

Braunschweig. Eltern, die geduldig auf den Bank sitzen und zuschauen, das ein oder andere Foto machen, sich untereinander austauschen. Mitten in der Halle Kinder. Sie lachen, sie rufen, sie rasen durch die Sporthalle. Aber: Schuhe, die auf dem glatten Hallenboden quietschen, wenn man so schnell die Richtung wechselt, hört man in der Halle nicht. Denn die Kinder gehören zur Sportgruppe Lions on Wheels. Sie sitzen im Rollstuhl.

Die Gründe sind verschieden – interessieren die Kinder und die Trainer nicht. Hier, bei den Lions on Wheels ist nur eines wichtig: Die Kinder sollen Spaß am Sport haben. „Wir wollen nicht, dass die Kinder hier über uns und wir ihnen ihre Deffizite aufzeigen. Wir wollen ihnen Ihre Stärken zeigen“, sagt Trainerin Wiebke Meyer.

Sie leitete erst die Kinderhersportgruppe, ehe sie auch für die Rollstuhlsportgruppe angefragt wurde. Die Sportgruppe ist ein gemeinsames Projekt des MTV Braunschweig und des Vereins zur Förderung körperbehinderter Kinder (KöKi).

Meyer setzt sich kurzerhand in den Rollstuhl – immer. Das Rollstuhlfahren hat sie gelernt, als sie

Robert arbeitet indes noch daran, sich ohne Mühen im Rollstuhl fortbewegen zu können. Er kann zwar auch mit einer Gehhilfe laufen, aber seine Eltern möchten ihm auch zeigen, wie er sich mit einem Rollstuhl bewegen könnte: „Er soll später selbst entscheiden können, wie er sich besser bewegen kann. Deswegen sind wir hier. Es wird ihm für später helfen, besser mit dem Rollstuhl umgehen zu können“ erklären mir die Eltern Xenia und Sergej Jena.

Zum Aufwärmen gibt es erst einmal eine Runde Klammern kauen. Wäscheklammern werden an den Kleidungsstücken der Kinder befestigt, und jedes Kind versucht, dem anderen die Klammern abzunehmen. Etwas Hilfe von den Trainern gehört zwischentimlich dazu. Auch die Eltern werden in die Arbeit angebunden. Für den geplanten Hindernisparkours tragen die Eltern Matten und Körbe durch die Halle und sammeln auch schon mal Bälle wieder ein, die wegrollen.

Die Kinder kriegen kaum genug vom Angebot in der Gruppe. Während sie gern noch mehr ausprobieren wollen, ist die Stunde beinahe um, die ersten Kinder müssen sich auf den Weg nach Hause machen. Aber sie freuen sich auf die nächste Woche mit neuen Ideen und Spielen. Die Gruppe freut sich über weiteren Zuwachs.



Beim Körbewerben machen die kleinen Sportler eine gute Figur.
Liam (16) streichelt Hundin Tini, die die Kinder oft begleitet.

LIONS ON WHEELS
Die Kinder-Rollstuhl-Sportgruppe trifft sich jeden Dienstag von 17 bis 18:15 Uhr in der Sporthalle Reichstraße 22.

Weitere Informationen
gibt das KöKi unter ☎ (0531) 4 9218. Infos zu Trainingszeiten gibt es bei der Geschäftsstelle des MTV unter ☎ (0531) 4 9218.

Jedem Sportler seinen Sport

Das Projekt Binas hilft Behinderten, einen Verein zu finden, damit sie sportlich aktiv sein können.

Von Julia Perkowski

Braunschweig. Behinderten Menschen ein geeignetes Sportprogramm bieten – das ist die Aufgabe von Otfried Morin, Projektleiter von Binas. Der Verein sieht sich als erste Anlaufstelle für behinderte Sportler und die, die sich an den Sport herantasten wollen und hilft, den richtigen Ansprechpartner zu finden. Binas steht für „Braunschweig integriert natürlich alle Sportler“ – ein Projekt des Behindertenbeirats Braunschweig.

Kooperationspartner sind der Stadtsportbund Braunschweig und der Behindertensportverband Niedersachsen. Unterstützt wird das Projekt durch die Aktion Mensch, die inklusiven Sportförderer, „Wir wollen die behinderten Sportler beraten, begleiten und unterstützen“, sagt Morin.

Viele Vereine, Übungs- und

Gruppenleiter haben laut Morin Respekt und vielleicht auch Angst vor der Aufgabe, behinderte Sportler zu integrieren und sich den ungewohnten Trainingsmethoden und -anforderungen zu stellen. „Uns ist es erst einmal wichtig, dass die Leute neugierig darauf sind und sich an die Aufgabe wagen“, sagt Morin.

„Wir wollen es den Vereinen so einfach wie möglich machen, Sport für Menschen mit Behinderungen anzubieten“, erklärt Morin. Dafür werden auch Schnupperstage für Vereine und Sportler organisiert. „Da kommen die Richtigen zusammen“, sagt Heinz Kaiser, Initiator und Ehrenvorsitzender des Vereins Behindertenbeirat Braunschweig.

Die Liste mit geeigneten Sportarten wächst stetig – in den Augen von Kaiser ist das auch Werbung für die Clubs: „Die Vereine sind in der Binas-Datenbank vertreten,

„Uns ist es erst einmal wichtig, dass die Leute neugierig darauf sind und sich an diese Aufgabe wagen.“
Otfried Morin über Vereine mit behinderten Sportlern

und die Menschen wissen: An den kann ich mich wenden, wenn ich Sport machen möchte.“ Morin sagt weiter: „Viele haben mit Mitgliederschwund zu kämpfen. Vielleicht ist das ein Weg, neue Mitglieder zu bekommen.“

10 bis 15 Sportarten und die dazugehörigen Vereine sind derzeit auf der Internetseite zu finden. Wenn das Angebot an Sportarten noch düftig erscheint: Otfried Morin arbeitet stetig daran, die Datenbank zu aktualisieren und

zu erweitern. „Das Angebot wird wöchentlich größer“, ergänzt Kaiser nicht ohne Stolz.

Angelegt ist das Projekt Binas vorerst für zwei Jahre, „aber in einer Stadt wie Braunschweig, die sich sehr um die Inklusion verdient macht, sollte Binas zu einem festen Bestandteil für die Stadt werden“, so Kaiser weiter.

Als Vorbild für Binas dient ein

Projekt in Lingen namens „Linas“. „Es hat viele Jahre gedauert, bis das Projekt in Lingen so gut angelauft ist, wie es heute funktioniert. Das ist eine Generationenaufgabe“, weiß Morin und hofft, dass sich auch die Voraussetzungen bei den Braunschweiger Vereinen, auch mit der Hilfe von Binas, mit der Zeit besser umsetzen lassen.

Mit der Kamera auf dem Fußballplatz

Kann eine Ein-Mann-Lokalsportredaktion zusätzlich zur klassischen Berichterstattung digitale Inhalte produzieren? Eine Facebook-Präsenz und einen YouTube-Kanal bespielen? Ja, das ist möglich, vor allem auch mit einem vertretbaren Aufwand.

Zeitungsleser wollen neben Wort und Foto auch aus ihrer kleinen lokalen Umgebung zunehmend bewegte Bilder. Aber ist das nicht nur etwas für gut ausgestattete Redaktionen? Sportredakteur Harald Klipp lässt sich bei einem Seminar des Lokaljournalistenprogramms der Bundeszentrale für politische Bildung davon überzeugen, dass es auch mit einfachen Mitteln geht. Er eignet sich das Werkzeug dazu an und produziert ein erstes Video über ein Fußballspiel des heimischen Regionalligisten. Mit dem iPhone, ohne Mikro und Stativ, dafür mit großer Entdeckerfreude und Begeisterung. Zwei Stunden nach dem Abpfiff hat er nicht nur das Video fertig, sondern auch einen Kanal bei YouTube eingerichtet.

Ton und Schnitt sind alles andere als perfekt, aber Klipp lässt sich nicht

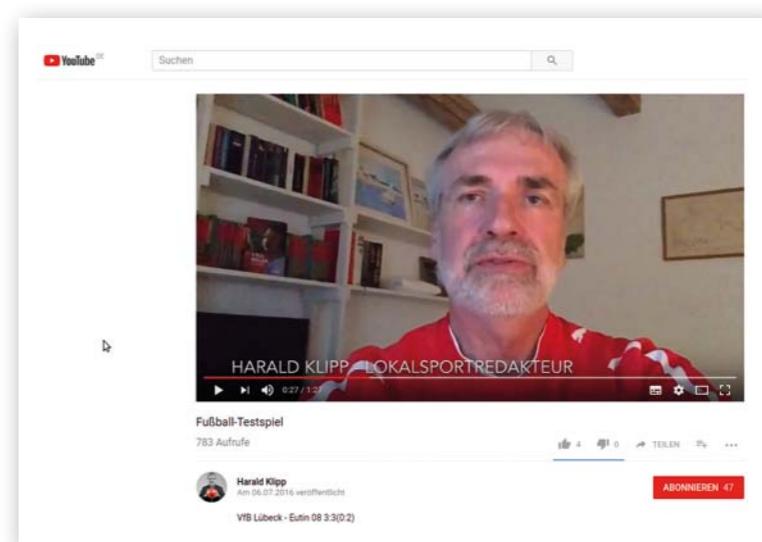
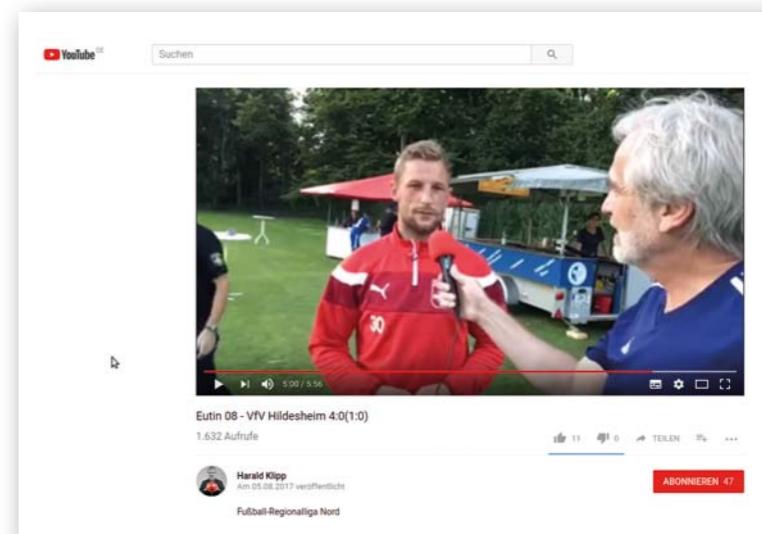
entmutigen. Er übt weiter, auf dem Sportplatz und in der Halle, bei Basketballern, Ruderern, Fitnesstrainern, vor allem aber natürlich beim Fußball. Und er verbreitet die Ergebnisse auf allen Kanälen, über Twitter, das Fußballportal FuPa.net, an dem der Verlag beteiligt ist, und auf Facebook. Dort hat der kleine Ostholsteiner Anzeiger deutlich mehr Likes als Druckauflage.

Der Reporter profiliert sich schnell. Nicht nur die Heimmannschaft, auch die Trainer der Gegner stellen sich darauf ein, vor der Kamera Auskunft zu geben. Bald hat Klipp den Aufbau der Videos standardisiert, sodass er nun eine halbe Stunde nach dem Abpfiff mit den Trainerstimmen online sein kann. Synergieeffekt: Auf dem Stenoblock stehen nur noch die Eckdaten des Fußballspiels, die Zitate für den Text holt sich der Reporter aus dem Video.

Stichworte

- Heimat
- Interaktiv
- Multimedia
- Service
- Sport
- Vereine

UNABHÄNGIGE HEIMATZEITUNG SEIT 1868
**OSTHOLSTEINER
ANZEIGER**



Kontakt:

Harald Klipp, Lokalredakteur, Telefon: 04521/7791906, E-Mail: pp@shz.de

Sport spricht alle Sprachen

Ob Fußball, Eishockey, Ringen, Boxen oder Leichtathletik – Sport verbindet die Menschen. Er spielt bei der Integration von Flüchtlingen eine wichtige Rolle. Wo und wie funktioniert diese Eingliederung – und welche Hürden gibt es noch? Die Zeitung geht diesen Fragen nach.

Nachdem das Thema Integration allgegenwärtig geworden ist, fragt sich die Redaktion, wie es damit in den Sportvereinen im Verbreitungsgebiet aussieht. In einer Serie beleuchtet sie verschiedene Aspekte des Themas. Die Geschichten machen deutlich: Sport hat eine enorme soziale Bindungskraft. Er hebt die Grenzen zwischen den Hautfarben, Nationalitäten und Glaubensrichtungen auf, fördert die gegenseitige Toleranz und das gesellschaftliche Zusammenleben. Und der Sport spricht alle Sprachen.

Die Vereine und Verbände leisten Vorbildliches. Die meisten, indem sie einfach offen sind und die Neuankommenden ins Training und in die Mannschaften aufnehmen. Integration geschieht quasi nebenbei, während man gemeinsam spielt und schwitzt. Doch es gibt auch Vereine, die selbst aktiv werden und mit speziellen Angeboten an die Flüchtlinge herantrete-

ten. Sie laden nicht nur Kinder und Jugendliche ein, sondern holen auch die Eltern mit ins Boot, und sie stehen ihren neuen Schützlingen auch über den Sport hinaus, etwa bei Ämtergängen, zur Seite.

Allerdings ist die Integration von Flüchtlingen auch eine Herausforderung für die Clubs. Sie erfordert Zeit, Personal und Einfühlungsvermögen. Auf der anderen Seite wäre mancher Verein ohne den Nachwuchs aus Migrantfamilien aufgeschmissen.

Besonders Kampfsportarten und der Nachwuchsfußball kommen schon lange nicht mehr ohne Ausländer aus.

Die Serie erzählt von gelungenen Beispielen, von Problemen bei der Integration und von Lösungsvorschlägen. Sie stellt Sportler mit Migrationshintergrund vor und die Bemühungen der Vereine, Ausländer einzubinden.

Stichworte

- Ausländer
- Flüchtlinge
- Gesellschaft
- Integration
- Sport
- Vereine

Ebenso breit wie die Themen sind die journalistischen Stilformen gefächert. Reportagen und Porträts wechseln sich ab mit Interviews und Hintergrundberichten.

Die Serie zeigt, wie wichtig der Sport bei der Integration ist. Die Menschen mit ausländischen Wurzeln sind eine Bereicherung – nicht nur für die Sportlandschaft.

Pforzheimer Zeitung
Der Tag wird gut

Kontakt:

Magnus Schlecht, Chefredakteur, Telefon: 07231/933 304, E-Mail: magnus.schlecht@pz-news.de

NUMMER 94 | PFORZHEIMER ZEITUNG

SPORT

SAMSTAG, 23. APRIL 2016 | 19



Wenn die Fäuste sprechen, wird die Muttersprache zweitrangig: Von links Bashir Ghassemi, Jesus Liriano, Asif Zadran, Schragna Merzaie, Zakaria Qambari und Jihed Abd Jawad.

FOTO: KETTERL

Multikulti als Zukunftsperspektive

Viele Kampfsportarten wie Boxen und Ringen kommen in Deutschland schon lange nicht mehr ohne Ausländer aus – Auch im Nachwuchsfußball wäre mancher Verein ohne die Kinder aus Migrantfamilien aufgeschmissen

UDO KOLLER | PFORZHEIM

Klack, klack, klack. 30 Springerinnen schlagen im selben Rhythmus auf den Boden der Sporthalle. Bumm, bumm, bumm. 30 Beipaares springen im Gleichrhythmus dazu. Es ist Trainingszeit beim Box-Center Pforzheim in der Maximilianstraße. Der Geruch von Männergeschwülst hängt in der Luft. Die jungen Männer verfechten ihr Aufwärmprogramm konzentriert. Nach dem Springerinnens folgen Dehnübungen. Dann Schattenboxen. Erst eine Rechts-Links-Kombination. Zurückweichen. Dann eine Linke nachlegen.

Aus aller Herren Länder

Die Sportler verrichten ihre Aufgaben schweigend. Boxer lassen bekanntlich lieber ihre Fäuste sprechen. Die Sprache der Fäuste ist international. Das kann man über die Muttersprachen der 30 Jugendlichen und Männer beim Box-Center ebenfalls sagen. Sie kommen im wahrsten Sinne des Wortes aus aller Herren Länder. Trainer Ayhan Isik ziegt während des Sparrings auf einzelne der Faustkämpfer und nennt das Herkunftsland: „Türkei, Kongo, Dominikanische Republik, Palästina, Nigeria, Irak, Polen, Afghanistan, Kroatien, Russland, Italien, USA – und das ist ein Aramaer“, sagt Isik.

Multikulti als Überlebensstrategie für einzelne Vereine oder ganze Sportarten – das ist in Deutschland längst Alltag. Der Anteil der Deutschen beim Training des Box-Centers ist gering. Es gibt Deutsch-Russen und Deutsch-Polen. Auch Marlon ist da, ein 13-Jähriger, den ein Schulfreund einst mit ins Box-Training geschleppt hat. Dass er als Deutscher hier die absolute Minderheit ist, stört ihn nicht: „Kein Problem“,

versichert er. Und die Verständigung? „Die meisten können ein bisschen deutsch“, sagt Marlon. „Ich will mit Leuten zusammen sein. Wir haben viel Spaß“, sagt Cihad Abd Jawad. Der 26-Jährige ist Flüchtling aus Palästina. Der Sportverein ist für ihn zugleich eine Kontaktbörse. Die Verständigung klappt immer. Irgendwie „Nottfalls mit Händen und Füßen“, berichtet Abd Jawad. So sieht es auch Jesus Liriano, der 2011 mit seiner Familie aus der Dominikanischen Republik nach Deutschland kam. Ein Freund brachte den 20-Jährigen ins Box-Center. Der Sport ist für mich wichtig“, sagt Jesus Liriano und meint die körperliche Betätigung ebenso wie die sozialen Kontakte. Und die Sprache fordert er

auch. Viele junge Männer kommen von der Uwe-Hück-Lernstiftung, die im gleichen Gebäude beheimatet ist, zu den Boxern. Erst beschließen sie, wenn sie in den badischen Meisterschaften.“ Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingingen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ringern sieht es nicht viel anders aus. „Wir brauchen die Ausländer“, sagt Holger Stubbe.

Er steht als Vorsitzender des Ringervereins SV 98 Brötzingen ebenfalls einem Multikulti-Ensemble vor.

Warum es so gekommen ist, dafür nennt er viele verschiedene Gründe.

„Die Kinder wollen sich heute im Sport nicht mehr zu plagen wie früher“, sagt er, „Und es gibt na-

her ins Nationalteam entsandt. „Das waren andere Zeiten“, sagt Isik und denkt an seine Jahre als Aktiver zurück. „Wir hatten 200 Boxer aus 40 Vereinen bei den badischen Meisterschaften.“

Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingingen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ringern sieht es nicht viel anders aus. „Wir brauchen die Ausländer“, sagt Holger Stubbe.

Er steht als Vorsitzender des Ringervereins SV 98 Brötzingen ebenfalls einem Multikulti-Ensemble vor.

Warum es so gekommen ist, dafür nennt er viele verschiedene Gründe.

„Die Kinder wollen sich heute im Sport nicht mehr zu plagen wie früher“, sagt er, „Und es gibt na-

hier ins Nationalteam entsandt. „Das waren andere Zeiten“, sagt Isik und denkt an seine Jahre als Aktiver zurück. „Wir hatten 200 Boxer aus 40 Vereinen bei den badischen Meisterschaften.“

Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingingen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ringern sieht es nicht viel anders aus. „Wir brauchen die Ausländer“, sagt Holger Stubbe.

Er steht als Vorsitzender des Ringervereins SV 98 Brötzingen ebenfalls einem Multikulti-Ensemble vor.

Warum es so gekommen ist, dafür nennt er viele verschiedene Gründe.

„Die Kinder wollen sich heute im Sport nicht mehr zu plagen wie früher“, sagt er, „Und es gibt na-

hier ins Nationalteam entsandt. „Das waren andere Zeiten“, sagt Isik und denkt an seine Jahre als Aktiver zurück. „Wir hatten 200 Boxer aus 40 Vereinen bei den badischen Meisterschaften.“

Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingingen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ringern sieht es nicht viel anders aus. „Wir brauchen die Ausländer“, sagt Holger Stubbe.

Er steht als Vorsitzender des Ringervereins SV 98 Brötzingen ebenfalls einem Multikulti-Ensemble vor.

Warum es so gekommen ist, dafür nennt er viele verschiedene Gründe.

„Die Kinder wollen sich heute im Sport nicht mehr zu plagen wie früher“, sagt er, „Und es gibt na-

hier ins Nationalteam entsandt. „Das waren andere Zeiten“, sagt Isik und denkt an seine Jahre als Aktiver zurück. „Wir hatten 200 Boxer aus 40 Vereinen bei den badischen Meisterschaften.“

Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingingen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ringern sieht es nicht viel anders aus. „Wir brauchen die Ausländer“, sagt Holger Stubbe.

Er steht als Vorsitzender des Ringervereins SV 98 Brötzingen ebenfalls einem Multikulti-Ensemble vor.

Warum es so gekommen ist, dafür nennt er viele verschiedene Gründe.

„Die Kinder wollen sich heute im Sport nicht mehr zu plagen wie früher“, sagt er, „Und es gibt na-

hier ins Nationalteam entsandt. „Das waren andere Zeiten“, sagt Isik und denkt an seine Jahre als Aktiver zurück. „Wir hatten 200 Boxer aus 40 Vereinen bei den badischen Meisterschaften.“

Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingingen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ringern sieht es nicht viel anders aus. „Wir brauchen die Ausländer“, sagt Holger Stubbe.

Er steht als Vorsitzender des Ringervereins SV 98 Brötzingen ebenfalls einem Multikulti-Ensemble vor.

Warum es so gekommen ist, dafür nennt er viele verschiedene Gründe.

„Die Kinder wollen sich heute im Sport nicht mehr zu plagen wie früher“, sagt er, „Und es gibt na-

hier ins Nationalteam entsandt. „Das waren andere Zeiten“, sagt Isik und denkt an seine Jahre als Aktiver zurück. „Wir hatten 200 Boxer aus 40 Vereinen bei den badischen Meisterschaften.“

Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingingen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ringern sieht es nicht viel anders aus. „Wir brauchen die Ausländer“, sagt Holger Stubbe.

Er steht als Vorsitzender des Ringervereins SV 98 Brötzingen ebenfalls einem Multikulti-Ensemble vor.

Warum es so gekommen ist, dafür nennt er viele verschiedene Gründe.

„Die Kinder wollen sich heute im Sport nicht mehr zu plagen wie früher“, sagt er, „Und es gibt na-

hier ins Nationalteam entsandt. „Das waren andere Zeiten“, sagt Isik und denkt an seine Jahre als Aktiver zurück. „Wir hatten 200 Boxer aus 40 Vereinen bei den badischen Meisterschaften.“

Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingingen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ringern sieht es nicht viel anders aus. „Wir brauchen die Ausländer“, sagt Holger Stubbe.

Er steht als Vorsitzender des Ringervereins SV 98 Brötzingen ebenfalls einem Multikulti-Ensemble vor.

Warum es so gekommen ist, dafür nennt er viele verschiedene Gründe.

„Die Kinder wollen sich heute im Sport nicht mehr zu plagen wie früher“, sagt er, „Und es gibt na-

hier ins Nationalteam entsandt. „Das waren andere Zeiten“, sagt Isik und denkt an seine Jahre als Aktiver zurück. „Wir hatten 200 Boxer aus 40 Vereinen bei den badischen Meisterschaften.“

Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingingen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ringern sieht es nicht viel anders aus. „Wir brauchen die Ausländer“, sagt Holger Stubbe.

Er steht als Vorsitzender des Ringervereins SV 98 Brötzingen ebenfalls einem Multikulti-Ensemble vor.

Warum es so gekommen ist, dafür nennt er viele verschiedene Gründe.

„Die Kinder wollen sich heute im Sport nicht mehr zu plagen wie früher“, sagt er, „Und es gibt na-

hier ins Nationalteam entsandt. „Das waren andere Zeiten“, sagt Isik und denkt an seine Jahre als Aktiver zurück. „Wir hatten 200 Boxer aus 40 Vereinen bei den badischen Meisterschaften.“

Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingingen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ringern sieht es nicht viel anders aus. „Wir brauchen die Ausländer“, sagt Holger Stubbe.

Er steht als Vorsitzender des Ringervereins SV 98 Brötzingen ebenfalls einem Multikulti-Ensemble vor.

Warum es so gekommen ist, dafür nennt er viele verschiedene Gründe.

„Die Kinder wollen sich heute im Sport nicht mehr zu plagen wie früher“, sagt er, „Und es gibt na-

hier ins Nationalteam entsandt. „Das waren andere Zeiten“, sagt Isik und denkt an seine Jahre als Aktiver zurück. „Wir hatten 200 Boxer aus 40 Vereinen bei den badischen Meisterschaften.“

Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingingen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ringern sieht es nicht viel anders aus. „Wir brauchen die Ausländer“, sagt Holger Stubbe.

Er steht als Vorsitzender des Ringervereins SV 98 Brötzingen ebenfalls einem Multikulti-Ensemble vor.

Warum es so gekommen ist, dafür nennt er viele verschiedene Gründe.

„Die Kinder wollen sich heute im Sport nicht mehr zu plagen wie früher“, sagt er, „Und es gibt na-

hier ins Nationalteam entsandt. „Das waren andere Zeiten“, sagt Isik und denkt an seine Jahre als Aktiver zurück. „Wir hatten 200 Boxer aus 40 Vereinen bei den badischen Meisterschaften.“

Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingingen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ringern sieht es nicht viel anders aus. „Wir brauchen die Ausländer“, sagt Holger Stubbe.

Er steht als Vorsitzender des Ringervereins SV 98 Brötzingen ebenfalls einem Multikulti-Ensemble vor.

Warum es so gekommen ist, dafür nennt er viele verschiedene Gründe.

„Die Kinder wollen sich heute im Sport nicht mehr zu plagen wie früher“, sagt er, „Und es gibt na-

hier ins Nationalteam entsandt. „Das waren andere Zeiten“, sagt Isik und denkt an seine Jahre als Aktiver zurück. „Wir hatten 200 Boxer aus 40 Vereinen bei den badischen Meisterschaften.“

Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingingen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ring

Die Blutgrätsche in der Datenanalyse

Fußball ist ein Sport voller gefühlter Wahrheiten. Ossis sind grob, Ausländer temperamentvoll, Schiris verpfeifen ganze Spiele – Klischees wie diese gibt es zuhauf. Doch was ist wirklich an ihnen dran? Die Online-Redaktion wertet Fairnessdaten aus und widerlegt so manches Vorurteil.

Amateurfußball gilt als grob und rustikal. Jeder, der schon mal auf oder neben dem Platz war, kennt Beschimpfungen von Schiedsrichtern und Spielern, grobe Fouls und Wutausbrüche. Aber wie hart spielen Berlins Hobbykicker wirklich? Das Online-Team des Tagesspiegels will es genau wissen und schaut sich die – öffentlich zugänglichen – Fairplay-Daten des Berliner Fußballverbands an. In seinen Tabellen listet der Verband seit Jahren die Regelverstöße in allen Spielklassen auf.

Die Redaktion lässt die Zahlen in Tabellen, Karten und Diagramme einfließen. Sie erstellt einen „Unfairnessquotienten“, listet die fairesten und unfairensten Teams jeder Liga in einem Mannschafts-Ranking auf oder zeigt in einem „Treter-Atlas“, wo Berlins Fußballer fair sind und wo eher nicht.

Zugleich befragt die Redaktion Experten, um die Zahlen einzurunden.

Denn hinter einer Gelben Karte kann genauso gut ein grobes Foul stecken wie ein unangemessener Torjubel. Auch tauchen viele verdeckte Regelverstöße in der Liste des Verbands gar nicht auf. Und: Die Statistik ist lediglich eine Momentaufnahme. Eine Mannschaft, die in der vergangenen Saison durch viele Rote Karten auffiel, kann in diesem Jahr äußerst fair spielen – und umgekehrt.

Dennoch sind die Daten aufschlussreich. Die Redaktion baut daraus eine interaktive Analyse mit dem schönen Namen „Blutgrätschenreport“. Darin geht sie den gängigen Vorurteilen auf den Grund: „Im Osten gibt's auf die Socken“, „Die Ausländer haben sich nicht im Griff“, „Der Berliner Amateurfußball hat ein grundsätzliches Gewaltproblem“. Klischees wie diese, die weit verbreitet sind, lassen sich anhand der Daten nicht halten. Die Analyse der Daten zeigt, dass es bei Vereinen im Westen der Stadt mehr Regelverstöße

DER TAGESSPIEGEL

ERUM COGNOSCE CAVAS

gibt, dass die migrantisch geprägten Teams keineswegs unfairer spielen und dass die Zahl der Gewalttaten im Berliner Amateurfußball eher rückläufig ist. Auch das Vorurteil, dass Schiedsrichter in ihren Entscheidungen nicht neutral sind, scheint laut den Analysen unbegründet. Ein Klischee jedoch hat die Statistik klar bestätigt: Frauen spielen deutlich fairer als Männer.

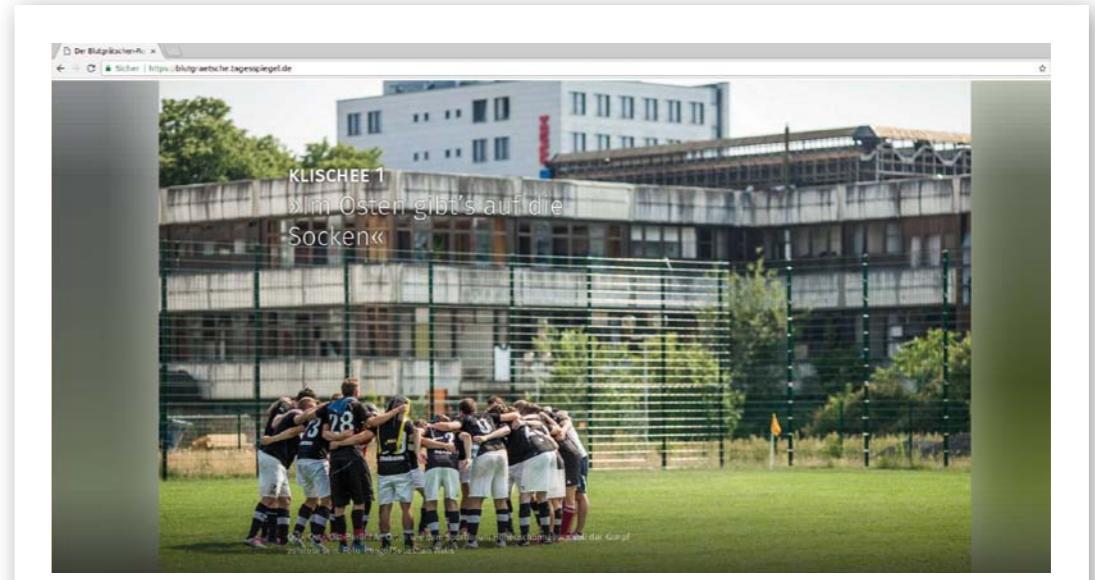
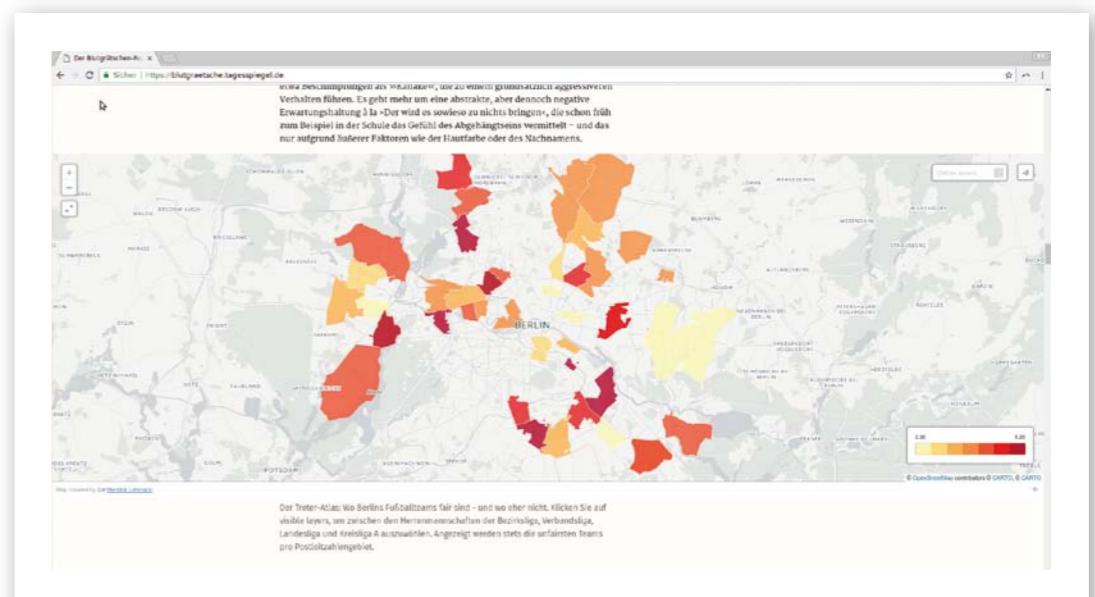
<https://blutgraetsche.tagesspiegel.de/>

Stichworte

- ▶ Ausländer
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Gewalt
- ▶ Hintergrund
- ▶ Interaktiv
- ▶ Layout
- ▶ Multimedia
- ▶ Sport
- ▶ Vereine

Kontakt:

Johannes Schneider, Kulturredaktion/Mehr Berlin, Telefon: 030/29021-14249,
E-Mail: johannes.schneider@tagesspiegel.de





Das Exotische liegt in unserer Umwelt

Nirgends kommen wir dem gesellschaftlichen Leben näher als am eigenen Ort und in der Region. Hier ist die Lokalredaktion mitten drin, hier bekommt sie eine bunte Vielfalt an Vorlagen. Die Redaktion kann aus dem Vollen schöpfen, und sie ist gut beraten, es auch zu tun. Denn was verbindet die Menschen mehr als die kleinen Freuden und Sorgen, die Feiern und Rituale, die Lebensphasen und ihre Veränderungen. Daraus können schräge oder ernsthafte Geschichten entstehen, verspielte oder politisch bedeutsame. Ein wundervolles Feld für Lokalreporter, die frei nach Egon Erwin Kischs Vorbild das Exotische in unserer Umwelt aufspüren.

- ▶ Preisträger 2016
- ▶ Politik lokal
- ▶ Wirtschaft lokal
- ▶ Kultur lokal
- ▶ Sport lokal

GESELLSCHAFT LOKAL

- ▶ Panorama lokal
- ▶ Service lokal



Spannende Einblicke in die „30er Zone“

Wie ticken Menschen zwischen 30 und 40? Wie leben und arbeiten sie, was beschäftigt und sorgt sie? Welche Träumen haben sie, von welchen haben sie sich verabschiedet? Die Redaktion stemmt ein multimediales Großprojekt, in dem sie die Lebenswirklichkeit der „30er Zone“ in den Mittelpunkt stellt.

Die Serie soll möglichst viele Einblicke in Leben und Alltag der 30- bis 40-Jährigen in der Region am bayerischen Untermain rund um Aschaffenburg ermöglichen – und das über alle medialen Kanäle hinweg. Um dieses Ziel zu erreichen, wird das Projekt redaktionsübergreifend von zehn Redakteurinnen und Redakteuren koordiniert und bearbeitet, die selbst zu dieser Altersgruppe gehören. In Porträts, Reportagen, Videos, Servicestücken, Kolumnen und Meinungsbeiträgen beleuchtet das Autorenteam sechs Wochen lang die facettenreichen Lebensentwürfe der „30er-Zone“.

Passend zu den Lesegewohnheiten vieler Menschen zwischen 30 und 40 ist das Projekt strikt crossmedial angelegt. Im Print erscheinen durchschnittlich sechs Beiträge pro Woche. Im Internetauftritt des Main-Echos gehört der Serie eine eigene Unterseite unter www.main-echo.de/30er-zone. Angesprochen werden die Menschen auch in einer eigenen Facebook-Gruppe, einer interaktiven Umfrage und mit einem Wettbewerb.

Kontakt:

Martin Schwarzkopf, Chefredakteur, Telefon: 06021/396229, E-Mail: sekretariat.chefredaktion@main-echo.de

Main Echo

Bote vom Untermain | Lohrer Echo | Wertheimer Zeitung

In der Umsetzung achtet ein Koordinationsteam darauf, dass die Inhalte für die Print-Ausgaben zur Verfügung stehen, online aufgearbeitet und über Facebook und Twitter ausgegeben werden. Die Online-Redaktion präsentiert die Serienbeiträge in hervorgehobener Form auf der Startseite. Mit der Marketing-Abteilung wird im Vorfeld eine Werbestrategie entwickelt.

In den Beiträgen werden die unterschiedlichen Lebenssituationen der Menschen aus der „30er Zone“ gezeigt – von der alleinerziehenden Mutter über den Single bis hin zur Patchwork-Familie. Dazu erklärt ein Psychologe, wie Menschen in diesem Alter ticken. Die Serie berichtet, wie Menschen aus der Altersgruppe arbeiten, wie sie Sport treiben, sich ernähren. Eine Autorin verfolgt die Lebenswege ihrer Mitschüler aus der Grundschulkasse. Geschichten erzählen von Hoffnungen und vom Scheitern in dieser Lebensphase, von Zukunftsplänen und nostalgischen Erinnerungen.

Stichworte

- ▶ Forum
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Layout
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Interaktiv
- ▶ Menschen
- ▶ Multimedia
- ▶ Unterhaltung

2 BLICKPUNKT

30er-Zone: Sie sind zusammen in die Schulzeit gestartet, haben gemeinsam lesen und schreiben gelernt. Doch welchen Weg sind die ehemaligen Grundschulkameraden dann gegangen? Wo leben sie heute mit Mitte 30?

1988 eingeschult, heute mitten im Leben

Lebensläufe: Auf den Spuren einer Niedernberger Grundschulkasse – Was ist aus uns geworden? Wo stehen wir mit Mitte 30?

1	Patrick: Patrick verließ Niedernberg mit 18 Jahren in Richtung Gießen zum BWL-Studium und lebt nach Stationen in Wiesbaden und Frankfurt heute in Groß-Zimmern. Seinen Lebensunterhalt verdient er als Prozess-Manager bei einer Versicherung.
2	Anna: Anna studierte und spielte zuerst Musicaltheater in Frankfurt am Main. Seit 2004 unterrichtet sie freiberuflich als Gesangs- und Klavierlehrerin. Sie wohnt mit ihrem Partner in der Nähe von Darmstadt und erwartet gerade ihr erstes Kind.
3	Daniela: Daniela wohnt wieder in Niedernberg, nachdem sie drei Jahre in Mömlingen lebte. Sie arbeitet als Industriekauffrau in der Firma, in der sie auch ihre Ausbildung gemacht hat.
4	Jochen: Jochen arbeitete nach seinem Studium in Mannheim zunächst bei Bosch Rexroth in Horb am Neckar. Danach kehrte er zurück in die Heimat: Er arbeitet inzwischen bei Bosch Rexroth in Lohr und wohnt mit seiner Frau und seinen drei Jungs in Sailauf.
5	Manuel: Manuel hat zunächst eine Ausbildung zum KFZ-Mechaniker absolviert. 2008 ließ er sich in Schweinfurt zum KFZ-Technikmeister und Betriebswirt weiterbilden. Seither arbeitet er als Serviceberater in einem Autohaus in Miltenberg. Manuel ist verheiratet und lebt mit seiner Frau in Niedernberg.
6	Ramona: Ramona war nach ihrer Ausbildung zur Hotelfrau bei der Eröffnung des Niedernberger Seehotels dabei. Dann zog es sie für ein halbes Jahr nach Köln in die Sternegastronomie. Seit 2002 lebt sie mit ihrem Partner in Heilbronn. Seit einigen Jahren hat sie die Serviceleitung im Ratskeller der Stadt Heilbronn. „Ich fühle mich wohl im Schwarzenland“, sagt sie.
7	Hannah: Hannah hat sich nach ihrer Ausbildung zu Groß- und Außenhandelskauffrau für die Polizeikauffrau entschieden. In Würzburg durchlief sie die dreieinhalbjährige Ausbildung. Danach ging es zurück in die Heimat, wo sie zunächst in Obernburg und jetzt in Aschaffenburg ihren Dienst verrichtete. Sie wohnt wieder in Niedernberg.
8	Yvonne: Yvonne hat sich nach ihrer Ausbildung zu Groß- und Außenhandelskauffrau für die Polizeikauffrau entschieden. In Würzburg durchlief sie die dreieinhalbjährige Ausbildung. Danach ging es zurück in die Heimat, wo sie zunächst in Obernburg und jetzt in Aschaffenburg ihren Dienst verrichtete. Sie wohnt wieder in Niedernberg.
9	Dorothee Wicha: Dorothee Wicha unterrichtete von 1982 bis 2001 an der Niedernberger Grundschule, wechselte dann als Konrektorin nach Mömlingen und 2003 als Rektorin an die Brentanschule in Aschaffenburg, wo sie bis 2014 blieb. Inzwischen genießt sie ihren Altersurlaub. Sie hat zwei erwachsene Söhne und lebt mit ihrem Mann in Stockstadt.



10	Marcel: Marcel lebte sieben Jahre für Studium und Arbeit in München. Nach einer Zwischenstation in Marktredwitz ist er jetzt wieder in Heimatort Petri, bei Magdeburg. Er arbeitet bei Magna in Sellauf als Software-Engineer und wohnt mit Frau und Tochter (2) ebenfalls in Sellauf.
11	Christina: Christina absolvierte zunächst eine Ausbildung zum Technischen Zeichner bei Taka-Petri, bevor sie sich in Kleinwallstadt gezoagt. Dort lebt sie heute auch mit ihrem Mann und zwei Kindern. Sie arbeitet zunächst als Kinderpflegerin im Kindergarten Sonnenschein in Stockstadt und seit 2011 in der Kinderkrippe Waldwichtel, ebenfalls in Stockstadt.
12	Manuela: Manuela ist mit ihrer Familie in die Türkei zurückgekehrt. Sie hat in Izmir studiert. Dort lebt sie wieder mit ihrem Mann und zwei Kindern. Sie arbeitet als Deutschlehrerin.
13	Arzu: Arzu ist 1997 mit ihrer Familie in die Türkei zurückgekehrt. Sie hat in Izmir studiert. Dort lebt sie wieder mit ihrem Mann und zwei Kindern. Sie arbeitet als Deutschlehrerin.
14	Christian: Christian absolvierte eine Lehre zum Holzmechaniker bei Hess Zulassungen. Er ist als Fahrlehrer in Dingolfing tätig und verlobt. Die Hochzeit ist für 2017 geplant.
15	Florian: Florian hat nach seiner Lehre zum Holzmechaniker bei Hess Zulassungen. Er ist als Fahrlehrer in Aschaffenburg tätig und verlobt. Die Hochzeit ist für 2017 geplant.
16	Thomas: Thomas absolvierte in Obernburg eine Lehre als Kälteanlagenbauer und arbeitet seit 2002 als Servicetechniker für Kälteanlagen im Großraum Frankfurt. Er lebt mit Frau und Tochter in Niedernberg.
17	Stefanie: Stefanie wohnt schon ihr ganzes Leben in Niedernberg – mal abgesehen von ihrer ersten eigenen Wohnung: ein Jahr lang lebte sie im Nachbarort Großostheim. Seit ihrer Ausbildung arbeitet sie bei einer Niedernberger Firma. Sie ist verheiratet und hat einen Sohn (9) und eine Tochter (6).
18	Ina: Ina studierte Fremdsprachen, unter anderem in München und Santiago de Compostela. Als Lektorin unterrichtete sie an der Universität Aberdeen in Schottland Deutsch und nahm kulturelle Aufgaben war. Kurzlich ist sie wieder nach Deutschland zurückgekehrt.
19	Anja: Anja studierte nach ihrem Abitur in Würzburg Volkskunde und Deutsch und arbeitet danach ein Jahr lang in einer PR-Agentur in Ingolstadt. Inzwischen wohnt sie wieder in Niedernberg und arbeitet als Redakteurin beim Main-Echo. Sie ist verheiratet und hat eine Tochter (4).

Von unserer Redakteurin
ANJA MAYER

NIEDERNBERG. Über 60 Abc-Schützen starteten 1988 in Niedernberg (Kreis Miltenberg) ihr schulisches Laufbahn. 28 Jahre ist es her, dass sie – aufgeteilt in drei Klassen – die Schulbank drückten. Für unsere Serie „30er-Zone“ wollten sie wissen: Was ist aus den Schulkameraden geworden? Wo leben sie heute, welche Weg sind sie gegangen? Als sie ihre ehemalige Schülerrinn am Telefon hört, hat sie sofort das Klassensfoto vor Augen, kann sogar die meisten Schüler beim Namen nennen. „Du hastest da so ein hübsches Kleidchen“, sagt sie und lacht.

Dorothee Wicha unterrichtete fast 20 Jahre an der Niedernberger Grundschule (von 1982 bis 2001).

Einer der drei Niedernberger Grundschulklassen, die 1c von 1988, soll als Beispiel dienen. Den Großteil der heute 34- bis 35-Jährigen konnten wir ausfindig machen – auch die Klassenlehrerinnen. Dorothee Wicha erinnert sich trotz der langen Zeitspanne noch überraschend gut an ihre damalige Klasse. Als sie ihre ehemalige Schülerrinn am Telefon hört, hat sie sofort das Klassensfoto vor Augen, kann sogar die meisten Schüler beim Namen nennen. „Du hastest da so ein hübsches Kleidchen“, sagt sie und lacht.

bis 2014 blieb. Inzwischen genießt die 62-Jährige ihren Altersurlaub – eine Sonderform der Beurlaubung bis zur Pensionierung. Die Verbindung nach Niedernberg ist nie ganz abgebrochen. So ließ sie sich auch die Abschiedsfeier der langjährigen Rektorin Hannelore Gerlach im Juli nicht entgehen.

Die Lebensläufe der ehemaligen Abc-Schützen entwickelten sich höchst unterschiedlich: Unter den 21 Mädchen und Jungen von damals finden sich heute Industriekauffrauen wie eine Erzieherin, Deutschlehrerin, hauptberufliche Musikerin, Polizistin oder ein Prozess-Manager und ein Fahrlehrer. Einige sind nach Stationen in Großstädten wieder in die Nähe ihres Heimatortes gezogen.

Wieder andere lebten die vielen Jahre in der Nähe und wurden nach der Grundschule trotzdem nie wieder gesehen. Die Spuren suchte nach knapp 30 Jahren war jedenfalls unheimlich spannend. Zur Nachahmung empfohlen!

Mehr zur 30er-Zone lesen Sie unter www.main-echo.de/30er-zone. Diskutieren Sie mit www.facebook.com/groups/30erZone.

30 **Dreißiger-Zone**

Ein der drei Niedernberger Grundschulklassen, die 1c von 1988, soll als Beispiel dienen. Den Großteil der heute 34- bis 35-Jährigen konnten wir ausfindig machen – auch die Klassenlehrerinnen. Dorothee Wicha erinnert sich trotz der langen Zeitspanne noch überraschend gut an ihre damalige Klasse. Als sie ihre ehemalige Schülerrinn am Telefon hört, hat sie sofort das Klassensfoto vor Augen, kann sogar die meisten Schüler beim Namen nennen. „Du hastest da so ein hübsches Kleidchen“, sagt sie und lacht.

Dorothee Wicha unterrichtete fast 20 Jahre an der Niedernberger Grundschule (von 1982 bis 2001).

Illustrationen designed by Freepik.com

Gemeinschaft, Geborgenheit und Heimatliebe

Die einen mögen sie, die anderen hassen sie: Schützenfeste. Warum sie aber im Emsland so beliebt sind, das will Online-Redakteurin Julia Mausch herausfinden. Sie wagt einen Selbstversuch – und findet Gemeinschaft, Geborgenheit und Heimatliebe.

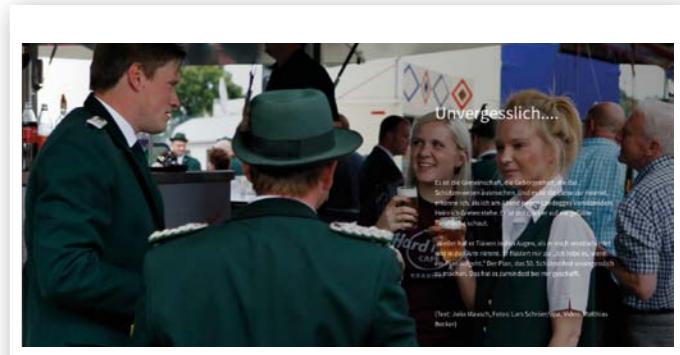
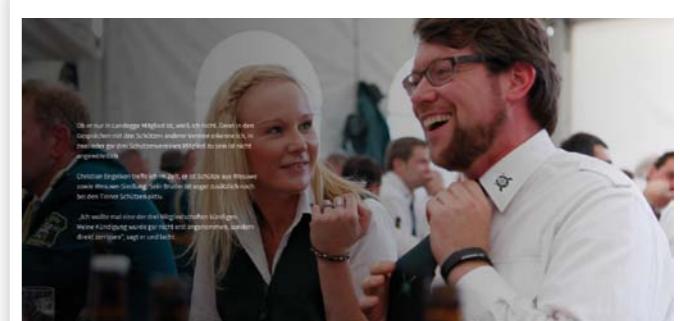
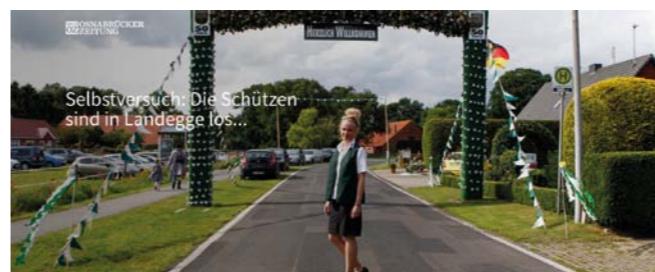
Was macht den Reiz eines Schützenfestes aus? Das will die Redakteurin hautnah erfahren. Dafür platziert sie auf den Facebook-Seiten der drei Emsland-Redaktionen der Neuen Osnabrücker Zeitung einen Aufruf. Schützenvereine können sich bewerben, damit die Redaktion ihr Fest besucht. Die Resonanz ist riesig. Am Ende muss das Los entscheiden, und Julia Mausch reist nach Landegge bei Haren/Ems. Das Dorf im Emsland, nur wenige Kilometer von der niederländischen Grenze entfernt, hat knapp 300 Einwohner. Dort wird ein Wochenende lang das 50. Schützenfest gefeiert.

das Sprachproblem überwinden, denn hier wird nur Plattdeutsch gesprochen. Sie muss sich vor allem selbst überwinden, sei es beim Tanzabend mit Schlagermusik, sei es bei den vielen hochprozentigen Getränken, die die Runde machen. Sie trifft jugendliche und alte Schützenfestfans, lässt sich Geschichten von früher und heute erzählen. Und sie erfährt, wie sehr die alten Traditionen auch heute noch das Dorfleben prägen.

Am Ende des Festes hat der Vorsitzende des kleinen Vereins Tränen in den Augen. Er hat es geschafft, das Schützenfest seines Ortes unvergesslich zu machen. Und die Redakteurin erkennt, warum die Menschen den Verein und das Fest lieben: Es ist die Gemeinschaft, Geborgenheit und die Liebe zur Heimat.

Stichwort

- ▶ Aktionen
 - ▶ Ehrenamt
 - ▶ Gesellschaft
 - ▶ Heimat
 - ▶ Interaktiv
 - ▶ Kultur
 - ▶ Layout
 - ▶ Multimedia
 - ▶ Unterhaltung
 - ▶ Vereine



Kontakt

Julia Mausch, Redakteurin, Telefon: 05931/9401-53, E-Mail: j.mausch@noz.de

Gemeinsam für eine Willkommenskultur

Eine kleine Tageszeitung im Sauerland wirbt für ein Miteinander der Nationen und Kulturen, setzt Signale für Menschlichkeit und bringt die ganze Stadt zusammen. In Sondermagazinen und Aktionen, Berichten, Reportagen und Interviews setzt sie positive Zeichen für eine Willkommenskultur.

Wer Engagement für Flüchtlinge einfordert, muss es auch vorleben. Auf diesen Standpunkt stellen sich Redaktion und Verlag des Süderländer Tagblatts und organisieren das bislang größte und umfangreichste Projekt des Hauses.

Unter dem Titel „Willkommen hier bei uns“ erscheint ein 64-seitiges Sondermagazin, in dem Vereine, Gruppen, Engagierte vorgestellt werden. Flüchtlingskinder malen eigens für das Heft Bilder, die ihre Heimat und ihr neues Leben in Deutschland zeigen. Die Redaktion besucht Moscheen und marokkanische Kulturvereine, Elternvereine, Kirchen und Integrationsloten und gibt den Lesern einen Einblick in andere Kulturreiche und Religionen.

Das Heft, in erster Linie von den Mitarbeitern Laurina und Florian Ahlers erstellt, wird durch Texte und Fotos von Vereinen und Organisationen mitgestaltet.

Süderländer Tageblatt

Überparteiliche Heimatzeitung – Plettenberger Zeitung – Herscheider Nachrichten – Seit 1880

Die Berichterstattung geht weiter – und ebenso das Engagement der Zeitung. Sie will weiterhin nicht nur schreiben, sondern auch aktiv anpacken, damit die neuen Mitbürger eine Chance bekommen. Und über alle Kanäle dafür sorgen, dass die Stimmung in der Stadt positiv bleibt.

Stichworte

- ▶ Aktionen
 - ▶ Anwalt
 - ▶ Ehrenamt
 - ▶ Flüchtlinge
 - ▶ Forum
 - ▶ Heimat
 - ▶ Integration
 - ▶ Kommunalpolitik
 - ▶ Kontinuität
 - ▶ Marketing

Kontakt

Florian Ahlers, Medienberater und Redakteur, Telefon: 02391/909313, E-Mail: florian.ahlers@mzv.net
Laurina Ahlers, freie Mitarbeiterin, Telefon: 02391/909339, E-Mail: laurina.ahlers@qmx.de



Wandel auf dem Land als Multimedia-Projekt

**Die Schwäbische Alb ist ein Ort, wo Traditionen gepflegt werden und wo man sich kennt.
Der Wandel der Welt mag hier gemütlicher vorangehen als anderswo. Aber auch hier verändert sich vieles. Die Ausbildungsredaktion hat genau hingeschaut und die Geschichten vom Wandel crossmedial erzählt.**

Wie sieht die Zukunft der Landwirte aus? Gehen dem Land die Ärzte aus? Wie kann Integration von Flüchtlingen in einer Kleinstadt gelingen? Wohnen, Essen, Verkehr, Klima – vieles verändert sich auch auf der beschaulichen Schwäbischen Alb. Wie gehen die Bewohner damit um? Aus solchen Fragestellungen sind die vielfältigen Geschichten entstanden, die elf Volontäre und Jungredakteure in dem multimedialen Projekt „Die Alb im Wandel“ erzählen.

Die jungen Kolleginnen und Kollegen hören sich die Sorgen und Hoffnungen der Menschen vor ihrer Haustür an und zeichnen das Bild einer ganzen Region. Mit kritischer Haltung und mit konstruktivem Ansatz: In den Geschichten wird deutlich, wie Menschen den Wandel mitgestalten und sich einstellen auf Neues.

Das Team berichtet von der nahezu ausgestorbenen Spezies der Großfamilie im Mehrgenerationenhaus

und aus der Praxis eines Landarztes. Die Reporter reden mit einem Jungbauern über Landwirtschaft, mit Pendlern über den Nahverkehr und mit Ehrenamtlichen und Flüchtlingen über Integration. Zusammen mit Forschern besuchen sie die Höhlen der Schwäbischen Alb und finden unter der Erde Daten zum Klimawandel. Und sie machen sich auf die Suche nach regionalen Delikatessen und entdecken dabei einige Raritäten.

Zu der aufwendigen Vor-Ort-Recherche kommen Daten, Fakten und Expertengespräche. Die Ergebnisse werden für die Print-Ausgabe als siebenteilige Serie mit seitenfüllenden Geschichten veröffentlicht und im multimedialen Storytelling umgesetzt.

In dem medienübergreifenden Projekt werden Reportagen, Features und Interviews mit Videos und Bildergalerien, Statistiken und Grafiken kombiniert und so vielschichtige Geschichten erzählt.

SÜDWEST PRESSE

Kontakt:

Magdi Aboul-Kheir, Ausbildungsredakteur, Telefon: 0731/156211, E-Mail: m.aboul-kheir@swp.de

Stichworte

- Alltag
- Flüchtlinge
- Gesundheit
- Heimat
- Interaktiv
- Landwirtschaft
- Recherche/Investigation
- Multimedia
- Wohnen
- Verkehr
- Zukunft

5 SÜDWESTUMSCHAU

DIE ALB IM WANDEL NEUE SERIE

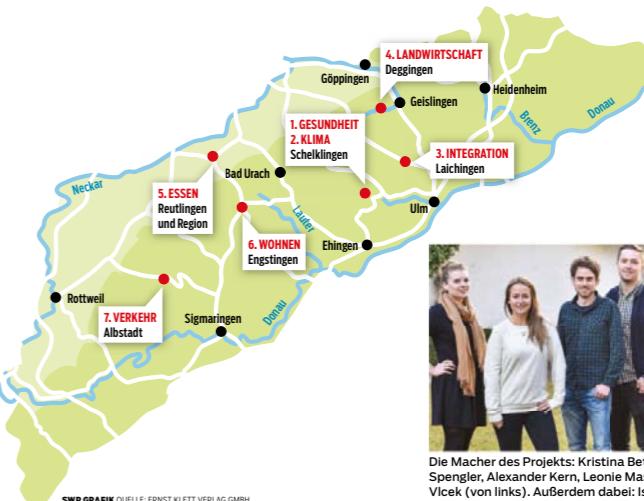
Vor Ort

Unsere Volontäre haben für eine Multimedia-Serie bei Bewohnern der Alb nachgefragt.

Die Schwäbische Alb: ein Ort, wo Traditionen gepflegt werden und wo man sich kennt, wo der Wandel der Welt vielleicht gemütlicher vorangeht als anderswo. Doch auch hier verändert sich vieles: Dörfer müssen sich auf neue Mitbewohner einstellen, auf Flüchtlinge, die hier ein Zuhause suchen. Landwirte kämpfen um ihr Betriebe und die Klimaerwärmung verändert die Heimat von Pflanzen und Tieren.

Wie gehen die Bewohner der Schwäbischen Alb mit diesen Veränderungen um? Das tägliche Handeln der Menschen bietet Stoff für sieben Geschichten unter dem Titel: „Die Alb im Wandel“. Diese sind bei einem Crossmedia-Projekt von elf jungen Redakteuren und Volontären der

SWP GRAFIK QUELLE: ERNST KLETT VERLAG GMBH
» Projekt Das ganze Ergebnis unserer Arbeit finden Sie im Storytelling: www.swp.de/storytelling



Die Macher des Projekts: Kristina Betz, Valerie Eberle, Andreas Spengler, Alexander Kern, Leonie Maschke, Bianca Frieß und Kerstin Vlcek (von links). Außerdem dabei: Isabella Jahn, Matthias Jedeile, Anne Laab und Igor Steinle.

Foto: Lars Schwerdfeger

Gehen dem Land die Ärzte aus?

Versorgung Jeder zweite Hausarzt in Baden-Württemberg geht in den kommenden Jahren in Rente. Einen Nachfolger zu finden ist schwierig – besonders in ländlichen Regionen. Von Anne Laab und Bianca Frieß

Rudolf Meeßen begleitet viele seiner Patienten seit Jahrzehnten. Der Arzt hört ab, er verscheißt Tabletten und Hustensatz. Gleichzeitig ist er Gesprächspartner und Berater. Er kennt die sozialen Strukturen seiner Patienten, das hilft bei der Behandlung. „Wenn ich weiß, dass es in einer Ehe ständig kriselt, kann ich auch Schlafstörungen besser einordnen“, sagt er. Der 65-Jährige ist Hausarzt in seiner Praxis in Schelklingen im Alb-Donaub-Kreis – und er könnte sich keinen anderen Beruf vorstellen. „Die Nähe zum Patienten, die tatsächliche therapeutische Versorgung: Das füllt mich aus“, erzählt Meeßen.

» SWP-SERIE (1)
ALB IM WANDEL

Er wollte aufs Land, in einen überschaubaren Bereich mit Stammkunden. Da kam Schelklingen mit seinen rund 7000 Einwohnern gerade recht. 1984 ist er hier als selbstständiger Hausarzt in eine Praxis eingetreten.

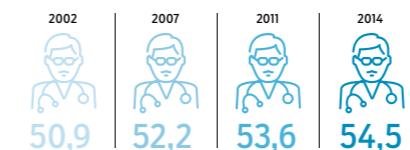
Massives Stadt-Land-Gefälle Damit ist er einer von rund 7100 Hausärzten, die nach Angaben der Kassenärztlichen Vereinigung Baden-Württemberg (KVBW) im Land tätig sind. 2007 waren es etwa 70 Ärzte mehr. Trotz des moderaten Rückgangs warnt die KVBW vor einem „alarmierenden Nachwuchsmangel“. Denn von den praktizierenden Hausärzten ist etwa die Hälfte älter als 55 Jahre. In den kommenden fünf bis zehn Jahren muss mehr als die Hälfte ersetzt werden. Besonders schwierig ist die Situation auf dem Land: „Es gibt ein massives Stadt-Land-Gefälle“, sagt Dr. Alexis von Komorowski vom Landkreis Baden-Württemberg. Gerade Jugendärzte ziehen es in die Ballungssiede-

Er erlebt seit mehr als 30 Jahren mit, wie sich die medizinische Landschaft verändert. „Früher haben die Hausärzte viel mehr Aufgaben übernommen, die jetzt der Facharzt macht“, erinnert er sich. Dazu zählen zum Beispiel gynäkologische Untersuchungen. Nachfolger: 2014 gründete er eine Berufsausübungsgemeinschaft mit Doktor Robin Obermüller. Die beiden führen die Praxis zusammen, mit gemeinsamer Abrechnung und Patientenkartei (siehe



Viele seiner Patienten behandelt Doktor Rudolf Meeßen seit Jahren oder Jahrzehnten.
Foto: Bianca Frieß

Durchschnittsalter von Ärzten im Süden in Jahren



Die Möglichkeiten, sich als Arzt niederzulassen

Einzelpraxis Als Einzelunternehmer ist der Arzt wirtschaftlich und organisatorisch komplett selbstständig. **Berufsausübungsgemeinschaft** Mehrere Gesellschafter führen ein gemeinsames Unternehmen mit gemeinsamer Abrechnung und Patientenkartei. Die Partner arbeiten aber weiterhin medizinisch unabhängig. **Praxisgemeinschaft** Eigentümliche Praxen mit getrennter Abrechnung und Patientenkartei. Die

bedarfsspezifisch nahe an der Grenze zur Unterversorgung ist“, warnt die KVBW. Dazu gehört zum Beispiel Horb am Neckar, dort kommen nur zwölf Hausärzte auf etwa 25 000 Einwohner.

Viele Ärzte spezialisieren sich

Ein Grund für die Knappe ist, dass sich viele junge Ärzte spezialisieren. Auch Robin Obermüller ging diesen Weg, machte eine Facharztausbildung zum Internisten sowie im Bereich der Hämatologie und Onkologie. Seine Berufsausbildung startete er im Ulmer Uniklinikum und wechselte später nach Biberach. Seit Schluss Hausarzt zu werden, ergab sich erst vor ein paar Jahren, als er bei der Arbeit in einer Praxis einen größeren Einblick in die hausärztliche Versorgung bekam. Obermüller war klar, dass er nicht dauerhaft in einem Krankenhaus angestellt sein wollte. Viel eher strebte er eine selbstständige Tätigkeit an: in einer Landapraxis. Für Obermüller war es die „absolut richtige Entscheidung Hausarzt zu werden“, zumal ihm die Patienten schnell akzeptierten.

Mit seiner Berufsentcheidung geht Obermüller gegen den Trend – der entwickelt sich nämlich weg von der Selbstständigkeit und hin zum Angestelltenverhältnis. Dazu trägt auch bei, dass mehr Frauen in die Medizin einsteigen: 60 Prozent der Praxis-Übernehmer sind mittlerweile Frauen, berichtet die KVBW. Meeßen sieht das als Vorteil: „Es gibt Bereiche, wo Frauen ein anderes Ohr haben, zum Beispiel bei psychiatrischen Krankheiten oder häuslicher Gewalt“. Das hat aber Konsequenzen für Arbeitszeitmodelle. Denn neben der Arbeit möchten viele Frauen Zeit für die Familie haben. Sie neigen darum weniger zu Selbstständigkeit, wie der Versorgungsbericht der KVBW zeigt: 72 Prozent der Allgemeinmedizinerinnen arbeiten als Angestellte.

Hoffnung für das System Gleichzeitig steigt über die Belastung der Ärzte, die in Kliniken angestellt sind. Im Vergleich zu früheren Jahren verbringen Patienten nur ein Drittel der Zeit im Krankenhausbett, der ständige Wechsel sorgt für mehr Verwaltungsaufwand. Meeßenhoff fasst diese Situation den Hausarzt in die Hände spielt, vielleicht wollen sich dann wieder mehr Ärzte mit einer eigenen Praxis niederlassen.

kommen weniger Privatpatienten und weniger Laufkundschaft. Seinen Kollegen hat es aus pragmatischen Gründen nach Schelklingen gezogen. „Ich gehe dahin, wo ich gebraucht werde“, sagt der 39-Jährige. Und in der Stadt gibt es schon viele Ärzte.“

Im Alb-Donaub-Kreis kommen Anfang des Jahres 1451 Einwohner auf einen Hausarzt. Damit liegt der Landkreis leicht unter dem Landesdurchschnitt von 1518. „Es gibt mittlerweile auch Gebiete, wo die hausärztliche Versorgung



Unterhaltung als journalistisches Konzept

Der Lokalteil hat kein Ressort „Vermischtes“, er ist selbst eine Mischung – bestenfalls eine gut gemachte. In dieser Mischung sind bunte und unterhaltsame Geschichten unerlässlich. Wer seine Leser unterhalten will, darf sich jedoch nicht auf Karikaturen und Glossen beschränken, sondern muss die journalistische Arbeit neu denken und konzipieren. Dazu gehören Frechheit und Augenzwinkern, auch in den Nachrichten. Unterhaltung wird zum Konzept; das Ergebnis ist ein frischer und anregender Lokalteil, an dem sich die Leser erfreuen und auch mal reiben können.

- ▶ Preisträger 2016
- ▶ Politik lokal
- ▶ Wirtschaft lokal
- ▶ Kultur lokal
- ▶ Sport lokal
- ▶ Gesellschaft lokal

PANORAMA LOKAL

- ▶ Service lokal



Werbung für mehr Verständnis an der Grenze

Das Verhältnis zwischen Berlin und Warschau ist nicht immer konfliktfrei. Direkt in der Grenzregion sieht es jedoch anders aus. Die Zeitung betrachtet Nachbarn an der Oder und findet ein gewachsenes Fundament von Vertrauen und Verständnis zwischen Polen und Deutschen.

Das Zusammenleben und der Austausch zwischen Deutschen und Polen gehören in Frankfurt (Oder) und Slubice seit Jahren zum Alltag. Zwar ist auch nach dem Wegfall der Grenzkontrollen die Sprachbarriere das größte Problem zwischen den Menschen diesseits und jenseits der Oder geblieben.

Dennoch gibt es so viele deutsch-polnische Begegnungen und Projekte im Alltag der Doppelstadt wie nie zuvor. Die Redaktion widmet ihnen eine Themenwoche. Auf einer ganzen Seite täglich stellt sie Themen und Beispiele der deutsch-polnischen Nachbarschaft vor.

Die Geschichten erzählen von guter nachbarschaftlicher Zusammenarbeit und von ungelösten Problemen, denen sich beide Seiten zuwenden und die exemplarisch zum Alltag der beiden Grenzstädte gehören.

Die Beiträge werden auf beiden Seiten der Oder recherchiert. Sie zeigen, dass das gegenseitige Vertrauen gewachsen ist. Selbst zeitweilige Misstöne zwischen Warschau und Berlin haben am guten nachbarschaftlichen Verhältnis zwischen Slubice und Frankfurt nichts verändert.

Die Redaktion berichtet von Familien, die sich seit vielen Jahren kennen und ohne Worte verstehen. Sie zeigt, wie Restaurants, Cafés und Bars beidseits der Oder sich auf internationale Kundschaft einstellen, wie sich Schulen und Kitas mit dem anderen Land beschäftigen. Sie erzählt von Dolmetscherinnen im Kreißsaal, von einem grenzübergreifenden Chor, von Chancen für die katholische Kirche oder für Fußballvereine durch Mitglieder aus Polen.

Dargestellt werden wirtschaftliche Fragen ebenso wie deutsch-polnische Kulturprojekte oder medizinische Themen. Dabei werden auch kritische Fragen behandelt. Begleitet wird die Serie durch einen Sprachkurs und Servicestücke.

Eine Serie, die Wissen über Deutsche und Polen gleichermaßen vermittelt, die Belege gelebter Nachbarschaft liefert und für mehr Verständnis wirbt.

Stichworte

- Alltag
- Ausländer
- Gesellschaft
- Heimat
- Kinder und Jugend
- Kultur
- Menschen
- Sport
- Verbraucher
- Wirtschaft

Gestapelt: Individualität heißt dieses Kunstwerk von Erika Stürmer Alex. Es ist im Collegium Polonicum zu sehen. Das Exponat gehört zur Sammlung zeitgenössischer Kunst der Stiftung für das Collegium Polonicum. Außerdem ist im Foyer die Ausstellung „Backsteinarchitektur im Ostsee Raum“ zu sehen.
Foto: René Matischowski

Die Aussicht kann werktags von 9 bis 19 Uhr besichtigt werden.

Kontakt:

Heinz Kannenberg, Redaktionsleiter, Telefon: 0335/5530 590, E-Mail: hkannenberg@t-online.de

Frankfurter Stadtbote

MOZ Sonnabend

Dzien dobry!

Po śniadaniu wskocze na rower i pojade do Slubic! I prawdopodobnie znów o wiele szybciej pokonując most niż wielu kierowców, którzy muszą czekać z powodu prac budowlanych. Cieszy się także na mili rozmówce ze sprzedawcą gazet, od której dowiedziałem się już wiele o Polsce, czego w gazetach nie ma. Wszystko to jest dla mnie wspaniale, ranięc okiem na pole golflowe obok wielkiego bazaru. Zaprasza ono na dzień otwarty drzwi, a przecież gra tam już niejedny frankfurczyk. Oni prawdopodobnie traktują to dokładniej jak ja, żyjąc w mieście, w którym na podróz zagraniczną potrzebuje tylko pięć minut. DIETRICH SCHROEDER (Die Übersetzung finden Sie auf Seite 16)

Denk-Anstoß

Binde einen Fetzen um einen Stock, halte ihn hoch, und du wirst sehen, wie viele ihm wie ein Banner folgen werden.
(Stanisław Jerzy Lec, poln. Satiriker, 1909–1966)

Vor 25 Jahren

Am 21. Mai 1991 berichtete der Stadtbote über eine Brandenburg-/Berlin-Karte, die der Reise- und Verkehrsverlag in der Reihe „Deutsch-Bundesländer; Groß-Straßenkarte 1:250 000“ veröffentlicht hatte. Neben der Darstellung des Straßen- und Eisenbahnnetzes informierte die Karte über die Ausgewichene und Orte in den angrenzenden Bundesländern sowie auf der polnischen Seite der Oder.

Ausgestellt



Gestapelt: Individualität heißt dieses Kunstwerk von Erika Stürmer Alex. Es ist im Collegium Polonicum zu sehen. Das Exponat gehört zur Sammlung zeitgenössischer Kunst der Stiftung für das Collegium Polonicum. Außerdem ist im Foyer die Ausstellung „Backsteinarchitektur im Ostsee Raum“ zu sehen.
Foto: René Matischowski

Die Aussicht kann werktags von 9 bis 19 Uhr besichtigt werden.



13

Frage des Tages
Wie lernt man Polnisch für den Alltag am besten?

Leiterin des Polnisch- Lektorats
EWA BAGLA- JEWSKA-MIGLU

Wer an der Grenze zu Polen lebt, möchte sich vielleicht mit seinen polnischen Nachbarn verständigen können. Wie man das am schnellsten lernen kann, fragte LISA MAHLKE die Leiterin des Polnischlektorats am Sprachzentrum der Viadrina, Ewa Baglajewska-Miglus.

Frau Baglajewska-Miglus, wie lernt man am besten mit den Polnischlernern an, wenn man keine Grundkenntnisse hat?

Es gibt das Heft „Versuch's auf Polnisch“ des Deutsch-Polnischen Jugendverbands.

Die Phonetik ist dabei so erklärt

und geschrieben, dass jeder Deutsche das lesen kann,

auch wenn er gar kein Polnisch spricht.

Welche Angebote haben Sie im Sprachzentrum?

Unsere Kurse sind zum Teil für Gasthörer offen. Wir haben ein sehr gutes Tandemprogramm und im Selbstlernzentrum auch eine große Filmothek. Dort kann man Filme gucken, auch wenn man kein Student ist. Zusammen mit der viadrina sprachen GmbH planen wir außerdem einen Kurs „Polnisch für Senioren“.

Wie oft sollte man üben?

Aber bestmöglich, aber ohne Druck. Zu Sprache gehört Kultur und Austausch, sie lebt von Kontakten. Hier im Grenzbereich gibt es viele Möglichkeiten, Polnisch zu praktizieren. Man kann im SMOK polnische Kinofilme schauen, im Collegium Polonicum Bücher ausleihen. Eltern können zusammen mit ihren Kindern üben, wenn diese Polnisch lernen.

Haben Sie Tipps, wenn beim Polnischsprachen Frust kommt?

Man sollte den Kontakt zu Polen suchen, nicht ablecken. Man kann die Leute bitten, langsamer zu sprechen. Und immer höflich sein. Neben „dziękuję“, „proszę“ und „przepraszam“ die drei magischen Wörter.

Medizin an der Grenze

Frankfurt (hg). In der Nachbarschaftsreihe des Stadtboten wird am Montag um die medizinische Versorgung an der Grenze. Dann berichten wir unter anderem über einen Dolmetscher im Kreissaal und über Schönheitsoperationen in Slubice.

Wirte locken Grenzgänger

Restaurants, Cafés und Bars in Frankfurt und Slubice sind auf internationale Kundschaft eingestellt

Von LISA MAHLKE

Frankfurt/Slubice Von neun befragten Lokalitäten in Frankfurt bieten zwei polnische Speisekarten an. Alle ausgewählten Slubicer Restaurants haben deutsche Karten. Die Nachfrage regelt das Angebot – während Slubices Gastronomie bis zu 90 Prozent deutsche Gäste zählt, ist der Anteil polnischer Gäste in Frankfurt sehr gering.

Blutwurst, Hühnerleber, Forelle oder „Eisbein-Oktobefest“, dann ein Bier oder eine Spezial und zum Nachtisch Käsekuchen. Das ist kein Auszug aus der Speisekarte einer deutschen Traditionskneipe, sondern aus der polnisch-deutschen Karte des Restaurants „Douane“ in Slubice. „Wir haben viele deutsche Gäste, auch Studenten“, erzählt Mitarbeiter Adriana Dabrowska. „Wir sprechen hier alle Deutsch.“ In den Steaks und Grillhäusern gibt es das „Slubfurt Classic Menu“ und das „Slubfurt Special Menu“. Schon „Oberländer“ und „Pilsener“ sind in den Pizzerien „Europa“ und „Paradies“ anzutreffen. „Speck, Hühnerbrust, Wurstsalat und Schaschlik auf einem Teller sollen wohl Frankfurter-Subbier Verbundenheit ausdrücken.“

Gegenüber im Restaurant „Villa Casino“ gibt es ebenfalls eine polnisch-deutsche Speisekarte. „Die Karten haben kaum grammatischen Fehler“, erzählt Stammgast Hubert Hiersche aus Frankfurt. „Unter jeder Kellner befindet sich, Deutsch zu sprechen. So zum Beispiel Rafał Bachmann: „90 Prozent der Gäste sind Deutsche“, sagt er.

Da müssen man einfach Deutsch können. Ähnlich sieht es auch in anderen Slubicer Restaurants aus. Im „Ramzes“, „Gruba Rada“, „Oberländer“, „Pizzeria Chatz“ in den Pizzerien „Europa“ und „Paradies“ sowie im „Café Mount Blanc“ gibt es polnisch-deutsche Karten. Im „Ramzes“ sind sie außerdem auch auf Russisch und Englisch verfügbar.

„Eine Menge“ Leute aus Deutschland kommen ins „Pyszna Chatz“, erzählt Stammgast Hubert Hiersche aus Frankfurt. „Unter jedem Kellner befindet sich, Deutsch zu sprechen. So zum Beispiel Rafał Bachmann: „90 Prozent der Gäste sind Deutsche“, sagt er.

Deutsche Mitarbeiter scheinen nicht zu geben. Das bestätigt Sören Bollmann, Leiter des Frankfurtslubicer Kooperationszentrums. „Zur Alten Oder“ gibt es diese polnische Speisekarte nicht mehr. Auch im „Zur Alten Oder“ wurde die polnische Karte abgenommen. Für Gäste, die kein Deutsch sprechen, gibt es trotzdem eine Karte. „Wir haben Fotos vom Essen gemacht“, erzählt Yvonne Fritzsche.

Das Frankfurtslubicer Kooperationszentrum, eine Einrichtung beider Stadtverwaltungen für grenzübergreifende Zusamenarbeit, rief im Juli 2011 Gastronomen beider Städte dazu auf, ihre Speisekarte in die Nachbarsprache übersetzen zu lassen. Auf deutscher Seite waren folgende Lokale beteiligt: „Diebels live“, „Captain Camping“ am Eurocamp, „Ramada“, „Turm 24“

macht die polnischen Kundschaft höchstens fünf Prozent aus. Zur „Bewirtung 1900“ kommen viele internationale Gäste. Deshalb gibt es auch entsprechende Speisekarten. Polnische Gäste würden fast immer gut Deutsch oder Englisch sprechen. Auch im „Redo XXL“ und im Eiscafé „Bellini“ gibt es englische Karten. Dort, in der Cocktails „Halbzett“ und im Eiscafé „Piazza del Gelato“ arbeiten auch Polen. Verständigungsprobleme gibt es also nicht. Das „Steak-House Hölzfüller“ hat zwar keine polnischen Mitarbeiter, aber seit etwa zehn Jahren eine polnische Stammgäste. „Wir haben sogar polnische Stammgäste“, erzählt Doreen Köcher.

Zur „Bewirtung 1900“ kommen viele internationale Gäste. Deshalb gibt es auch entsprechende Speisekarten. Polnische Gäste würden fast immer gut Deutsch oder Englisch sprechen. Für Gäste, die kein Deutsch sprechen, gibt es trotzdem eine Karte. „Wir haben Fotos vom Essen gemacht“, erzählt Yvonne Fritzsche.

Das „GränzKaffee“ ist auf polnische Kundschaft eingestellt. „Wir haben bestimmst schon seit 2008 eine polnische Karte“, erzählt Inhaber Rainier Grünzacher. Auch eine polnische Mitarbeiter Deutsch sprechen. Die Kommunikation läuft trotzdem.

Deutsche Mitarbeiter scheinen nicht zu geben. Das bestätigt Sören Bollmann, Leiter des Frankfurtslubicer Kooperationszentrums. „Zur Alten Oder“ gibt es diese polnische Speisekarte nicht mehr. Auch im „Zur Alten Oder“ wurde die polnische Karte abgenommen. Für Gäste, die kein Deutsch sprechen, gibt es trotzdem eine Karte. „Wir haben Fotos vom Essen gemacht“, erzählt Yvonne Fritzsche.

Das „GränzKaffee“ ist auf polnische Kundschaft eingestellt. „Wir haben bestimmst schon seit 2008 eine polnische Karte“, erzählt Inhaber Rainier Grünzacher. Auch eine polnische Mitarbeiter Deutsch sprechen. Die Kommunikation läuft trotzdem.

Deutsche sprechen zu schnell, findet Kamilla Twardowska. Die deutschen Zeitungen seien ebenfalls schwierig, sagt Klaudia Tomaszewska. Wilfried Heinze und Ursula Fischheimer aus Frankfurt können sich einige polnische Wörter aus dem Russischen herleiten.

Deutsche sprechen zu schnell, findet Kamilla Twardowska. Die deutschen Zeitungen seien ebenfalls schwierig, sagt Klaudia Tomaszewska. Wilfried Heinze und Ursula Fischheimer aus Frankfurt können sich einige polnische Wörter aus dem Russischen herleiten.

Deutsche sprechen zu schnell, findet Kamilla Twardowska. Die deutschen Zeitungen seien ebenfalls schwierig, sagt Klaudia Tomaszewska. Wilfried Heinze und Ursula Fischheimer aus Frankfurt können sich einige polnische Wörter aus dem Russischen herleiten.

Deutsche sprechen zu schnell, findet Kamilla Twardowska. Die deutschen Zeitungen seien ebenfalls schwierig, sagt Klaudia Tomaszewska. Wilfried Heinze und Ursula Fischheimer aus Frankfurt können sich einige polnische Wörter aus dem Russischen herleiten.

Sprechen Sie Polnisch? Czy Pan/Pani mowi po niemiecku?

Die MOZ testete in einer Umfrage die Deutschkenntnisse der Polen und die Polnischkenntnisse der Deutschen / Übersetzen sollten sie drei verschiedene Sätze

Frankfurt/Slubice (samt) Der Stadtbote hat in einer Straßenumfrage drei Polen gefragt. Was heißt auf Polnisch: 1. Dzien dobry. 2. Proszę mi przynieś rachunek. 3. Gdzie jest poczta?

Die selben Fragen haben wir drei Frankfurtern gestellt. Was heißt auf Polnisch: 1. Guten Tag. 2. Die Rechnung, bitte. 3. Wo ist die Post?

Deutsche sprechen zu schnell, findet Kamilla Twardowska. Die deutschen Zeitungen seien ebenfalls schwierig, sagt Klaudia Tomaszewska. Wilfried Heinze und Ursula Fischheimer aus Frankfurt können sich einige polnische Wörter aus dem Russischen herleiten.

Deutsche sprechen zu schnell, findet Kamilla Twardowska. Die deutschen Zeitungen seien ebenfalls schwierig, sagt Klaudia Tomaszewska. Wilfried Heinze und Ursula Fischheimer aus Frankfurt können sich einige polnische Wörter aus dem Russischen herleiten.

Deutsche sprechen zu schnell, findet Kamilla Twardowska. Die deutschen Zeitungen seien ebenfalls schwierig, sagt Klaudia Tomaszewska. Wilfried Heinze und Ursula Fischheimer aus Frankfurt können sich einige polnische Wörter aus dem Russischen herleiten.

Eine persönliche Zeitreise zum Landes-Jubiläum

Der Zeitzeuge hat fast am selben Tag Geburtstag wie das Land Niedersachsen. Die Zeitung lässt ihn Geschichten aus seinem Leben erzählen und bringt sie in Bezug zum Bundesland. Das spröde Jubiläum „70 Jahre Niedersachsen“ wird dadurch zu einer persönlichen Zeitreise.

Für den Geburtstag des Landes Niedersachsens sucht die Redaktion Mithilfe der persönlichen Erinnerungen des Zeitzeugen kann schließlich in acht Serienteilen die Geschichte des Bundeslandes der vergangenen 70 Jahre nacherzählt werden – immer mit dem Fokus auf dem eigenen Landkreis.

Die Fotos zu der Serie stammen aus dem hauseigenen Archiv und teilweise aus dem privaten Album des Zeitzeugen.

Auf die Serie melden sich viele Leser mit eigenen Erinnerungen, etwa an den Bau der Autobahn, die Verlegung der ersten Wasserrohre oder den Millenniumswechsel. Einige erkennen sogar Angehörige auf den alten Fotos.

So erzählt der Mann über das harte Leben und die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Krieg, seine Schulzeit in der riesigen Dorfschulkasse, über den Alltag in den 1950er Jahren mit einem Badetag pro Woche, über den ersten Fernseher im Wohnzimmer, den Autobahnbau in den 1970ern, die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl oder die Stimmung nach dem Fall der Mauer.

Die Volontärin trifft sich mehrmals mit ihm und geht chronologisch, von der Geburt bis heute, die verschiedenen Jahrzehnte durch.

Es ist nicht immer einfach, die Geschehnisse und Erinnerungen zu sortieren und die Gespräche zu strukturieren. Am Ende hat die Volontärin sehr viele Geschichten und Informationen und muss in den hauseigenen Archiven und im Internet Bezüge zum Landkreis finden.



Stichworte

- Alltag
- Geschichte
- Gesellschaft
- Heimat
- Menschen
- Politik

Kontakt:

Dörthe Schmidt, Volontärin, Telefon: 0471/597 257, E-Mail: doerthe.schmidt@nordsee-zeitung.de



Serie „70 Jahre Niedersachsen“: So lebten die Cuxländer im Jahr 1946

Vom harten Leben in der „Geburtsstunde“

Es ist eine andere Zeit. Die Cuxländer haben mit den Kriegsfolgen zu kämpfen und sind mit dem Überleben beschäftigt. Nebenbei müssen die Menschen ihre Heimat wieder aufbauen. Auch politisch verändert sich alles: Am **1. November 1946** wird Niedersachsen gegründet – feiert also dieses Jahr seinen 70. Geburtstag. Günter Heesemann aus Kassebruch feiert mit, denn er ist nur einen Tag nach der Gründung geboren. Er erinnert sich zurück an seine ersten Lebensjahre als Sohn eines kriegsversehrten Vaters und einer oberschlesischen Mutter. **VON DÖRTHE SCHMIDT**

Mangel an Lebensmitteln, zerbombte Straßen und Flüchtlingsströme – direkt nach dem Krieg hatten die Menschen im Cuxland mit vieltem zu kämpfen. Ihr Alltag war geprägt von körperlicher Arbeit. Kinder stahlen Kohle von Eisenbahnwagen, Städter gingen mit ihrem Hab und Gut über die Dörfer, um Lebensmittel zu „hamstern“ und es galt, zerbombte Gebäude wieder aufzubauen. Die Menschen waren täglich damit beschäftigt, das Lebensnotwendige zu beschaffen – mit politischen Themen wie der Gründung Niedersachsens befassten sich wohl nur wenige.

Rosel Heesemann wird es vielleicht gar nicht mitbekommen haben, denn die 22-jährige lag hochschwanger im Krankenhaus in

damaligen Wesermünde. Einen Tag nach Gründungsdatum brachte sie ihren ersten Sohn zur Welt: Günter, der mit seiner Mutter, seinem Vater und den Großeltern in einem Reetdachhaus in dem verschlafenen Kassebruch, in der Nähe von Hagen, aufwuchs.

„Ein harter Brocken“

Die gebürtige Oberschlesierin hatte sich ihr Leben eigentlich anders vorgestellt. Denn sie stammte aus Hindenburg (heute Zabrze) – einer Großstadt – und wollte dort auch nie weg. „Für meine Mutter war der Umzug aufs Land ein harter Brocken“, erinnert sich Günter Heesemann, „wenn sie in Kassebruch die Küchentür aufgemacht hat, haben hier sozusagen die Kühe auf den Essentisch geguckt.“

Als Soldat war Günters Vater, Hans Heesemann, in den ehemaligen ostdeutschen Gebieten im Einsatz. Er lernte Rosel in Hindenburg kennen und heiratete sie 1943. Das Paar wollte dort bleiben. Doch mit Kriegsende wurden Heesemanns – wie alle Deutschen – in den Westen vertrieben. So wuchs die Einwohnerzahl Niedersachsens im Vergleich zu der Zeit vor Kriegsbeginn,



Mit ihren dunklen Haaren fiel Rosel Heesemann in Norddeutschland auf. Mit Sohn Günter und Ehemann Hans posieren sie fürs Familienalbum.

um ein Drittel an. Die Flüchtlinge suchten eine neue Heimat. Oder, wie in dem Fall von Günter Heesemanns Vater: Sie kehrten zurück.

Auch wenn die dörfliche Umgebung und der landwirtschaftliche Alltag für Rosel Heesemann neu waren – aus heutiger Sicht

hatte die junge Familie Glück, auf dem Land zu wohnen. „Ich habe kein einziges Mal in meinem Leben Hunger gehabt“, sagt Günter Heesemann. Dass es ihnen so gut ging, sei damals keine Selbsterfülltheit gewesen. Er habe zu Schulzeiten beobachtet, dass nicht alle Kassebrucher Kinder zu

Junges Land – viel Geschichte

» Die Gründung des Bundeslandes Niedersachsens, so wie wir es heute kennen, ist eng mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges verknüpft: Am 1. November 1946 beschloss die britische Militärregierung die Länder Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Schaumburg-Lippe offiziell zu einem neuen Land zusammenzufassen. Das war die Geburtsstunde Niedersachsens.

» Der heutige Name sowie das Wappen gehen auf die Siedlungszeit der Sachsen zurück. Das Bundesland ist die Heimat des westgermanischen Volks, das sich im frühen Mittelalter dort in einer Stammeskultur organisierte.

Die Familie blieb nicht lange zu dritt. 1948 bekam Günter Heesemann einen kleinen Bruder.



Die Serie

» 70 Jahre Niedersachsen – für die NORDSEE-ZEITUNG ist das ein guter Grund, einmal nachzuschauen, wie sich das Leben der Menschen im Cuxland über die Jahrzehnte verändert. Mit den Erzählungen von Günter Heesemann beginnt heute eine neue Serie. Mit dem 69-jährigen begeben wir uns auf eine Reise durch die Geschichte.

» In der nächsten Folge am Sonnabend zeigen wir, wie das Cuxland im Jahr 1946 aussah.

Interviews mit überraschenden Einsichten

Die Bürgermeisterin redet über Fußball, der katholische Pfarrer über den Islam und der CDU-Abgeordnete über Micky Maus. Die Redakteure bitten Menschen aus dem Verbreitungsgebiet zum Interview und geben dabei ein unerwartetes Stichwort vor.

Das Konzept der Seite heißt „Lokalzeit“. Sie ist Bestandteil jeder Wochenendausgabe. Mal sind es Reportagen, mal Porträts, mal Interviews, die auf dieser Seite erscheinen. So besonders wie die Themen ist auch die Interviewreihe „Reden wir über ...“. Redakteure sprechen darin mit Menschen aus der Region über ein Stichwort, das zunächst nicht unbedingt mit dem Interviewten in Verbindung gebracht wird.

Die Gespräche bieten eine gute Gelegenheit, oftmals bekannte Menschen von einer unbekannten, ja ungeahnten Seite kennenzulernen. Da erzählt die frühere baden-württembergische Sozialministerin zum Stichwort „Männer“ nicht nur über Männerseilschaften in der Politik, sondern auch über

ihren Jugendschwarm und ihre heutige Beziehung. Und der Kleinstadtburgemeister berichtet zum Thema „Karibik“, warum er so gern zu den Südseestränden fliegt und wie bald er wieder Heimweh nach Schwaben bekommt.

Überdies nutzt die Zeitung, über die Interviewreihe aktuelle Themen auf ungewöhnliche Weise zu behandeln. Zur bevorstehenden Fußball-Europameisterschaft spricht die Redaktion mit der Bürgermeisterin über die Abseitsfalle, Millionengehälter im Profifußball und Public Viewing. Und die Debatte über islamische Flüchtlinge greift die Zeitung im Gespräch mit dem katholischen Pfarrer auf, der über Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Religionen nachdenkt.

Stichworte

- Alltag
- Gesellschaft
- Heimat
- Layout
- Menschen
- Unterhaltung

LUDWIGSBURGER
KREISZEITUNG

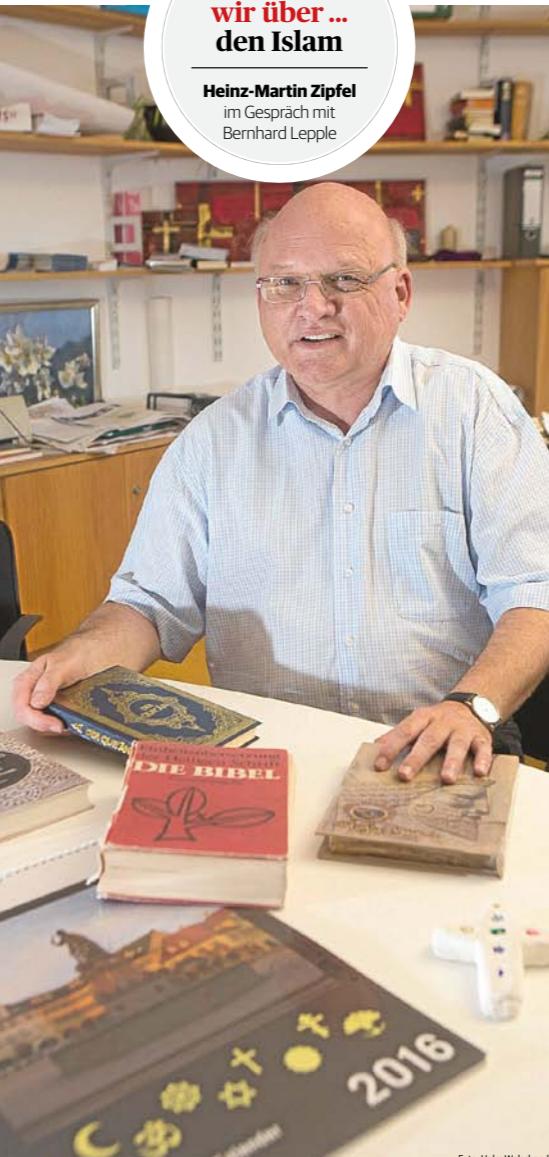
Kontakt:

Ulrike Trampus, Chefredakteurin, Telefon: 07141/130-366, E-Mail: ulrike.trampus@lkz.de

18 Lokalzeit

Reden
wir über ...
den Islam

Heinz-Martin Zipfel
im Gespräch mit
Bernhard Lepple



Ja, Christen sind Menschen ihrer Zeit. Natürlich gibt es auch hier in den Gemeinden Ablehnung und auch teils kontroverse Diskussionen. Aber die Grundstimmung ist nicht feindselig oder ablehnend, sondern offen.

Wie äußert sich dieses Interesse?
Etwa in einer qualifizierten Begegnung wie beim jährlichen Ludwigsburger „Gebet der Religionen“ am 3. Oktober, dem Tag der deutschen Einheit. Da legt jede Religion ihre Haltung zu einem Thema dar, beispielsweise zu Engeln. Man hört Texte, eine Auslegung eines Gebets und nimmt auf, wie die anderen glauben und beten. Da entdeckt man immer wieder, was sie gemeinsam haben.

Spüren Sie diese Offenheit auch bei den Vertretern der anderen Religionen?
Ja, und das halte ich auch für wichtig. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 in den USA entstand in Ludwigsburg die Planungsgruppe „Dialog der Religionen“, um sich kennenzulernen, auch bei gegenseitigen Besuchen in den Gemeinden. Dann sind Christen in der Moschee, nicht wie im Museum, sondern zur Begegnung im Gebet. Das ist etwas Wertvolles, das prägt das Miteinander. Dann kennt man sich, und redet ganz anders miteinander. Auch in den Grenzbereichen des Lebens – wenn es um Krankheit, Unfall, Schicksalschläge, Tod geht – bewegen wir uns aufeinander zu. Bei der Notfallsversorgung, auch beim Besuchsdienst im Krankenhaus machen mittlerweile Muslime mit. Es gibt auch gegenseitige Einladungen, etwa zum Fastenbrechen beim Ramadan auf dem Marktplatz.

Viele bleiben ja nur wegen ihres Glaubens am Leben und finden gerade in ihrem Glauben die Kraft, schwere Situationen zu bestehen.
Ist der Glaube ein Mittel gegen radikale Ansichten?
Wie soll man denn sonst Radikalisierungen vermeiden, als wenn wir miteinander in Kontakt sind über das, was den Menschen ausmacht? Hauptpunkt ist der menschliche Kontakt. Das Gefährlichste ist, wenn sich jemand isoliert. Im alltäglichen Leben kommt es darauf an, dass man sich nachbarschaftlich begegnet und Kindern und Jugendlichen die Chance gibt, gut aufzuwachsen und eben nicht isoliert zu werden.

Wie wichtig ist Religion für Flüchtlinge?
Ich schätze das mindestens als hilfreich, wenn nicht sogar als notwendig ein. Ein Grundsatz des Ludwigsburger Erklärung nach dem 11. September 2001 heißt, jeder respektiert die Religion des anderen, auch deren Ausübung. Das ist ein Schritt zu Beheimerung. Keiner muss seine Religion im Herkunftsland lassen, sondern kann sie hier weiterleben. Und damit kann auch selbst weiterleben. Schließlich hat die Religion bei den Menschen, die so entwurzelt werden durch Krieg oder Armut, eine ganz andere Rolle als bei uns: Viele bleiben ja nur wegen ihres Glaubens am Leben und finden gerade in ihrem Glauben die Kraft, schwere Situationen zu bestehen.

Können christliche Gemeinden davon profitieren, wenn Flüchtlinge ihre Religion mehr leben als die einheimische Bevölkerung?

Das glaube ich nicht. Das Religiöse ist in unserer Kultur etwas individuell Verortetes. Nur weil ein anderer das lebt, würde ich das nicht auch leben. Es kann höchstens dazu anregen, über die Rolle des Glaubens im eigenen Leben nachzudenken. Das kann bewusste Miteinanderleben verschiedener Religionen, dem gebe ich die Zukunft. Wenn das gelingt, dann haben wir auch die Chance zu einem friedlichen Miteinander.

Was bedeutet die zunehmende Säkularisierung für die Gesellschaft und das Verhältnis der Religionen?

Das Negativist wäre, wenn Glaubengemeinschaften sich ihre Privaten entwickeln würden, dann nähme der positive Einfluss auf die Gesellschaft ab. Das halte ich nicht für richtig. Um menschliches Leben gelingend in der Breite gestalten zu können, braucht es die religiöse Seite. Die Religionen stehen in der Verantwortung, den Glauben des Menschen zu kultivieren, gesellschaftlich einzubringen und die Kraft, die darin steckt, dientlich zu machen für das Miteinander.

„Ich staune, wie viel Gemeinsames es gibt“

Was denkt ein katholischer Pfarrer über den Islam? Und wie schätzt er das Zusammenleben von Christen und Muslimen in Ludwigsburg ein? Heinz-Martin Zipfel, der mit einer syrischen Flüchtlingsfamilie Tür an Tür wohnt, sieht im bewussten Miteinander der Religionen eine große Chance.

ZUR PERSON Heinz-Martin Zipfel

Er hat in Tübingen und Wien katholische Theologie studiert, war Seelsorger in Fellbach und Stuttgart und ist seit 2010 Pfarrer in Ludwigsburg. Der 59-jährige Heinz-Martin Zipfel, gebürtiger Reutlinger, ist in der Ludwigsburger katholischen Gesamtkirchengemeinde schwerpunkt-mäßig für die Gemeinde St. Paulus mit den Gebieten Schlosslefeld und Ölweiß zuständig. Zipfel engagiert sich unter anderem im Arbeitskreis Asyl Ost und im Ludwigsburger Forum „Dialog der Religionen“, in dem vier islamisch-türkische Vereine, die evangelischen und katholischen Kirchengemeinden, die hinduistisch-Glaubengemeinschaften, die jüdische Gemeinde und die ausländischen christlichen Pfarrgemeinden vertreten sind. Ziel des Forums ist es, den Dialog zwischen den Kulturen und Religionen zu fördern und mit Veranstaltungen und gegenseitigen Begegnungen über die verschiedenen Religionen zu informieren, damit Vorurteile und Ängste abzubauen und das friedliche Zusammenleben und die Integration zu fordern. (bip)

Gibt es im Christentum ein Feindbild Islam?
Geschichtlich gab es das auf jeden Fall. Heute sehe ich das nicht, weder in der katholischen Kirche allein noch hier in den Ludwigsburger Gemeinden. Es ist ein Interesse an der anderen Religion da. Man trifft sich, begegnet sich, auch durch den Flüchtlingszuzug.
Also stellen Sie im Alltag eher Neugier als Ablehnung fest?

Auf den Spuren des Geldes warten schillernde Themen

Bestechlichkeit im Amateurfußball. Organspende. Sexualbegleiter. Glücksspiel. Pfandleihe. Schönheit. Was haben all diese Stichworte gemeinsam? Alles hat seinen Preis. Die Volontäre folgen in ihrer multimedialen Serie der Spur des Geldes und lernen: Fast alles ist käuflich, auch wenn es unbezahlbar erscheint.

In unserer Gesellschaft kann man – fast – alles kaufen. Schönheit und Sex, Gesundheit und Status, Freiheit und Erfolg, selbst der Tod hat seinen Preis. 15 Nachwuchsredakteure des Südkuriers haben in ihrer Region gefragt, ob sich wirklich alles nur um Geld dreht. Sie entwickeln eine multimediale Serie, die zeigt, wie käuflich die Heimat ist.

Neun Monate dauert die Vorbereitung des Volontärsprojekts, bis die Geschichten ins Netz gehen. In der Zeit wird geplant, organisiert, recherchiert, werden Termine gemacht, Videos gedreht und Interviews geführt. Die Serie „#käuflich“ trägt mit Absicht einen Hashtag vor dem Titel. Er soll die multimediale Anlage und den digitalen Schwerpunkt der Serie dokumentieren. Die Volontäre nutzen alle Online-Möglichkeiten, interaktive Grafiken, neue Erzählformen, Audiomitschnitte und Videos. Sie bauen die Homepage für das Projekt, zeichnen selbst die

grafischen Elemente, die den Netzauftakt und die Zeitungsserie illustrieren. Sie sorgen auch für Vertrieb und Marketing, verbreiten das Projekt in den sozialen Netzwerken, drucken Ansichtskarten und verteilen sie in Kneipen.

Die Themen der Serie sind schillernd und überraschend: von Sucht bis Schönheit, von Prostitution im digitalen Zeitalter bis zum Thema Tod.

Alle Artikel haben einen Bezug zur Region. Sie erzählen von dem großen und kleinen Geld im Profisport und von der Bestechlichkeit im Amateurfußball. Über gekaufte Spenderorgane. Vom großen Geschäft mit Schönheitsoperationen. Über Sexualbegleiter, die gegen Geld Menschen mit Behinderung ein Sexualleben ermöglichen. Von der Sucht im Glücksspiel. Oder auch von einem Aussteiger, der der Konsumwelt entsagt hat.

SÜDKURIER

Am Ende fragen sich die Volontäre in einem großen Essay: Dreht sich wirklich alles nur ums Geld? Und sie verraten, von was sie sich für kein Geld der Welt trennen würden.

Die Nachwuchsredakteure bilden für dieses Projekt ein Team aus Journalisten, Mediengestaltern, Entwicklern, Marketingleuten und Vertriebfern, das eng zusammenarbeitet. Sie arbeiten wie die Redaktion der Zukunft.

Stichworte

- Gesellschaft
- Interaktiv
- Layout
- Multimedia
- Menschen
- Recherche/Investigation
- Unterhaltung

Kontakt:

Stefan Lutz, Chefredakteur, Telefon: 07531/999-1213, E-Mail: stefan.lutz@suedkurier.de



Freudensprung: Bei der Autorenvorstellung verraten die Volontärs, wovon sie sich für kein Geld der Welt trennen würden. Für Martin Deck sind es Freunde.

#käuflich Das Projekt

#käuflich: Mit ihrem Digitalprojekt schlagen 15 Nachwuchsredakteure des SÜDKURIER neue Wege ein. Zwei Dutzend besondere Geschichten aus der Region werden im Internet multimedial erzählt. Nun kommt #käuflich in die Tageszeitung

VON MONIKA OLHEIDE

Besondere Geschichten aus der Region mit kleinen und großen Themen erzählen. Das machen 15 Nachwuchsredakteure des SÜDKURIER mit ihrem Online-Projekt #käuflich. Im Dossier finden sich rund zwei Dutzend außergewöhnliche journalistische Beiträge, aus ungewöhnlichen Perspektiven. Eine Geschichte von Menschen erzählt, die im Schwarzwald und am Bodensee, am Hochrhein und in Oberschwaben leben. Die besten Beiträge präsentiert der SÜDKURIER exklusiv ab Mittwoch, 16. November, nun in der Tageszeitung.

Die Leser erwarten mit #käuflich in einer großen thematischen Bandbreite. In der ersten Folge geht es um das Tabuthema Behinderung und Sexualität. Ein Weg für behinderte Menschen zu Möglichkeiten zu erfahren, die ihnen offenstehen. Doch das ist eine kostspielige Angelegenheit: Kostspielig und gefährlich ist auch der Besuch von Spielotheken. Einblicke in eine parallele Welt und Erfahrungen mit ungewöhnlichen Menschen werden in der zweiten Folge am 18. November aufgezeigt. Wie eng sportlicher und finanzieller Erfolg beilegen liegen, zeigt die Geschichte eines Fußbalaprofis aus der Region am 23. November. Kaufkraft als Mittelpunkt der Serie ist der 22-jährige Daniel Rickenbacher.

Dieser Artikel ist eine vierseitige Sonderausgabe mit ungewöhnlichen Energie-, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung zwischen Mensch und Tod über Liebe, Sex, zwischenmenschliche Beziehungen, dem Streben nach Glück und Sinn bis zur unterhaltsamen Videoumfrage.

Alle Beiträge finden sich auf einem digitalen Marktplatz, einer neu gestalteten Dossier-Seite, auf der es viel zu entdecken gibt.

Übrigens: Auch die einzigartigen grafischen Elemente wurden eigenhändig gezeichnet. Rische zeichnete alle Elemente selbst. Der Nutzer entdeckt die #käuflich-Inhalte beispielsweise im Gasthaus Gewissen, seit 1860, im Lustschloss, auf dem Friedhof und sogar auf der Mühlhalde.

Mit großer Begeisterung nutzte der Nachwuchs die Möglichkeiten, die sich online bieten. Nun wagen die Nachwuchsjournalisten den Schritt in die Tageszeitung.

Der Aufschwung, Vitalität und frisch ist #käuflich auf SÜDKURIER-Online, in den Sozialen Netzwerken und ab 16. November in Ihrer Tageszeitung.

Abonnenten von SÜDKURIER Digital haben den Inhalten des Dossiers Zugang. Darüber hinaus ist das Projekt auch in den Sozialen Medien präsent. Bei Facebook (facebook.de/kaeuflich), Twitter (@_kaeuflich) und Instagram (_kaeuflich) haben Nutzer die Möglichkeit Einblicke in die Projektphase von #käuflich zu bekommen.

7. Dezember. Und zum Schluss? Auch da kommt es auf das Kleingedrillt an, wie in der achten Serienfolge deutlich wird. Dennoch kann es nicht gelingen, aber den Status kann mit der Wahl der letzten Ruhestätte bestehen bleiben.

Klar wird: Vieles ist käuflich, auch wenn es unbezahlbar erscheint. Doch dient es wirklich allen nur ums Geld?

Diese Frage wird in großem Essay am 20. Dezember beantwortet. Am 22. Dezember verarbeiten die 15 Autoren außerdem, was sie sich selbst für kein Geld der Welt trennen würden.

Nicht Menschen haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Die Autoren haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „#käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossiers Themen an: Der Bogen spannt sich von der Geschichteschreibung bis zur ungewöhnlichen Begegnung.

Reportagen vom gemieteten Acker

Die Redakteurin mietet ein kleines Stück Land am Rande der Großstadt und fängt an, dort eigenes Gemüse zu ziehen. An ihren Bemühungen lässt sie die Leser teilhaben. In einer Serie schreibt sie über Lust und Frust beim Kleingärtnern und wird von der Leserschaft mit zahlreichen Ideen und Tipps unterstützt.

Duisburg ist für viele noch immer die alte Montan-Stadt mit dampfenden Schloten. Deshalb überraschte die Nachricht, als ein Landwirt Ende 2015 ankündigte, einen Teil seiner Ackerfläche an Hobbygärtner zu vermieten.

WAZ-Redakteurin Fabienne Piepiora greift zu und mietet eine Parzelle. In der Serie „Fabis Scholle“ macht sie fortan ihre Versuche, Mühen und Irrtümer auf dem Mietacker öffentlich: Wie werden Tomaten gesetzt? Welche der rund 3.000 Sorten sind für den Ackerbau geeignet? Warum werden die Gurken, die daneben stehen, so mickrig?

Angereichert wird die Serie mit Fakten, etwa, dass es noch 71 landwirtschaftliche Betriebe in Duisburg gibt, und Informationen darüber, wie Landwirtschaft in der Großstadt funktioniert. Auch die Bodenbelastung spielt in einer Stadt wie Duisburg eine Rolle – verbunden mit der Frage, ob man sein eigenes Gemüse auch essen darf.

In ihren Reportagen lässt sich die Redakteurin beim Pflanzen, Hacken, Jäten und Ernten über die Schulter schauen, erzählt von der Freude über die ersten Kartoffeln oder vom Versagen, wenn die Tomaten nicht angehen.

Die Redakteurin berichtet nicht nur über ihre eigenen Erfahrungen. Sie schreibt Porträts über andere Kleingärtner und Mitgärtner und erzählt, was sie antreibt. Auf einer Panorama-Seite gibt sie einen Überblick über Hofläden. Außerdem gibt sie Rezeptetipps.

Die Resonanz auf ihre Geschichten ist groß. Leser geben Hinweise, was man aus Dicken Bohnen alles zaubern kann oder wie man seine Ernte am besten einmacht.

Wegen des großen Interesses lädt Fabienne Piepiora denn auch zu einem Lesertreffen auf dem Acker ein und fachsimpelt mit den Besuchern. Auch der Landwirt, der den Acker vermietet, beteiligt sich und veranstaltet eine exklusive Hofführung.

WAZ

Neben den Geschichten im Print erscheinen online ergänzende Features, beispielsweise ein Quiz, bei dem Leser testen können, ob sie in der Lage sind, auf Fotos Unkraut von zartem Gemüse zu unterscheiden.

Eine Serie, die den Landtrend im Lokalen aufgreift und auf sehr persönliche und informative Weise umsetzt.

Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Ernährung
- ▶ Garten
- ▶ Heimat
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kontinuität
- ▶ Landwirtschaft
- ▶ Service
- ▶ Test
- ▶ Verbraucher

Kontakt:

Fabienne Piepiora, Redakteurin, Telefon: 0203/9926-3165, E-Mail: f.piepiora@waz.de



GemüsemäBig ist die Schollenbesitzerin bisher gut durchs Jahr gekommen.

FOTO: TANIA PICKARTZ

Für die Ernte danken

Kürbis, Zucchini, Salat auf der Scholle: Im Gespräch erinnert Rolf Schragmann, Pastor in Serm und Mündelheim, an die Aktualität des guten Brauchs

Von Fabienne Piepiora

Die Ernte auf Fabis Scholle ist natürlich nicht vergleichbar mit der eines echten Bauern. Gemüsemäßig hat mich der Miet-Acker allerdings gut durch die Saison gebracht. Oft hatte ich sogar etwas übrig und konnte Bekannte und Kollegen mitversorgen. Oft gab's Salat und Zucchini statt Blumen. Und auch wenn das Feld erst in ein paar Wochen wieder an Bauer Blomenkamp zurück gegeben wird, ist es an der Zeit, Erntedank zu feiern. Der Termin liegt traditionell am ersten Oktober-Wochenende. Pastor

Rolf Schragmann ist für die katholische Gemeinde St. Dionysius in Mündelheim und Serm zuständig. Außerdem betreut er noch die Stadtteile Hüttenheim und Ungelheim. Im Gespräch erinnert er an den Hintergrund des Erntedank-Festes und welche Bedeutung der Tag in der heutigen Überfluss-Zeit hat.

Warum wird eigentlich Erntedank gefeiert?

Den Brauch gab es schon in vorchristlicher Zeit. In der römisch-katholischen Kirche ist ein Erntedankfest seit dem dritten Jahrhundert belegt. Da die Ernte je nach Klimazone zu verschiedenen Zeiten eingebracht wird, gab es nie einen einheitlichen Termin. Eigentlich könnte man das ganze Jahr Erntedankfest feiern. Inzwischen hat sich eingebürgert, das Erntedankfest rund um den Michaelstag am ersten Wochenende im Oktober zu begehen. Es ist aber auch erlaubt, es auf einen Sonntag

SERIE
Fabis Scholle

Serm, das Dorf in der Großstadt
Es wird Herbst
Erntedank
Die Hoffläden

vor den Termin zu verlegen. Wir glauben an Gott, den Schöpfer, der die Welt erschaffen hat und bedanken uns, dass es das ganze Jahr genug zu essen gab.

Feiern Sie in der Kirche St. Dionysius?

Nein, wir haben schon am vergangenen Sonntag eine sehr schöne Messe auf dem Holtumer Hof gefeiert. Es wurde ein Altar mit allerlei Feldfrüchten aufgebaut. Der Gospelchor und die Bläsergruppe haben die Messe musikalisch ge-

staltet und unser Sermer Kindergarten hat ein Lied gesungen. Es waren rund 300 Personen dabei. Das sind schon deutlich mehr als sonst zum Gottesdienst kommen. Nach der Messe hat sogar die Kartoffelkönigin, die ja auch in Serm wohnt, vorbeigeschaut.

Für die Bauern war es dieses Jahr schwierig. Der Juni zu nass, der September zu trocken.
Wir feiern trotzdem Erntedank, aber wir haben ja auch die Möglichkeit, zu bitten, dass es im nächsten Jahr vielleicht besser wird. Erntedank hat in Zeiten wie diesen noch eine andere Bedeutung. Wir sollten in Deutschland auch daran denken, dass wir seit 70 Jahren ohne Krieg leben. Es gibt andere Teile in der Welt, wo die Menschen Hunger leiden und sterben und Krieg erleben.

Viele kaufen ihr Obst und Gemüse im Supermarkt ein und haben gar keinen Bezug zur Landwirtschaft.
Nein, Frieden war mir schon immer wichtig. Ich bin gefragt worden, ob ich mir dieses Amt vorstellen könnte. Meine Aufgabe war es, die katholische Kirche zu repräsentieren und für die Soldaten ein offenes Ohr für religiöse und andere Probleme zu haben. Der Militärdienst bringt für die Soldaten Besonderheiten mit sich, die es in normalen Gemeinden so vielleicht nicht gibt.

Sind Sie froh, jetzt im friedlichen Mündelheim zu arbeiten?
Ich habe mich in der Tat gefreut, nach diesen zwölf Jahren wieder ein wenig sesshafter zu werden und fühle mich in Mündelheim und im Duisburger Süden sehr wohl.



Pastor Rolf Schragmann feierte mit vielen Besuchern einen Erntedank-Gottesdienst auf dem Holtumer Hof.

FOTO: LARS FRÖHLICH

Gottesdienst auf dem Rosenhof

■ Wer selbst einen Erntedank-Gottesdienst miterleben möchte, hat dazu am kommenden Sonntag, 2. Oktober, die Gelegenheit. In Kooperation mit der evangelischen Bonhoeffer-Gemeinde Marxloh-Obermarxloh findet auf dem Rosenhof ein Gottesdienst zum Erntedank statt. Eingeladen

sind große und kleine Besucher.

■ Pfarrerin Birgit Brügge hält den Gottesdienst, für den der Rosenhof der Familie Rademacher hübsch geschmückt wird. Der Hof befindet sich an der Kaiser-Friedrich-Straße 377 in Röttgersbach. Los geht's um 11 Uhr.

schon eigenes Gemüse oder Obst anzubauen.

■ Nun versucht sie es selbst. In der Serie „Fabis Scholle“ können Sie lesen, ob die Bemühungen von Erfolg gekrönt sind. Folgen Sie uns, liebe Leser, durchs Gartenjahr.

Plattform für engagierte junge Menschen

Junge Menschen, die sich ehrenamtlich engagieren, tun nicht nur etwas für ihren Verein oder ihre Initiative. Sie übernehmen Verantwortung für die Gesellschaft. Die Redaktion sucht engagierte junge Leute, gibt ihnen eine Plattform und macht sie zum Vorbild für Gleichaltrige.

Viele junge Leute engagieren sich ehrenamtlich in einem Verein oder Verband, einer Partei oder Initiative oder ohne Organisation, etwa in der Flüchtlingshilfe. Die wenigsten tauchen in der Öffentlichkeit auf. Das will die Zeitung ändern. Sie will aufzeigen, wie wichtig es für die Zukunftsfähigkeit von Regionen ist, dass die jungen Menschen in die sozialen Strukturen einbezogen werden. Mit ihrer Aktion „Junges Engagement – mit dem Herzen dabei“ will die Redaktion das bürgerschaftliche Engagement junger Menschen würdigen.

Die Redaktion startet einen Aufruf auf allen Kanälen: Engagierte junge Leute im Alter von 16 bis 29 Jahren sollen sich bewerben oder jemanden vorschlagen. Mehr als ein Dutzend Bewerber werden ausgewählt und in der Print-Ausgabe wie auch online mit einer großen Geschichte und Videobeiträgen vorgestellt. Sie zeigen die Vielfalt des jungen Engagements: eine junge Frau, die eine Nachmittagschule für Flüchtlingskinder aufbaut,

eine andere, die Jugendliche für den DLRG-Rettungseinsatz ausbildet, Dorfjugendliche, die sich für den Aufbau eines Jugendtreffpunkts starkmachen, Schüler, die eine Fahrradwerkstatt für finanziell benachteiligte Menschen aufbauen. Andere engagieren sich im Sportverein, der Feuerwehr, der Karnevalsgarde, setzen sich für Toleranz und Inklusion in der Stadt, in der Betreuung von Flüchtlingen oder älteren Menschen ein.

Die Lieblingskandidaten werden über eine Online-Abstimmung und von einer Jury ermittelt. Am Ende gibt es sechs Sieger, die bei einer großen Feier ausgezeichnet werden. Dazu sind alle Nominierten eingeladen mitsamt Freunden, Verwandten und Vertretern der Initiativen, in die sich junge Menschen einbringen.

Das Projekt wird von dem Volontär Niklas Preuten betreut. Er entwickelt das Konzept und die Formate für die crossmediale Präsentation. Er schreibt die Vorstellungssstücke und produziert

Stichworte

- Aktionen
- Ehrenamt
- Forum
- Gesellschaft
- Heimat
- Interaktiv
- Kinder und Jugend
- Marketing
- Multimedia
- Vereine



Kontakt:

Martin Haselhorst, Redakteur, Telefon: 02931/898120, E-Mail: m.haselhorst@westfalenpost.de

ZEITUNG FÜR ARNSBERG

STIMMEN

„Diese von Ihrer Zeitung initiierte Veranstaltung in der Kulturschmiede bietet jungen Menschen die Chance, mit ihrem Engagement endlich einmal an die breite Öffentlichkeit zu treten.
Martina Gerdes, Arnsberg

„Die Idee gefällt mir sehr, sehr gut, dem jungen Engagement hier in der Kulturschmiede eine große Plattform zu geben. Das ist wirklich eine schöne Sache.
Peter Kaiser, Sundern

„Die Idee für eine solche Veranstaltung bzw. für solches Voting ist hervorragend. Zudem werden so Innovationen geweckt, weil die jungen Menschen spüren, dass ihre Arbeit anerkannt wird.
Werner Friedhoff, Westenfeld

Oeventroper drücken dem „Jungen Engagement“ ihren Stempel auf

Siegerin und Zweitplatzierte unseres Wettbewerbs stammen aus Arnsbergs Osten

Von Torsten Koch

PARA3_Sa
STANDPUNKT
Von
Niklas Preuten

Vielen Dank für das vielfältige Engagement

Sie kommen aus der Schule, stellen zu Hause Ihre Tasche ab und stehen nur wenige Minuten später bei klarer Kälte als Trainer auf dem Fußballplatz. Sie sind vor der Arbeit Nachhilflehrer und sowieso erreichbar für die geflüchteten Familien. Sie erreichen als Erste den Unfallort, arbeiten in Vorsitzämmern im Schützenverein und halten so das Dorfleben lebendig.

Jugendliche und junge Erwachsene engagieren sich auf vielfältige Weise ehrenamtlich in Arnsberg und Sundern. So unterschiedlich ihre Aufgaben auch sind, manches vereint sie.

Da ist der Mut, Mut, früh im Leben Verantwortung zu übernehmen. Nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere.

Da ist auch die Ausdauer, Ausdauer, sich länger als nur ein paar Wochen zu engagieren. Die jungen Ehrenamtlichen in Arnsberg und Sundern denken nicht in kurzfristigen Projekten, sie setzen sich über Jahre ein. Das bedeutet Verlässlichkeit und Kontinuität für die Vereine und Organisationen.

Da ist zudem Zurückhaltung, Zurückhaltung, sich nicht in den Vordergrund spielen zu wollen. Viele der anfallenden Aufgaben erledigen die jungen Arnsberger und Sunderner alleine zu Hause, unsichtbar für die Augen anderer. Sie sitzen etwa stundenlang am Laptop, um ihre Arbeit zu dokumentieren. Außenstehende können diesen Aufwand kaum abschätzen, weil die ehrenamtlichen Helfer kein großes Aufheben darum machen.

Umso mehr Respekt verdient der Nachwuchs, der vielerorts ein echtes Vereinserlebnis erst möglich macht. Alle, die davon profitieren, sollten lieber einmal zu oft als zu selten Danke sagen. Nicht Geld, sondern ernst gemeinte Anerkennung und Vertrauen sind für junge Ehrenamtler der Antrieb. Vielen Dank für Euer Engagement!



Die jungen Engagierten auf den Plätzen vier bis sechs (von links): Tatjana Tillmann (DLRG Sundern), das Trainerteam der Tanzsterne des TV Arnsberg und Malte Sittig (Computer-Lernzentrum Arnsberg)

FOTO: TED JONES

fällig – ebenfalls aus Oeventrop kommt und den zweiten Platz belegt. Der 26-jährige trat erst im Alter von 18 Jahren in die Feuerwehr ein. In Oeventrop engagiert er sich u.a. für Brandschutzerziehung und -aufklärung in Kindergarten und Grundschulen. Außerdem hat er sich – mit hoher Kompetenz – sozial engagiert. Im Feuerwehrhaus in Oeventrop sollte eigentlich zeitgleich seine Beförderung zum Brandmeister gefeiert werden! Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Aus Freunden wurden Freunde
Dritte im Bunde der „Treppchen-Erklärmutter“ ist eine junge Frau aus Münchedie: Johanna Stödt setzt sich im „Eulendorf“ für Flüchtlingsfamilien ein. Die 24-Jährige lernt dort mit syrischen Kindern Deutsch. Warum sie die eigene, rare Freizeit Freunden schenkt? „Ich würde mich auch über Hilfe freuen, wenn ich in einen anderen Kulturkreis komme“, antwortet Johanna Stödt. Außerdem sind die „Freunden“ längst ihre Freunde geworden...

Das Siegertreppchen nur knapp verpasst haben auf den Plätzen vier bis sechs Malte Sittig (Vierter – der Zehntklässler vom Computer-Lernzentrum Arnsberg führt Senioren in die Welt der modernen Technik ein), das Quartett Katharina Pohlmann,

Jennifer Paech, Caroline Schleep und Sina Grünebaum (Fünfte, sie betreuen den Tanz-Nachwuchs beim TV Arnsberg) sowie Tatjana Tillmann (Sechste, sie arbeitet ehrenamtlich für die DLRG-Ortsgruppe Sundern). Alle 13 Nominierten haben etwas gemeinsam: Sie tun sich selbstverständlich Ding, die nicht selbstverständlich sind, wie Torsten Berninghaus treffend formulierte.

Weiterhin nominiert – und ebenfalls vorbildlich engagiert: Fo(u)r Repair (kostenlose Fahrzeugwerkstatt in Hüsten), Westenfelder Nachwuchs (baut den Jugendraum unter dem Kindergarten um), Jugendcaritas (aktiv für mehr Toleranz in Arnsberg), Yaarub Elkadamani (Mitglied der Flüchtlingsinitiative „Neue Nachbarn Arnsberg“), Christian Kiesler (First Responder und Flüchtlingshelfer aus Hellefeld), Adriana Ascoli (führt beim RC Sorpesee die jüngsten ans Volleyballspielen heran) sowie Christin Kordes (trainiert Junioren der KG Flotte Kugel).

FOTO: TED JONES

Buntes Rahmenprogramm rundet gelungenen Abend ab

Nachwuchsband „Under the Basement“ sorgt für fetzige Musik. Arnsberger Tanzsterne lassen Bühne der „Schmiede“ erzittern

Arnsberg.

So bunt, vielfältig und attraktiv wie das Engagement der Nominierten Kandidaten war auch das Rahmenprogramm der dritten Auflage des „Jungen Engagements“:

Für Musik sorgte die Nachwuchsband „Under the Basement“.

Die Jungs von USB überraschten mit einem erstaunlich breiten Repertoire – vom jazzigen „Summertime“ über „I am all over it“ bis hin zum Sting-Klassiker „Englishman in New York“.

Schwungvoll moderiert von Redakteur Martin Haselhorst, nahm die Veranstaltung mit über 100 Gästen in der Kulturschmiede rasch Fahrt auf.

koch

In drei Videoblocks wurden die insgesamt 15 nominierten Ehrenamtler und ihr Engagement pfliffig präsentiert. Die Regulatoren des Wettbewerbs wurden noch einmal erläutert, bevor es dann ans „Eingemachte“ ging – von unten nach oben wurden die vorherigen Platzierten nach und nach auf die Bühne geholt – und mit Laudation geehrt.

Gegen 20.30 Uhr näherte sich die Stimmung dann dem Höhepunkt – und die Siegerin wurde präsentiert.

Doch nach dem „offiziellen Teil“ war noch lange nicht Schluss: Bei Fingerfood und weiteren fetzigen Musiktiteln klang ein gelungener Abend nur langsam aus.



Eine gelungene Lobeshymne auf das Sauerland: Die „Tanzsterne“ des TV Arnsberg bezauberten mit einer tollen Bühnenshow in originellen Kostümen.

FOTO: TED JONES

Tipps und Orientierung steigern den Nutzwert

Ob beim Einkaufen oder im Garten, bei der Kita-Suche oder der Rentenberechnung – die Menschen suchen nach Orientierung. Gute Lokaljournalisten beherzigen das und stehen ihren Leserinnen und Lesern als Ratgeber zur Seite. Sie testen Dienstleistungen und Produkte, befragen Experten oder beschreiben ihre Erfahrungen im Selbstversuch. Und sie bitten ihre Leser um Hilfe und reichen Tipps und Rezepte weiter. Kleine Erklärstücke, knappe Infoblocks oder interaktive Online-Grafiken kommen besonders gut an und steigern den Nutzwert des Mediums enorm. Umfassender Service bietet aktive Lebenshilfe.

- ▶ Preisträger 2016
- ▶ Politik lokal
- ▶ Wirtschaft lokal
- ▶ Kultur lokal
- ▶ Sport lokal
- ▶ Gesellschaft lokal
- ▶ Panorama lokal

SERVICE LOKAL



Große Öko-Vorsätze, kleine Erfolge

Die Reporterin will ihr Leben ändern und etwas für die Umwelt tun. Sie versucht, Verpackungen zu vermeiden, Energie und Wasser zu sparen, mit Kastanien die Kleidung zu reinigen. Ein Jahr lang begleitet sie diesen Prozess, der alle Lebensbereiche umfasst, mit einer Serie.

Die Vorsätze sind groß. Die Reporterin Miriam Opresnik will ein ökologisches Leben führen, zusammen mit ihrem Mann und den beiden Kindern. Sie will weniger Verpackungen benutzen, Energie und Wasser sparen, ökologisch putzen und waschen, weniger Auto fahren, einen Biogarten anlegen, ökologisch korrekt Ferien machen, sich klimafreundlich ernähren und kleiden und sich auch noch im grünen Ehrenamt engagieren.

So weit die Theorie. In der Praxis des Familienalltags schmelzen die hehren Ziele jedoch alsbald zusammen. Verpackungsfrei einkaufen erweist sich als nahezu unmöglich, vor allem wenn die Kinder nicht auf ihre Lieblingsprodukte verzichten wollen. Die Stromfresser im Haus lassen sich nicht einfach abschalten. Bei der Umstellung der Ernährung streikt die Familie. Beim Radfahren geht ihr schnell die Luft und die Lust aus.

Dennoch bleibt die Reporterin dran, erzählt über ihre Fehlschläge offen und humorvoll. Sie beschreibt, wie leicht sie und die Familie in die Konsum- oder Bequemlichkeitsfalle tappen. Und sie macht klar, dass ein ökologischeres Leben nicht nur Willenskraft, sondern auch Durchhaltevermögen braucht und dass die Umstellung nur in kleinen Schritten funktioniert.

Doch auch sie bringen was. Denn am Ende des Jahres sieht ihre Bilanz dann doch nicht so schlecht aus. Verpackungen und Strom wurden eingespart, weniger Auto gefahren, im Garten Wildblumen statt Züchtungen angepflanzt, der Fleischkonsum verringert, weniger neue Kleidung angeschafft und der Müll sauber getrennt.

Und allein die Entscheidung, Urlaub in Mecklenburg zu machen anstatt nach Mallorca zu fliegen, sparte so viel CO₂, wie ein Mensch in Indien im ganzen Jahr verursacht.

Hamburger Abendblatt

Kontakt:

Berndt Röttger, stv. Chefredakteur, Telefon: 040/55 44-71 013, E-Mail: roettger@abendblatt.de

Stichworte

- Alltag
- Energie
- Ernährung
- Garten
- Kontinuität
- Lebenshilfe
- Service
- Technik
- Umwelt
- Verbraucher
- Wirtschaft

Sonnabend/Sonntag, 30./31. Januar 2016

WIRTSCHAFT

Hamburger Abendblatt 7



Statt zu vorverpacktem Obst greift Miriam Opresnik jetzt zu loser Ware istock, Michael Raue



Statt zu vorverpacktem Obst greift Miriam Opresnik jetzt zu loser Ware istock, Michael Raue

Ach du grüne Neune! Das geht ja gut los! Die Probleme fangen schon vor dem ersten Einkauf an. Beim Schreiben der Einkaufsliste. Meine Tochter Carlotta, 6, wünscht sich das Wicky-Wurstbrot (verpackt), ihr dreijähriger Bruder Clas den „kleinen Käse“ (Mini-Baumkäse, sogar doppelt- und dreifach verpackt) und mein Mann seine Actimel (sechs Mini-Flaschen à 100 Milliliter). Verpackungsvermeidung sieht anders aus. Aber grüne Vorsätze hin oder her: Am besten ist es, Wurst zu kaufen. Für die zweite Woche kaufen wir allerdings vorverpackte Wurstwaren. Klar aber natürlich: Wenn wir wirklich was für die Umwelt tun wollen, müssen wir nicht nur die Verpackungen reduzieren – sondern unseren Fleisch- und Wurstkonsum allgemein. Aber dazu muss ich mich erst entscheiden.

Und was die Wünsche der Kinder angeht: Wir haben uns selbst Geschenke auf Wurst- oder Käsebrot gelegt. Mit Augen aus kleinen Tomaten-Hälften, großen Gurken-Nasen und einem Ketchup-Gurken-Schnabel. Und das passt! Gar nicht so schwer, etwas für die Umwelt zu tun.

Der nächste Tag. Als ich mich das Hochgefühl nur vorweg für 30 Sekunden lang. Bis ich an der Frischetheke ankomme. Vermutlich das erste Mal, seit die Grillaison vorbei ist. Ja, ich meine die im Sommer! Denn sonst gibt es bei uns meistens vorverpackte Wurst aus Käsewaren. Irgendwie auf Apfelscheiben geschnitten, so dass sie in eine Plastikfolie eingeschlagen sind. Klar, totaler Verpackungssinn! Allein bei 80 Gramm Schinken fallen 21 Gramm Plastikbeutel an. Doch damit soll jetzt Schluss sein. Der Vorsatz: Lange halten wird er allerdings nicht.

Für den Verpackungsversuch bin ich in die Regionen um Hamburg gerissen in verschiedene Großstädte. Leider geht er aber nicht auf.

Denn die Verkäuferin darf die mitgebrachten Dosen nicht annehmen und befürchtet, „Aus hygienischen Gründen“, sagt sie und spricht von Kontamination. Bitte was? „Könnte ja sein, dass Ihr Beutel nicht sauber ist, sagt sie und schaut mich an. Beides kann passieren, wenn die dann hierher übertragen werden“, erklärt sie undwickelt die Wurst stattdessen in ein beschichtete Stück Papier ein. Für jede meiner vier Sorten nimmt sie ein neues Papier und verpackt anschließend alles in einem einzigen Plastikbeutel. So kann es wiederverwendet werden, ohne dass es wieder in die Tüte kommt. Beim nächsten Mal bitte ich darum, alle Wurstsorten nur in ein Papier einzwickeln. Gesagt, getan!

Allerdings wird zwischen die verschiedenen Sorten jetzt eine Plastikfolie gelegt, um die der Beutel nicht direkt mit dem Gegenstück der anderen Wurst abfiebt, wie ich erfahren muss) und jedes Mal zum Abwiegen ein neues Stück Papier auf die Waage gelegt – und anschließend weggeschmissen. Es ist wie in einem Löri-Sketch. Aber irgendwie nicht lustig. Eher grausig. Und umweltfreundlich sehen die auch noch aus. Großerartig!

Allerdings sind sie leider nicht sehr groß. Und benötigte Wochenvorräte von sechs Äpfeln passen da nicht rein – was ich allerdings erst merke, als wenn man vorverpacktes Obst in Kunststoffschalen mit

Das kommt mir nicht in die Tüte

Neue Serie: Ich werde grün. Abendblatt-Reporterin Miriam Opresnik will ihr Leben ändern und etwas für die Umwelt tun – ein Jahr lang. Im ersten Teil versucht sie, Verpackungen zu vermeiden. Kein einfaches Unterfangen, wie sie im Supermarkt merkt

die ersten Äpfel aus der Tüte auf den Boden fallen. Also zwei Tüten. Außerdem zwei weitere für die Orangen (gleicher Problem wie bei den Äpfeln, anscheinend korrespondieren eckige Kartoffeln und rundes Obst nicht). Ich würde stattdessen von strapazieren. Mühevoll. Heikel. Vertrackt. Und was die Wünsche der Kinder angeht: Wir haben uns selbst Geschenke auf Wurst- oder Käsebrot gelegt. Mit Augen aus kleinen Tomaten-Hälften, großen Gurken-Nasen und einem Ketchup-Gurken-Schnabel. Und das passt! Gar nicht so schwer, etwas für die Umwelt zu tun.

Der nächste Tag. Als ich mich das Hochgefühl nur vorweg für 30 Sekunden lang. Bis ich an der Frische-

theke ankomme. Vermutlich das erste

Mal, seit die Grillaison vorbei ist. Ja,

ich meine die im Sommer! Denn sonst

gibt es bei uns meistens vorverpackte

Wurst aus Käsewaren. Irgendwie auf

Apfelscheiben geschnitten, so dass sie

in eine Plastikfolie eingeschlagen sind.

Klar, totaler Verpackungssinn! Allein bei 80 Gramm Schinken fallen 21 Gramm Plastikbeutel an. Doch damit soll jetzt Schluss sein. Der Vorsatz: Lange halten wird er allerdings nicht.

Für den Verpackungsversuch bin ich in die Regionen um Hamburg gerissen in verschiedene Großstädte. Leider geht er aber nicht auf.

Denn die Verkäuferin darf die mitgebrachten Dosen nicht annehmen und befürchtet, „Aus hygienischen Gründen“, sagt sie und spricht von Kontamination. Bitte was? „Könnte ja sein, dass Ihr Beutel nicht sauber ist, sagt sie und schaut mich an. Beides kann passieren, wenn die dann hierher übertragen werden“, erklärt sie undwickelt die Wurst stattdessen in ein beschichtete Stück Papier ein. Für jede meiner vier Sorten nimmt sie ein neues Papier und verpackt anschließend alles in einem einzigen Plastikbeutel. So kann es wiederverwendet werden, ohne dass es wieder in die Tüte kommt. Beim nächsten Mal bitte ich darum, alle Wurstsorten nur in ein Papier einzwickeln. Gesagt, getan!

Allerdings wird zwischen die verschiedenen Sorten jetzt eine Plastikfolie gelegt, um die der Beutel nicht direkt mit dem Gegenstück der anderen Wurst abfiebt, wie ich erfahren muss) und jedes Mal zum Abwiegen ein neues Stück Papier auf die Waage gelegt – und anschließend weggeschmissen. Es ist wie in einem Löri-Sketch. Aber irgendwie nicht lustig. Eher grausig. Und umweltfreundlich sehen die auch noch aus. Großerartig!

Allerdings sind sie leider nicht sehr groß. Und benötigte Wochenvorräte von sechs Äpfeln passen da nicht rein – was ich allerdings erst merke, als wenn man vorverpacktes Obst in Kunststoffschalen mit

der Luft. Aufgrund des hohen Gewichtes von Glas kommt es beim Transport zu erhöhtem CO₂-Ausstoß – nicht nur auf dem Hinweg, sondern auch auf dem Rückweg. Besonders schlecht in der Umweltbilanz schneiden Gläser ab, die nie einmal benutzt werden: Wurst, Milch, Saucen oder Konserven. Und was die Milch angeht: Da darf ich ruhig nur Tetrapaksbleiben. Das Umweltbundesamt stuft dies als umweltfreundliche Verpackung ein.

Übung auf! Endet der erste Monat ist um. Vieles hat dann doch noch geklappt. Wir verzichten auf Mini-verpackungen bei Joghurts, Pudding, Würstchen und Süßigkeiten, holen Kartoffeln sowie Eier im Hofladen und bringen sie direkt zu mir. Bei Coffe-to-go-Bechern oder Salaten zum Mitnehmen kommen mir gar nicht mehr in die Tüte. Aber lebe ich deshalb jetzt grün? Nein, leider nicht.

Noch lange nicht. Vielleicht bin ich ein bisschen grüner geworden. Aber ich habe gemerkt, dass man nicht von heute auf morgen seine Gewohnheiten komplett ändern kann. Das es Zeit braucht, alte Gewohnheiten umzustellen. Und zwar nicht einen Monat. Oder ein Jahr. Sondern ein Leben lang. Es geht nicht mehr nur um einen Artikel. Oder um das Experiment. Es geht um mehr. Um die Umwelt.

11.700 Tüten pro Minute

Mehr als 16 Millionen Tonnen Verpackungen fallen hierzulande jährlich an. Eine unheimliche Menge pro Bürger ist in den vergangenen zehn Jahren um 25 Kilo angestiegen – auf rund 212 Kilo.

Etwas 76 Plastiktüten pro Jahr verbraucht jeder Bundesbürger. Das sind rund sechs Milliarden im Jahr. Das entspricht einer Menge pro Bürger, die in den vergangenen zehn Jahren um 25 Kilo angestiegen ist. (nur 212 Kilo).

207 Einwegplastiktüten verbraucht jeder Deutsche im Schnitt pro Jahr. Mehr als 50 Prozent des Abfalls wird in Europa bei Aldi und LIDL verbraucht. Ein einziger Mineralwasserkasten mit zwölf grünen Mehrwegflaschen (0,75 Liter), die durchschnittlich 53 mal wiederverwendet werden, ersetzt rund 480 PET-Einwegflaschen mit einem Liter Inhalt. (nuk/h)

Eine Serie in zwölf Teilen

1. Verpackungen (20.Januar)
2. Energie & Wasser (27.Februar)
3. Haushalt & Körperpflege (26.März)
4. Mobilität (30.April)
5. Im Garten (28.Mai)
6. Urlaub (25.Juni)
7. Ernährung (30.Juli)
8. Kleidung (27.August)
9. Elektrogeräte (24.September)
10. Grünes Element (20.Oktober)
11. Wohnsachen &c. (26.November)
12. Elektrogeräte (31.Dezember)

Fragen und Antworten zur Zukunft der Rente

Das System der Alterssicherung ist in einer Schieflage. Doch was heißt das für unser Zusammenleben? Welche Lösungsansätze bieten Politik und Gesellschaft? Was sagt die Statistik und was bedeutet das für jeden Einzelnen? In ihrer Serie gibt die Redaktion Antworten auf diese und viele andere Fragen.

Sechs Wochen lang befasst sich die Zeitung in einer 30-teiligen Serie intensiv mit der Zukunft der Rente. In großen Reportagen und Features, Interviews und Streitgesprächen, Grafiken und Erklärstücken beleuchtet die Redaktion das Thema umfassend.

Dabei steht immer der Servicecharakter im Vordergrund: Alle Fragen, die sich die Menschen im Land zu diesem Thema stellen, sollen beantwortet oder zumindest die Fakten dazu dargelegt werden.

So erklärt eine Doppelseite mit Grafiken die Mechanik des Generationenvertrags und die Folgen des demografischen Wandels. Eine Infografik zeigt, wie man einen Rentenbescheid liest. Ein Feature erzählt aus dem Leben von drei Frauen, die die Verlierer im Rentensystem sind. Norbert Blüm und seine Enkelin treffen sich zum Generationengespräch. Porträts erklären,

warum Rentner länger arbeiten wollen – und manchmal müssen. Ein vergleichender Überblick fasst zusammen, was die Parteien beim Thema Rente vorhaben.

Hinzu kommen zahlreiche Servicestücke, etwa zur Besteuerung der Rente, zu Einbußen durch Kindererziehung oder zu den Möglichkeiten der privaten Vorsorge. Fachbegriffe werden in einem umfangreichen Renten-ABC erläutert. Und wer weitere Fragen hat, dem steht eine Expertenrunde in einer Telefonaktion der Zeitung Rede und Antwort.

Die Serie „Die Zukunft der Rente“ wird federführend von einer Redakteurin und einer Volontärin organisiert und von etwa 15 Redakteuren umgesetzt. Alle Ressorts der Zeitung sind mit einbezogen und steuern Geschichten bei. Alle Beiträge werden online in einem Renten-Dossier zusammengefasst.

MANNHEIMER
MORGEN

Die Zeitung macht aufmerksam auf Problemfelder, die alle Generationen betreffen, und liefert den Leserinnen und Lesern ein breites Informations- und Servicepaket.

Stichworte

- Aktionen
- Alter
- Interaktiv
- Lebenshilfe
- Politik
- Recherche/Investigation
- Service
- Verbraucher
- Wirtschaft
- Zukunft

Kontakt:

Dirk Lübke, Chefredakteur, Telefon: 0621/392-1339, E-Mail: chefredaktion@mamo.de

Arbeit: Stefan Bumm programmiert mit 74 Jahren beim Walldorfer Softwarekonzern SAP / Rückholprogramm für Experten im Seniorenalter seit Anfang des Jahres

„Ich hatte einfach Lust weiterzumachen“

Von unserem Redakteursmitglied
Matthias Kros

MANNHEIM. Stefan Bumm ist 74 Jahre alt. Nicht unbedingt das typische Alter eines Softwareentwicklers, sollte man meinen. Aber Bumm hat noch lange nicht genug. Der Diplom-Mathematiker ist zwar seit 2007 pensioniert. „Doch ich hatte einfach noch Lust weiterzumachen,“ erklärt er. „Die Arbeit hat mir immer viel Spaß gemacht und ich war sehr erfolgreich.“

Auch die SAP wollte und will auf den Mitarbeiter ungern verzichten. Denn Bumm ist hoch spezialisiert auf eine komplexe Schnittstelle zwischen der SAP-Software und Datenbanken von Fremdanbietern. Mit jeder neuen Version der Datenbanken muss auch die Schnittstelle angepasst werden. Im Herbst ist das wieder der Fall und der Mathematiker soll für Kundenanfragen bereitstellen, falls es Probleme geben sollte.

Meistens ein Tag die Woche
Und so hat Bumm auch zehn Jahre nach der Pensionierung noch einen festen Platz in seiner Abteilung am SAP-Standort St. Leon-Rot – auch wenn er ihn mittlerweile recht flexibel ausfüllt. „Meist arbeite ich nur noch einen Tag in der Woche,“ erklärt der 74-Jährige. Fremd fühlt er sich trotzdem nicht, sagt er, die Kollegen hätten seit seiner Pensionierung kaum gewechselt. Die Fluktuation in der Abteilung sei schon früher gering gewesen. „Da sind richtige Freundschaften entstanden,“ freut sich Bumm. Sogar an seinen freien Tagen fahrt er manchmal zum Mittagessen in die SAP-Kantine, um die Kollegen zu treffen – dafür kommt Bumm extra von seinem Wohnort Karlsruhe.

Aber warum tut er sich den Arbeitsstress überhaupt noch an und weist die Abteilung nach, dass niemand aus der Stammbeslegschaft den Job übernehmen kann, erstellt die SAP für den „Senior Expert“ einen befristeten Arbeitsvertrag. „Das kann dann einen Einsatz von einem Tag pro Woche bis zu sechs Monaten am Stück bedeuten“, so Fassnacht. Die Bezahlung richte sich unter anderem nach dem früheren Gehalt des „Rückkehrers“.

SAP setzt die „Senior Experts“ beispielweise bei auslauftenden Produkten ein. „Da macht es für junge Kollegen nicht unbedingt Sinn, sich für solche Software noch extra auszubilden zu lassen.“ Stattdessen könnten frühere Beschäftigte, die während ihrer aktiven Zeit mit dem Produkt vertraut waren, noch einmal zum Zuge kommen.

Rund 50 Ex-Mitarbeiter hätten sich bislang in der Datenbank registriert, so der Personalchef, eine einstellige Zahl sei bereits wieder im Unternehmen aktiv. Diese Zahl werde bestimmt noch steigen, ist er sicher. Die Einstiegschancen junger Bewerber werde das aber nicht schmälen. „Wir werden in Deutschland auch in diesem Jahr wieder eine hohe dreistellige Zahl an neuen Mitarbeitern einstellen“, sagt Fassnacht. Dennoch sei das Programm auch ein Signal gegen den aktuellen „Hype“ um die jungen Talente: „Wir wollen

Allerdings sei seine Rückkehr zunächst nicht einfach gewesen, erinnert sich Bumm, der 1993 bei SAP angefangen hatte. Zunächst schlossen beide Seiten wiederholt Jahresverträge ab, anschließend arbeitete er sogar zeitweise als Selbstständiger für die Walldorfer. Erst seitdem SAP Anfang dieses Jahres ein „Senior-Expert-Service“ genanntes Programm aufgelegt hat, läuft sein Schaffen wieder in geregelten Bahnen.

„Dieses Programm richtet sich an Kollegen, die mit einem Mindestalter von 60 Jahren bei uns ausgeschieden sind und Interesse haben, noch etwas weiterzuarbeiten“, erklärt Wolfgang Fassnacht, Personalchef von SAP Deutschland. Sie könnten in einer speziellen Datenbank anhand ihrer Fähigkeiten ein individuelles Profil kreieren. Abteilungen mit



Stefan Bumm an seinem Arbeitsplatz am SAP-Standort St. Leon-Rot. Seine Aufgabe konnte bislang kein jüngerer Kollege übernehmen.

BILD: ROTHE

entsprechendem Bedarf könnten darin fünfzig werden.

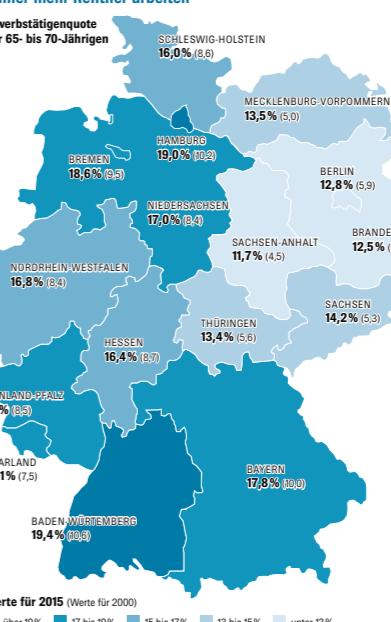
Werden sich beide Seiten einig und weist die Abteilung nach, dass niemand aus der Stammbeslegschaft den Job übernehmen kann, erstellt die SAP für den „Senior Expert“ einen befristeten Arbeitsvertrag. „Das kann dann einen Einsatz von einem Tag pro Woche bis zu sechs Monaten am Stück bedeuten“, so Fassnacht. Die Bezahlung richte sich unter anderem nach dem früheren Gehalt des „Rückkehrers“.

SAP setzt die „Senior Experts“ beispielweise bei auslauftenden Produkten ein. „Da macht es für junge Kollegen nicht unbedingt Sinn, sich für solche Software noch extra auszubilden zu lassen.“ Stattdessen könnten frühere Beschäftigte, die während ihrer aktiven Zeit mit dem Produkt vertraut waren, noch einmal zum Zuge kommen.

Rund 50 Ex-Mitarbeiter hätten sich bislang in der Datenbank registriert, so der Personalchef, eine einstellige Zahl sei bereits wieder im Unternehmen aktiv. Diese Zahl werde bestimmt noch steigen, ist er sicher. Die Einstiegschancen junger Bewerber werde das aber nicht schmälen. „Wir werden in Deutschland auch in diesem Jahr wieder eine hohe dreistellige Zahl an neuen Mitarbeitern einstellen“, sagt Fassnacht. Dennoch sei das Programm auch ein Signal gegen den aktuellen „Hype“ um die jungen Talente: „Wir wollen

Immer mehr Rentner arbeiten

Erwerbstätigenquote
der 65- bis 70-Jährigen



Werte für 2015 (Werte für 2000)

■ über 19% ■ 17 bis 19% ■ 15 bis 17% ■ 13 bis 15% ■ unter 13%

die Entwicklung in allen Altersgruppen fördern und älteren Mitarbeitern die Chance auf einen weniger jähren Abschied eröffnen.

Das findet auch die Arbeitnehmerrseite gut. „Senior-Expert-Service wurde vom Betriebsrat der SAP SE mitverhandelt und gestaltet. Es ist ein ausgezeichnetes Programm, um in vielen Berufsjahren erworbenes Wissen und Erfahrungen von ehemalige SAP-Mitarbeitern im Unternehmen zu behalten“, sagt der Betriebsratsvorsitzende Klaus Marx. Schwerpunkte der Senior Experten seien die Projektarbeit beim Kunden, der Wissenstransfer über etablierte Techniken sowie Mentoring. Jüngere Kollegen wollten dagegen eher die neuen zukunftsrichtigen Plattformen und Techniken erlernen. „Daher sehen wir hier keine Konkurrenzsituation oder eine Verschlechterung der Karrierechancen für die jüngeren Kollegen.“

Auch Roche und BASF aktiv
Auch andere große Unternehmen der Region reaktivieren bereits Rentner. Um dem demografisch bedingten Fachkräftemangel zu begegnen, könne „auch die Beschäftigung von Ruheständlern ein Instrument sein“, erklärt beispielsweise eine Sprecherin des Chemiekonzerns BASF. Bereits heute beschäftigt man „Ruheständer auf Einzelfallbasis“. Hierbei könne es sich um Fachkräfte handeln, deren Wissen im Zusammenhang mit Projekten wertvoll ist.

„Gegenwärtig stellen solche Beschäftigungen nach dem Eintritt in den Ruhesstand aber eher die Ausnahme dar“, sagt die Sprecherin. Dies könnte sich aber ändern, falls es neue gesetzliche Rahmenbedingungen – etwa bei der Hinzuerwerbung – gebe.

Auch beim Pharmakonzern Roche in Mannheim werden Beschäftigte im Bedarfsfall und bei Interesse des Mitarbeiters nach dem Auscheiden in die Rente eingebunden, sagt eine Sprecherin. Einzelfälle gebe es bereits. Zudem habe Roche mit dem „Langzeitkonto 2.0“ ein Modell, um den Eintritt in die Rente gleichzeitig zu gestalten, indem die Arbeitzeit langsam reduziert wird.

Dossier unter
morgenweb.de/rente

Auch Rentner dürfen arbeiten

Generell können Beschäftigte auch im Rententaler weiterarbeiten. Die Rente wird erst ausgezahlt, wenn ein entsprecher Antrag gestellt wurde. Wer freiwillig weiterarbeitet, muss allerdings weiter Abgaben in die Sozialversicherungen bezahlen – gleichzeitig kann er auf diese Weise seine Rentenansprüche noch weiter erhöhen.

Auch Rentner, die ihre Rente bereits ausgezahlt bekommen, dürfen grundsätzlich so viel hinzuzuerbeiten, wie sie wollen. Nach Angaben der Deutschen Rentenversicherung ist Voraussetzung dafür lediglich, dass die sogenannte Regelaltersgrenze erreicht ist.

„Es wird dann nichts von der Rente abgezogen“, erklärt ein Sprecher. Die Regelaltersgrenze wird derzeit schrittweise von 65 auf 67 Jahre angehoben. Entscheidend ist der jeweilige Geburtsjahrgang.

Allerdings muss der Arbeitgeber auch für arbeitende Rentner den üblichen Beitrag in die Rentenkasse abführen, nur der Arbeitnehmer bleibt beitragsfrei. Dafür werden die eingezahlten Beiträge aber nicht dem Rentner individuell gutgeschrieben, sondern kommen der gesamten Solidargemeinschaft zugute. Laut Rentenversicherung gibt es derzeit Überlegungen, dass arbeitende Rentner freiwillig eigene Beiträge in die Rentenkasse einbezahlen und so ihre Ansprüche kontinuierlich erhöhen können.

Anders sieht die Sache für Rentner aus, die ihre Rente ausbezahlt bekommen, obwohl sie die Regelaltersgrenze noch nicht erreicht haben. Sie dürfen nur 450 Euro pro Monat hinzuerlösen. Als Auszahlungen werden nur zwei Monate im Jahr gewährt, in denen jeweils 900 Euro verdient werden dürfen (zum Beispiel, wenn Urlaubs- oder Weihnachtsgeld ausgezahlt wird). Wer mehr als 450 Euro monatlich hinzuerlösen muss, pauschaliert Abzüge bei der Rente in Kauf nehmen – was große Nachteile mit sich bringt. mk

Hilfe für Eltern bei der Suche nach einem Kitaplatz

Eltern, die in Stuttgart einen Kitaplatz suchen, sind oft verzweifelt. Es gibt viel zu wenige Plätze für Kinder unter drei Jahren. Außerdem sind Mütter und Väter im Dschungel der Anbieter und Behörden überfordert. Die Zeitung schlägt hier eine Bresche und sorgt mit ihrem Kita-Kompass für Orientierung.

„Chaos“, „undurchschaubares Verfahren“, „ellenlange Wartelisten“, „Dutzende Bewerbungen“ – solche Stichworte hört die Redaktion, wenn sie Eltern fragt, wie sie die Kitaplatzsuche für Kinder unter drei Jahren in Stuttgart erleben.

Derzeit fehlen rund 3.500 Betreuungsplätze für diese Altersgruppe in der Landeshauptstadt. Zusätzlich erschwert wird die Suche, weil kaum jemand bei der Vielzahl von Anbietern und Betreuungsformen sowie einem schwer durchschaubaren Bewerbungssystem durchblickt.

Die Idee des multimedialen Kitakompasses ist es, diese Situation nicht nur aufzuzeigen, sondern Eltern bei der Platzsuche zu unterstützen.

In einzelnen Kapiteln können sich Mütter und Väter unter anderem in Videos, Grafiken und animierten Erklärstücken informieren: Welche Betreuungsformen und -anbieter gibt es (zum Beispiel Elterninitiativen, kirchliche Kitas, alternative Konzepte)? Wie setze ich meinen Rechtsanspruch durch? Wie bewerbe ich mich richtig und welche Kosten kommen auf mich zu?

Kontakt:

Stefanie Zenke, Ressortleiterin Multimediale Reportagen, Telefon: 0711/7205-1142, E-Mail: stefanie.zenke@stzn.de

STUTTGARTER ZEITUNG

STUTTGARTER NACHRICHTEN

Außerdem geben Eltern, die bereits einen Platz für ihr Kind gefunden haben, Tipps für die Suche, oder erzählen, was hinter den unterschiedlichen Konzepten (zum Beispiel Waldorf, Tagesmutter) steckt.

An der Umsetzung sind zwei Redakteure, ein Praktikant, eine Grafikerin und ein Programmierer beteiligt. Das Angebot ist eines der ersten Projekte im selbst entwickelten CMS des neuen Ressorts Multimediale Reportagen, das für die Webseiten von Stuttgarter Zeitung und Stuttgarter Nachrichten arbeitet.

Aus der Nutzerschaft gibt es positive Rückmeldungen, aber auch Anregungen, zum Beispiel für weitere Betreuungsangebote, die die Redaktion aufnimmt und einarbeitet.

Der Kitakompass wird zum Start in den Print-Ausgaben mit Texten zum Thema begleitet und wird mittlerweile als Zusatzangebot im Print und online verlinkt, wann immer das Betreuungsthema hochkocht. Um das Angebot aktuell zu halten, werden die Zahlen und Infos im Kitakompass regelmäßig überarbeitet.

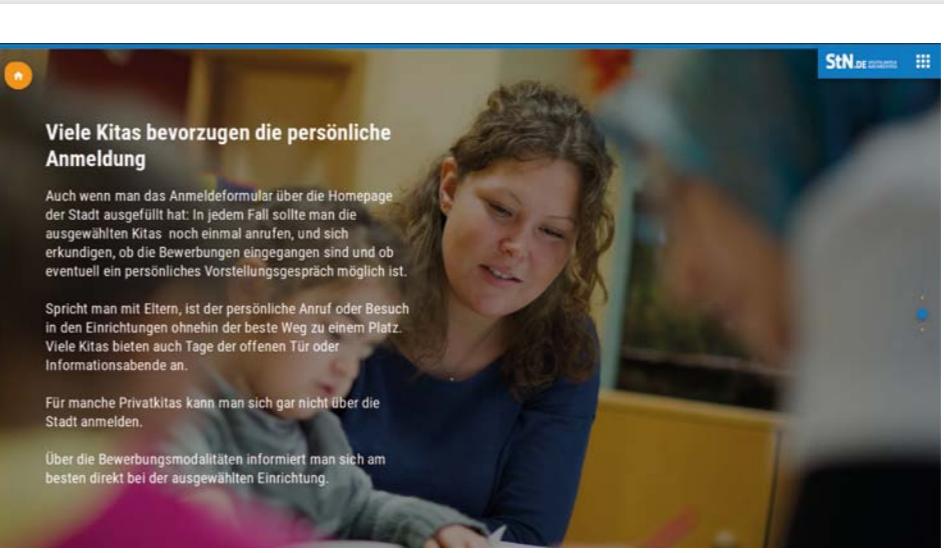
Das serviceorientierte Projekt ist für die Eltern eine übersichtliche und alltagstaugliche Handlungshilfe.

Links:

<http://reportage2.stuttgarterzeitung.de/kitakompass>
<http://reportage2.stuttgarter-nachrichten.de/kitakompass>

Stichworte

- ▶ Anwalt
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kinder und Jugend
- ▶ Layout
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Multimedia
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Service
- ▶ Verbraucher



Warum der Bus mal zu spät und mal zu früh kommt

Viele Berliner schimpfen über den unpünktlichen öffentlichen Nahverkehr. Doch der Unmut ist nur zum Teil berechtigt, wie die Journalisten in ihrer Datenauswertung zeigen. Die Menschen können in der Multimedia-Geschichte sehen, wo sie auf den Bus warten müssen – oder auch nicht.

„Typisch BVG. Die kriegen es einfach nicht hin.“ Solch ein Vorwurf ist von leidgeprüften Benutzern der Berliner Verkehrsbetriebe oft zu hören. Und er ist oft ungerecht. Denn an vielen Verspätungen ist einfach die Großstadt schuld. Hohes Verkehrsaufkommen, Unfälle und Staus, zugeparkte Busspuren – schon gerät der Fahrplan aus dem Takt.

In ihrem Webprojekt „Warum kommt der Bus zu spät?“ sind Journalisten des Tagesspiegels gemeinsam mit einem Mobilitätsforscher des Urban Complexity Lab an der FH Potsdam dem Thema auf den Grund gegangen. Sie haben die Live-ÖPNV-Daten des Verkehrsverbunds Berlin-Brandenburg (VBB) sechs Wochen lang von Mitte Januar bis Ende Februar minütlich gesammelt und ausgewertet.

Durch die ungewöhnliche Zusammenarbeit zwischen dem Programmierer aus einem Stadtforschungsteam und zwei Redakteuren lässt sich erstmals haltestellengenau zeigen, wo die Menschen im Winter oft ungewöhnlich lange auf den Bus warten.

Diese Daten setzt die Redaktion in Beziehung zur gefühlten Unpünktlichkeit einiger innerstädtischer Buslinien, die de facto oft gar nicht so unpünktlich sind.

In der Analyse werden die konkreten und grundsätzlichen Ursachen von Verspätungen in der Großstadt beschrieben. Dabei zeigt sich auch, dass gerade Bus und Tram häufiger zu früh kommen, was für die Fahrgäste oft noch schlimmer ist.

Die Ergebnisse der Auswertung setzen die Webdesigner und Journalisten online in interaktive Karten und Tabellen um. Wer eine Linie anklickt, sieht, wie viel Prozent der Busse und Bahnen im Testzeitraum an den einzelnen Haltestellen zu früh oder zu spät kamen. Visualisiert wird unter anderem auch, zu welchen Zeiten Busse, Trams, S- und U-Bahnen aus dem Takt geraten. Dazu gibt es ein großes Feature, das die Ursachen, die Zwänge und Lösungsmöglichkeiten beleuchtet.

DER TAGESSPIEGEL

BERUM
COGNOSCERE
CAUSAS

Auf den Datenvisualisierungen ist schnell zu sehen: Nur zu absoluten Hochzeiten und nur auf sehr stark genutzten Linien fährt die Mehrzahl der Busse mit Verspätung. Den Rest der Zeit sind die Busse und Trams in Berlin in der absoluten Mehrheit der Fälle pünktlich, oft sogar minutengenau.

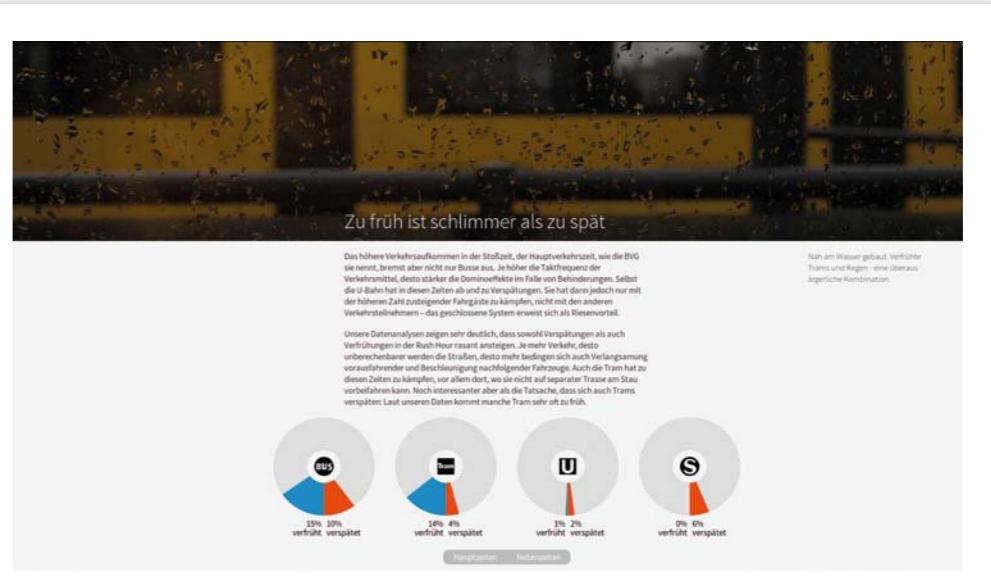
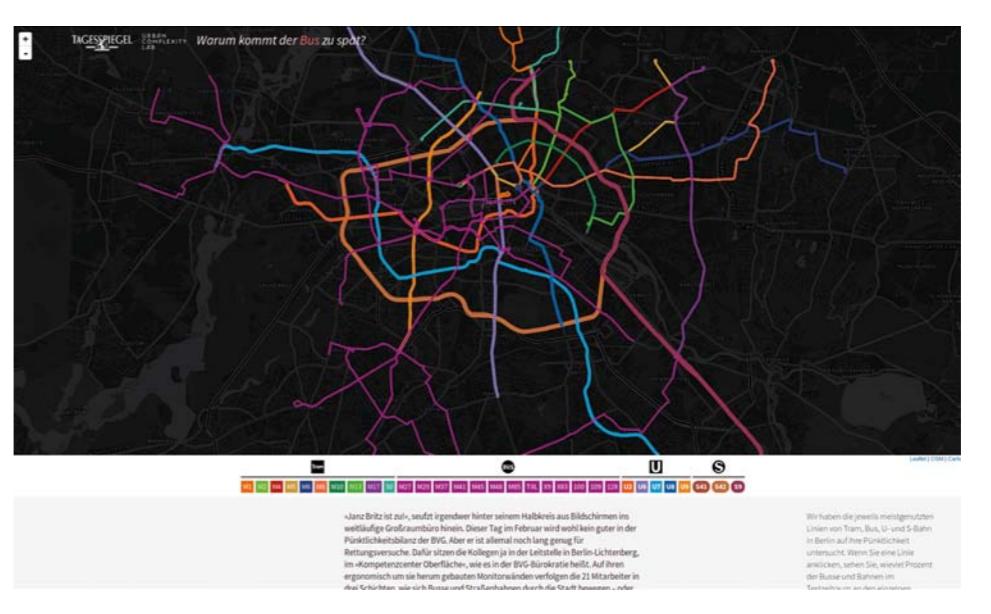
Link:
<http://haltestelle.tagesspiegel.de/>

Stichworte

- Alltag
- Hintergrund
- Interaktiv
- Layout
- Lebenshilfe
- Multimedia
- Recherche/Investigation
- Service
- Verbraucher
- Verkehr

Kontakt:

Johannes Schneider, Kulturredaktion/Mehr Berlin, Telefon: 030/29021-14249,
E-Mail: johannes.schneider@tagesspiegel.de



Leser nehmen Anteil am veganen Selbstversuch

Das Internet ist voller Erfolgsgeschichten von Veganern. Doch was steckt dahinter? Die Volontärin macht einen vierwöchigen Selbstversuch und berichtet davon auf allen Kanälen. Die eigenen – durchaus gemischten – Erfahrungen unterfüttert sie mit Fakten und Experteninterviews.

Die Idee für das „Vegan-Experiment“ trägt Liviana Jansen schon lange mit sich herum. Sie lebt seit Jahren vegetarisch, aber auch die Produktionsbedingungen von Milch, Eiern, Käse und Co. sieht sie oftmals kritisch. Hinzu kommen die viel verbreiteten Erfolgsstories von Menschen, die schon lange vegan leben. Und gilt Veganismus nicht als Weg, um den Hunger auf der Welt zu beseitigen?

Also auf zum Selbstversuch. Wie schwer ist es, auf alles Tierische zu verzichten? Was macht das mit Körper, Geist und Seele? Und wie lässt sich die vegane Ernährung in den Alltag integrieren?

Ihre vier Wochen ohne tierische Produkte begleitet die Volontärin mit einer crossmedial angelegten Serie, die sie selbst konzipiert und umsetzt. Die Beiträge erscheinen in den Print-Ausgaben der Zeitung und auf den Online-Kanälen – mit jeweils an das Medium angepasstem Inhalt.

Die Artikel werden im Internet mit Videos und interaktiven Tools begleitet. Zudem postet sie täglich auf Instagram und Facebook Bilder, Rezepte und Videobotschaften und bindet die Videos zusätzlich in den YouTube-Kanal des Verlags ein.

Um das „Vegan-Experiment“ nicht als reinen Selbstversuch zu gestalten, recherchiert die Volontärin Fakten zur Ernährung und zu den verschiedenen Produkten, führt Interviews mit Experten und besucht unter anderem eine Veganer-Messe und einen Veganer-Stammtisch in der Region. Durch die Interaktion der Leser (online und offline), Kommentare und Likes auf Facebook und Instagram entwickelt sich die Serie fortwährend weiter.

Die Publikumsresonanz ist viel größer, als die Volontärin erwartet hat. Viele Leser nehmen auf der Homepage oder in Facebook-Kommentaren Anteil, einige geben Tipps, etwa zu Rezepten oder veganen Käsesorten, oder wünschen der Protagonistin Durchhaltevermögen.



Nach Ende der vier Wochen ist Jansens Fazit durchwachsen. Auf alle tierischen Produkte will sie vorerst nicht verzichten. Und sie will auch nicht so dogmatisch sein. Sie wird Teilzeit-Veganerin.

Link zur Serie: www.zvw.de/vegan

Stichworte

- Aktionen
- Ernährung
- Gesundheit
- Hintergrund
- Interaktiv
- Multimedia
- Recherche/Investigation
- Service
- Test
- Verbraucher

Kontakt:

Liviana Jansen, Volontärin, Telefon: 07151/566-269, E-Mail: liviana.jansen@zvw.de

Waiblingen

B 1
Nummer 257 – WNS1
Samstag, 5. November 2016



Tofu, Möhren, Tomaten, Linsen, Grünkern, Kürbis und Nüsse – so soll also meine Kost die nächsten vier Wochen lang aussehen: Rein pflanzlich.

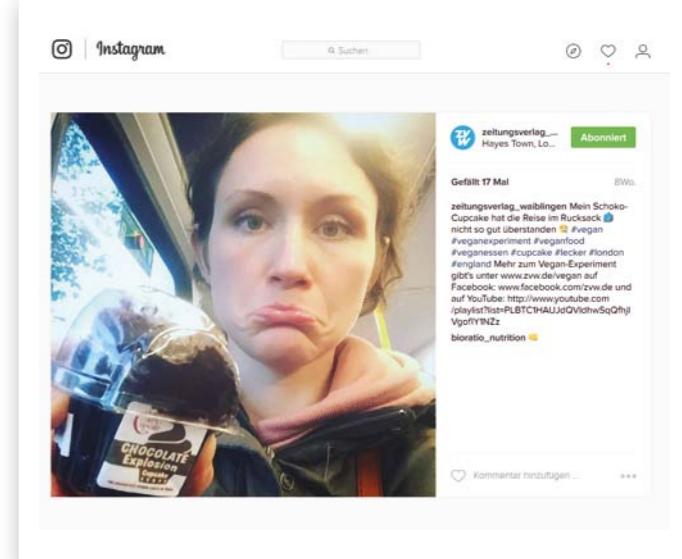
Bild: Schneider

Selbstversuch: Vier Wochen vegan

Serie „Das Vegan-Experiment“, Teil 1: Unser Redaktionsmitglied Liviana Jansen verzichtet einen Monat lang auf Tierisches



Vegan-Experiment Teil 29: Es ist vollbracht!



Register der Stichworte

Aktionen

Seiten: 16, 28, 32, 40, 58, 60, 92, 96, 112, 116, 118, 132, 134, 140, 146

Alltag

Seiten: 32, 52, 64, 74, 86, 120, 124, 126, 128, 138, 144

Alter

Seiten: 48, 110, 140

Anwalt

Seiten: 16, 48, 58, 60, 76, 82, 118, 142

Arbeitswelt

Seiten: 44, 48, 52, 76, 78, 80, 86

Ausländer

Seiten: 16, 64, 66, 68, 76, 86, 104, 106, 124

Demokratie

Seiten: 16, 60

Drittes Reich

Seite: 20

Ehrenamt

Seiten: 110, 116, 118, 134

Energie

Seiten: 58, 80, 82, 138

Ernährung

Seiten: 84, 132, 138, 146

Flüchtlinge

Seiten: 12, 16, 64, 66, 68, 104, 118, 120

Forum

Seiten: 28, 40, 58, 60, 112, 114, 118, 134

Garten

Seiten: 132, 138

Geschichte

Seiten: 20, 52, 126

Gesellschaft

Seiten: 16, 60, 64, 66, 68, 78, 86, 94, 100, 104, 106, 110, 114, 116, 124, 126, 128, 130, 134

Gesundheit

Seiten: 28, 48, 58, 82, 84, 110, 120, 146

Gewalt

Seiten: 36, 66, 68, 106

Heimat

Seiten: 12, 40, 52, 60, 74, 82, 92, 94, 96, 102, 116, 118, 120, 124, 126, 128, 132, 134

Hintergrund

Seiten: 20, 36, 44, 48, 58, 62, 64, 74, 76, 78, 82, 84, 86, 90, 106, 110, 144, 146

Inklusion

Seite: 100

Integration

Seiten: 12, 16, 40, 64, 104, 118

Interaktiv

Seiten: 28, 32, 40, 60, 96, 102, 106, 112, 114, 116, 120, 130, 132, 134, 140, 142, 144, 146

Kinder und Jugend

Seiten: 12, 96, 124, 134, 142

Kommunalpolitik / Politik

Seiten: 16, 58, 60, 62, 64, 66, 82, 90, 112, 118, 126, 140

Kontinuität

Seiten: 62, 66, 68, 76, 82, 84, 90, 118, 132, 138

Kriminalität

Seiten: 36, 66, 68, 84

Kultur

Seiten: 40, 90, 92, 94, 96, 116, 124

Landwirtschaft

Seiten: 84, 120, 132

Layout

Seiten: 12, 20, 52, 64, 106, 114, 116, 128, 130, 142, 144

Lebenshilfe

Seiten: 24, 28, 100, 110, 114, 138, 140, 142, 144

Marketing

Seiten: 28, 40, 92, 96, 118, 134

Menschen

Seiten: 12, 32, 44, 52, 64, 94, 100, 110, 114, 124, 126, 128, 130

Multimedia

Seiten: 12, 28, 40, 52, 80, 92, 96, 102, 106, 114, 116, 120, 130, 134, 142, 144, 146

Recherche / Investigation

Seiten: 12, 20, 28, 36, 48, 58, 62, 66, 68, 76, 78, 80, 82, 84, 86, 90, 110, 112, 120, 130, 140, 142, 144, 146

Service

Seiten: 24, 28, 44, 58, 60, 80, 100, 102, 110, 132, 138, 140, 142, 144, 146

Schule

Seite: 96

Sport

Seiten: 100, 102, 104, 106, 124

Technik

Seiten: 80, 138

Test

Seiten: 132, 146

Umwelt

Seiten: 24, 58, 82, 84, 86, 112, 138

Unterhaltung

Seiten: 32, 40, 92, 94, 96, 114, 116, 128, 130

Verbraucher

Seiten: 24, 28, 74, 80, 84, 86, 124, 132, 138, 140, 142, 144, 146

Vereine

Seiten: 100, 102, 104, 106, 116, 134

Verkehr

Seiten: 24, 52, 112, 120, 144

Wächteramt

Seiten: 36, 62, 90

Wahlen

Seite: 60

Wirtschaft

Seiten: 44, 62, 74, 76, 78, 80, 82, 84, 86, 112, 124, 138, 140

Wissenschaft

Seiten: 28, 110

Wohnen

Seiten: 80, 112, 120

Zukunft

Seiten: 24, 60, 64, 80, 112, 120, 140

preisgekrönt

... und fast preisgekrönt

DER PREIS

Der Preis richtet sich exklusiv an die größte Zielgruppe unter den Tageszeitungsjournalisten. Die Auszeichnung wird seit 1980 jährlich vergeben. In die Auswahl kommen nur Redaktionen und Journalisten, die bürgerliche Konzepte umsetzen, schwierige Themen aufgreifen, sich zum Anwalt der Leser machen oder engagierten Service bieten. Seit 2013 wird zusätzlich ein Sonderpreis für Volontärsprojekte ausgelobt.

Der Deutsche Lokaljournalistenpreis hat sich längst als einer der wichtigsten Medienpreise Deutschlands etabliert. Dies liegt vor allem an der unabhängigen Jury, die seit Anbeginn journalistische Qualität und keine Gesinnung auszeichnet. Bernd Neumann, Staatsminister und Beauftragter der Bundesregierung für Kultur und Medien, nannte ihn „die wohl bedeutendste Auszeichnung für Regionalzeitungen im deutschsprachigen Raum“. Chefredakteure bezeichnen ihn als „Ritterschlag für die ganze Redaktion“.

DIE REIHE

Die „Rezepte für die Redaktion“ sind elementarer Bestandteil des Deutschen Lokaljournalistenpreises. Ziel ist es, alle preisgekrönten Geschichten und Konzepte aus einem Preisjahrgang zu dokumentieren und die Idee dahinter, die Herangehensweise und die Macher vorzustellen. Zusätzlich werden auch jene Einsendungen gewürdigt, an denen eine Auszeichnung nur knapp vorbeigegangen ist.

Der Basisband der „Rezepte für die Redaktion“ entstand 2005 zum 25-jährigen Jubiläum des Preises. Auf 456 Seiten dokumentiert das Buch Bestes und immer noch Nachahmungswertes aus 25 Jahren Preisgeschichte. Diese Zusammenschau war möglich, weil die Konrad-Adenauer-Stiftung von Anbeginn jeden Preisjahrgang mit einer Dokumentation der preisgekrönten und fast preisgekrönten Arbeiten begleitet hat.

Diese Tradition setzt die „Rezepte für die Redaktion“ Jahr für Jahr fort. Sie tragen dazu bei, gute Ideen und zukunftsweisende Konzepte bekannt zu machen. Die Rezeptesammlung ist zum einen ein praktisches Arbeitsbuch für den Redaktionsalltag, zum anderen eine Einladung an die Kolleginnen und Kollegen, miteinander ins Gespräch zu kommen und sich über lokalen Qualitätsjournalismus auszutauschen.

DIE HERAUSGEBER

Heike Groll (Jahrgang 1965) ist Leitende Redakteurin in der Chefredaktion der Volksstimme aus Magdeburg und zuständig für Personalentwicklung in der Redaktion sowie für redaktionelles Projektmanagement. Zuvor war sie nach dem Journalistikstudium in Dortmund bei der Leipziger Volkszeitung, bei der Initiative Tageszeitung//drehscheibe“ in Bonn und dem Fränkischen Tag in Bamberg tätig. Seit 2015 ist sie Sprecherin der Jury.

Robert Domes (Jahrgang 1961) ist freier Journalist und Autor. Er war 17 Jahre lang Lokalredakteur der Allgäuer Zeitung, zuletzt als Redaktionsleiter. Seit 2002 arbeitet er selbstständig in der Betreuung journalistischer Projekte und Fachbücher sowie als Referent und Dozent in der Aus- und Fortbildung für Journalisten. Er schreibt als Autor für verschiedene Medien und veröffentlicht eigene Romane.



AUSSCHREIBUNG 2017

Über Ihre Serie spricht die ganze Stadt? Ihre Aktion bringt die Region in Bewegung? Sie bringen lokale Themen groß raus, auf allen Kanälen? Dann zeigen Sie es uns: Bewerben Sie sich für den

Deutschen Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung

Preiswürdig sind:

- Beiträge zu beliebigen lokalen Themen
- kontinuierliche Berichterstattung
- multi- und crossmediale Konzepte von lokalen Themen
- Beispielhafte Initiativen und Aktionen
- Konzepte und Serien
- Visuelle Umsetzungen von lokalen Themen
- Investigative Recherchen

Die Konrad-Adenauer-Stiftung vergibt den Journalistenpreis seit 1980 jährlich. Sie zeichnet Journalisten und Redaktionen aus, die Vorbildliches für den deutschen Lokaljournalismus geleistet haben, ob in Print- und/oder digitalen Medien. Sie spricht nicht nur gut ausgerüstete Großstadtreaktionen an, auch Lokalredaktionen mit knapper Besetzung bekommen ihre faire Chance. Bei der Preisvergabe berücksichtigt die Jury diese Unterschiede in der redaktionellen Ausstattung.

Der **Sonderpreis für Volontärsprojekte** richtet sich an junge Journalisten. Sie können sich bewerben mit ihren Ideen, Texten und Projekten, vor allem solche mit einem interaktiven Ansatz – zum Beispiel mit Veranstaltungen, Online-Foren und Leserkontakten aller Art.

Die Arbeiten müssen in der Zeit vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 2017 in einer in Deutschland erscheinenden Zeitung veröffentlicht worden sein. Jahresübergreifende Serien, die zwar in 2016 begonnen wurden, von denen der größte Teil aber in 2017 abgedruckt wurde, sind ebenfalls teilnahmeberechtigt.

Einsendeschluss ist der 31. Januar 2018.

Autoren können sich mit einem oder mehreren Beiträgen bewerben. Das Bewerbungsportal ist ab dem **15. November 2017** auf www.kas.de/lokajournalistenpreis geschaltet.

- 1. Preis 6.000,- EUR**
- 2. Preis 3.000,- EUR**

Sonderpreis für Volontärsprojekte: 2.000 EUR

Für weitere Preise in verschiedenen Kategorien (z.B. Leser-Blatt-Bindung, Reportage, Sonderveröffentlichungen) stehen Preisgelder in einer Gesamthöhe von 10.000 Euro zur Verfügung.



Konrad
Adenauer
Stiftung

Susanne Kophal
Leiterin Eventmanagement
Konrad-Adenauer-Stiftung
10907 Berlin

Telefon: 030/26996-3216
Telefax: 030/26996-3237
susanne.kophal@kas.de

www.kas.de